

Mobilität und Wissenstransfer in diachroner und interdisziplinärer Perspektive

Topoi

Berlin Studies of the Ancient World

Edited by
Excellence Cluster Topoi

Volume 9

De Gruyter

Mobilität und Wissenstransfer in diachroner und interdisziplinärer Perspektive

Herausgegeben von
Elke Kaiser
Wolfram Schier

De Gruyter

ISBN 978-3-11-025890-5
e-ISBN 978-3-11-025891-2
ISSN 2191-5806

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Einbandbild: 2013 © B. Nennstiel, nach D. Quast/M. Knaut, Archäologie und Migration. In: M. Knaut/D. Quast (Hrsg.), Die Völkerwanderung. Europa zwischen Antike und Mittelalter (Stuttgart: Theiss 2005) S. 18.

Satz: Dörlemann Satz GmbH & Co. KG, Lemförde

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Vorwort

Mobilität und Wissenstransfer in diachroner und interdisziplinärer Perspektive

Vorträge, gehalten während des Workshops der Forschergruppe A-II im Exzellenzcluster 264 Topoi an der Freien Universität Berlin am 02./03.12.2009

Das Exzellenzcluster 264 „Topoi – The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations“ an zwei der Hochschulen Berlins befasst sich mit der Erforschung der Interdependenzen von Raum und Wissen in Kulturwissenschaften. Mit ihren Untersuchungen von räumlichen Auswirkungen technologischer Neuerungen und Veränderungen der Lebenswelten in verschiedenen Regionen während unterschiedlicher Epochen konzentriert sich die Forschergruppe A-II auf zentrale Fragestellungen in diesem Forschungsverbund. Im Mittelpunkt stehen folglich Themen wie Innovation, Mobilität und Wissenstransfer.

Der Workshop „Mobilität und Wissenstransfer in diachroner und interdisziplinärer Perspektive“ war als Initiative gedacht, Untersuchungen und Überlegungen zu räumlicher Mobilität bzw. Wanderungsbewegungen und deren Auswirkung auf die Ausbreitung von Wissen aus verschiedenen kulturhistorischen und kulturtheoretischen Disziplinen zusammenzuführen. Neben zahlreichen Altertumswissenschaftlern nahmen Fachvertreter der Ethnologie, der Wirtschafts- und der Religionswissenschaften teil. Die angeregten Diskussionen, die sich an die Impulsreferate anschlossen, sowie der große Besucherkreis haben gezeigt, dass das Thema in den Kulturwissenschaften weiterhin sehr virulent ist. Die gemeinsame Erörterung der Beiträge hat zu vielen neuen Einblicken in Wesen und Rolle von räumlicher Mobilität geführt, die zu einer besseren Strukturierung dieses Phänomens sowohl in historischer als auch schriftloser Zeit notwendig sind. Diese Überlegungen sind wiederum grundlegend, um die Ausbreitung von neuen Kenntnissen und Fertigkeiten über größere Räume hinweg verstehen zu lernen, und gehen somit direkt mit dem Forschungsvorhaben des gesamten Exzellenzclusters einher.

Wir freuen uns, dass eine Publikation des Workshops in der Reihe „Topoi. Berlin Studies of the Ancient World“ erfolgen kann. Susanna Harris, Emily Schalk, Josephine Schoeneberg sowie Solveig Semjank danken wir herzlich für ihre wertvolle Hilfe bei der Vorbereitung dieses Bandes.

Die Herausgeber Elke Kaiser, Wolfram Schier

Inhalt

Vorwort	V
WOLFRAM SCHIER	
Mobilität und Wissenstransfer in prähistorischer und interdisziplinärer Perspektive	I
UTE LUIG	
Mobilitätsdiskurse in der Ethnologie	II
STEFAN BURMEISTER	
Migration – Innovation – Kulturwandel. Aktuelle Problemfelder archäologischer Investigation	35
REINHARD BERNBECK	
Flexible Lebens- und Wissensformen. Die Halaf-Tradition Nordmesopotamiens	59
SUSAN POLLOCK	
The Circulation of People and Knowledge in Uruk Mesopotamia . . .	83
EVA CANCIK-KIRSCHBAUM	
Überlegungen zu Schrift, Schriftlichkeit und der ‚Mobilität von Wissen‘ im Alten Orient	103
HEIKE WILDE	
Technologie und Kommunikation. Innovationsschübe vor dem Hintergrund der Außenbeziehungen Altägyptens	115
ALMUT-BARBARA RENGER	
Mobilität und Migration im Mittelmeerraum. Zur mytho- topographischen Erzähl- und Erinnerungskultur der Griechen am Beispiel der Familie der Europa	151

KERSTIN HOFMANN

Hogbacks – Zeugnisse akkultrierter Migranten? 173

CARSTEN DREHER

Die Diffusion von Innovationen über Zeit und Raum.

Ein Überblick zu Ansätzen der Diffusionsforschung und
evolutionären Innovationsökonomie 209

Abstracts 249

Autorinnen und Autoren 256

Mobilität und Wissenstransfer in prähistorischer und interdisziplinärer Perspektive

Einleitung

In einer Wissenschaft wie der Archäologie, deren Quellen Materialisierungen menschlichen Agierens in Raum und Zeit sind, stößt Mobilität a priori auf ein quellentheoretisches Problem. Archäologische Spuren hinterlässt, was von (einer gewissen) Dauer ist – dynamische Prozesse können retrospektiv nicht direkt erschlossen, sondern bestenfalls aus dem Vergleich von Zeitscheiben rekonstruiert werden. Die Ortsbezogenheit der archäologischen Quellen begünstigt daher zunächst statische Rekonstruktionen der Kulturen und ihrer sozialen Binnenstruktur. Veränderung und Kulturwandel erschließen sich archäologisch im Zeitraffer der *Longue durée* durch den Vergleich von Raumausschnitten in zeitlich größerem Abstand. Prähistorie ist in diesem Sinne eher Prozess- und Strukturgeschichte als Ereignisgeschichte.

Ehe in der Prähistorischen Archäologie auf unabhängigem naturwissenschaftlichem Wege gewonnene Datierungen verfügbar waren, wurde die Veränderung der materiellen Kultur selbst zum Zeitmaßstab gemacht – sowohl die Typologische Methode Oscar Montelius' als auch die im 19. Jahrhundert einsetzende Auswertung von stratifizierten Ablagerungen in Höhlen und Siedlungshügeln beruhen auf diesem methodischen Prinzip.

Umso erstaunlicher ist eigentlich, dass in der Prähistorischen Archäologie Kulturwandel im Allgemeinen, aber auch speziell das Auftreten technologischer Innovationen traditionell mit Mobilität von Bevölkerung, explizit meist durch Einwanderung erklärt wurde. Migration kann als Spezialfall von Mobilität gesehen werden, ebenso wie die Ausbreitung von Innovationen in den breiteren Kontext des Transfers von Wissen gehört.

Die Frage nach den Zusammenhängen zwischen der Mobilität (von Individuen und Gruppen) und dem Transfer von Wissen schien uns gewinnbringend in einem größeren interdisziplinären Rahmen und mit einer diachronen Perspektive zu erörtern zu sein. So entstand die Idee, diesen Themenkomplex zum Gegenstand eines interdisziplinären Workshops zu machen, der vom 2.–3. Dezember 2009 im Berliner Topoi-Haus der Freien Universität stattfand. Das breite Echo, das unsere Einladung fand, bestätigte die Einschätzung, dass Mobilität und Wissenstransfer in verschiedenen altertums- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen Gegenstand aktueller Diskurse sind.

Mobilität und Verbreitung von Wissen als Transferprozesse

Auf einer allgemeinen Ebene können sowohl die Mobilität von Menschen als auch die Verbreitung von Wissen unter der Kategorie Transferprozesse subsumiert werden. Dabei kann es sich um diskursiv vermitteltes Grundlagenwissen wie beispielsweise astronomische oder mathematische Kenntnisse handeln, aber auch um operatives Wissen wie die Kenntnis bestimmter Rohstoffe, ihrer Gewinnung und Verarbeitung. Jenseits der ökonomisch-funktionalen Sphäre gehören Glaubensinhalte, Mythen und Ideologien ebenso zu den Wissenskategorien wie Sprache.

Innerhalb der Mobilität von Menschen sind verschiedene Unterscheidungskriterien üblich. So wird zunächst individuelle von gruppenspezifischer Mobilität unterschieden. Ihre räumliche Struktur kann als zyklisch oder gerichtet bezeichnet, ihr zeitliches Auftreten als periodisch, episodisch oder singulär charakterisiert werden. Groß ist auch das Spektrum dominierender Beweggründe, die ökonomisch, sozial, politisch oder religiös motiviert sein können.

Neben dem Transfer von Wissen und von Personen gehört hierzu als weiterer Bereich der Transfer von Gütern, der in all seinen kulturalanthropologisch viel diskutierten Formen (Austausch, Handel, Zeremonialtausch, Redistribution in freiwilliger oder erzwungener Form [Tribut]) jedoch nicht Gegenstand dieses Workshops sein soll.

Archäologische Deutungsmuster für Wissenstransfer und Kulturwandel

Die Verbreitung von Wissen ist zunächst ein raumbezogener Prozess. In der prähistorischen Archäologie allerdings manifestiert sich neues Wissen (Materialkenntnis und Technologie, handwerkliche Gestaltung, Zeichen und Symbole, rituelle Praktiken) oft zunächst im diachronen Kontrast. Das Konzept des archäologischen *Kulturwandels* ist daher in gewisser Hinsicht eine diachrone Perspektive auf einen Transfer von Wissen.

Wie S. Burmeister (Beitrag in diesem Band) mit Recht beklagt, wurde *Kulturwandel*, obgleich ein zentraler Gegenstand der archäologischen Forschung, bislang in der deutschsprachigen Forschung weitaus weniger theoretisch reflektiert¹ als der archäologische Kulturbegriff selbst.² Eine Unterscheidung endogener und exogener Kausalfaktoren liegt dabei ebenso nahe wie eine Differenzierung nach Ausmaß und Ablaufgeschwindigkeit der kulturellen Transformationsprozesse. Markante, durch Diskontinuitäten gekennzeichnete Prozesse (Krise, Katastrophe, Systemkollaps) waren weit eher Gegenstand archäologischer und historischer Diskurse als graduelle Veränderung von Kulturen in ihren materiellen und ideellen Erscheinungsformen.

¹ Dazu jüngst ausführlich Gramsch 2009.

² Beispielsweise Lüning 1972; Eggert 1976; Hachmann 1987; Wotzka 1993; Fröhlich 2000.

In der ur- und frühgeschichtlichen Forschung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in regionalen Wissenschaftstraditionen (z. B. Ost- und Südosteuropa) aber auch noch lange darüber hinaus,³ wurde archäologischer Kulturwandel meist pauschal durch *Migrationen* erklärt. Dieses Deutungsstereotyp findet sich nicht nur in der deutschsprachigen Forschung, wo es sich als inspiriert von der ethnologischen Kulturkreislehre erweist,⁴ sondern auch bei Gordon Childe.⁵

In der deutschsprachigen archäologischen Forschung wird Migration erst in den vergangenen eineinhalb Jahrzehnten verstärkt theoretisch reflektiert und diskutiert⁶ – im angloamerikanischen Sprachraum hingegen zeichnete sich die Prozessuale Archäologie durch expliziten Antimigrationismus aus.⁷ Hier setzte erst innerhalb der postprozessualen Strömungen der 1990er Jahre eine differenziertere Betrachtung von Migrationen ein.⁸

Es ist hier nicht der Raum für eine Erörterung der verschiedenen Migrationstheorien und -modelle; hierzu kann auf die Arbeiten von S. Burmeister und R. Prien verwiesen werden.⁹ Migrationen lassen sich unter anderem nach Anteil und sozialem Ausschnitt der betroffenen Bevölkerung differenzieren, wobei Wanderungen ganzer Populationen zumindest in historischen Zeiträumen recht selten bezeugt sind. Andere Kriterien können die räumliche Größenordnung (inner-/interregional), der Grad der Freiwilligkeit sowie die dominierenden *push*- und *pull*-Faktoren (politisch, ökonomisch, religiös etc.) sein. Für prähistorische Migrationen sind solche, bestenfalls indirekt erschließbare, Kriterien allerdings wenig geeignet für eine Primärklassifikation.

Migration ist nur eine Form räumlicher Mobilität von Menschen. Im Zusammenhang mit der Verbreitung von Wissen und als potentielle Innovatoren werden in der prähistorischen Archäologie mehrere Formen individueller Mobilität diskutiert.

Spezialisten wie *Prospektoren* (auf der Suche nach Erzlagerstätten) oder *Wanderhandwerker* werden häufig als Erklärungsmodell für die weiträumige Verbreitung von Technologien und Fertigungsdetails („Werkstättenkreise“) und damit auch als Innovatoren postuliert.¹⁰

3 Für das Auftreten neuer Kulturen im südosteuropäischen Neo- und Äneolithikum wird bis heute häufig Migration als wahrscheinlichstes Modell vertreten. Als Beispiele seien hier nur genannt Gh. Lazarovicis Konzept eines „Vinča C-Schocks“ im rumänischen Banat und Siebenbürgen (Lazarovici 1987) oder F. Draşoveans Hypothese der aus Thessalien eingewanderten Foeni-Gruppe, die am Beginn der frühkupferzeitlichen Petreşti-Kultur Siebenbürgens steht und auch im Banat belegt ist (Draşovean 1997; ders. 2004, 33). – Auch in der Bronzezeitforschung wurden bis in jüngere Zeit archäologische Kulturen mit Ethnien gleichgesetzt und ihr Wandel mit Migrationen oder gar Invasionen verbunden, vgl. Kemenczei 1982, 314f.

4 Prien 2005, 34f.

5 Renfrew 1994, 128–131.

6 Burmeister 1996; ders. 1998; ders. 2000; Prien 2005.

7 Härke 1997, 61. ders. 1998. Das methodologische Paradigma der Systemtheorie ließ etwa C. Renfrew Kulturwandel vor allem auf systemimmanente Mechanismen wie den *multiplier effect* zurückführen (Kienlin 1998, 84–85) – für historisch singuläre und extern ausgelöste Phänomene wie Migrationen war da kein Platz.

8 Mignon 1993, zitiert nach Prien 2005; Anthony 1990; Chapman/Hamerow 1997.

9 Burmeister 1996; ders. 1998; Prien 2005, 11–48; Burmeister (in diesem Band).

10 Metallurgengräber: Bertemes/Schmoltz/Thiele 1999, Batora 2002; Bertemes 2004. – Wanderhandwerker: Neipert 2006.

Für die vorrömische Eisenzeit und vor allem die römische Kaiserzeit wird die Rolle von *Söldnern* als Erfahrungsträger bei der Rückkehr in ihre jeweilige Heimatregion (*Keltikē, Germania Libera*) diskutiert. Während für die keltischen Wanderungen Migration und individuelle Mobilität nicht unbedingt scharf zu trennen sind, scheint bei Foederati und Söldnern in römischen Diensten letztere zu dominieren. Die Bedeutung dieser Rückkehrer für Wissenstransfer und Wandel der indigenen Kulturen ist sicherlich nicht zu unterschätzen.¹¹

Ein weiteres Feld individueller Mobilität, das insbesondere in der Bronze- und Eisenzeitforschung gerne als Erklärung herangezogen wird, ist der Austausch von *Heiratspartnern* zwischen exogamen Gruppen. Vor allem weibliche, selten männliche Bestattungen mit Trachtelementen und Schmucktypen, die vom regionalen Kanon abweichen, werden als „Fremde Frau“ bezeichnet und als aus benachbarten oder gar entfernten Regionen „eingehiratet“ interpretiert.¹² Die Frage nach der Größe exogamer Gruppen und entsprechender individueller Mobilität von Heiratspartnern hat auch für das Neolithikum, bedingt durch die neuen Aussagemöglichkeiten der Analyse stabiler Isotopen an menschlichem Zahnmaterial, in jüngster Zeit Auftrieb erhalten.¹³

Während im angloamerikanischen Sprachraum Migration in prähistorischen Zeiträumen häufig auch als *demic diffusion* bezeichnet wird, wird Diffusion im aktuellen archäologischen und kulturwissenschaftlichen Diskurs tendenziell als Gegensatz zur Mobilität ganzer Gruppen verstanden. Diffusion als Transferprozess von Wissen (Technologien, Wirtschaftsformen, Glaubensvorstellungen) setzt allerdings Kommunikation und damit, unter den Bedingungen prähistorischer Infrastruktur, zwangsläufig *individuelle* Mobilität voraus.

Prähistorische Innovationen – Indikatoren und Modelle

Innovationen, insbesondere technologischer Art, spielen seit jeher eine wichtige Rolle in der prähistorischen Archäologie, nicht selten dienen sie sogar zur Abgrenzung von Epochen. So wurde bereits in der französischen Forschung des späten 19. Jahrhunderts die Unterscheidung zwischen Paläo- und Neolithikum am Aufkommen des Steinschlicfs festgemacht („*L'âge de la pierre taillée*“ – „*L'âge de la pierre polie*“).

Besonders folgenreiche und vieldiskutierte prähistorische Innovationen sind die Ausbreitung der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft (*Neolithisierung*), die *Kupfermetallurgie* und

¹¹ Schönfelder 2007; Roymans/Derks 2007, bes. 314f. – Heimkehrende Söldner haben offenbar sowohl technologisches Wissen mitgebracht, wie etwa der Bau von Getreidespeichern nach dem Vorbild römischer *Horrea* auf Sylt (Kossack 2001), als auch magische bzw. rituelle Praktiken (Nüsse 2011). – Diese Literaturhinweise verdanke ich Morten Hegewisch, Berlin.

¹² Laux 1996, 156–161; Jockenhövel 2007.

¹³ Price/Bentley 2005; zur Annahme von Patrilokalität kommt Eisenhauer 2003 aufgrund einer Untersuchung epigenetischer Verwandtschaftsmerkmale in Talheim.

der von Rindern gezogene *Wagen* mit Scheibenrädern. Aber auch die Verbreitung der *Töpferscheibe* oder der *Eisenverhüttung* gehören zu den gut dokumentierten prähistorischen Innovationen, während *Milchwirtschaft* und *Wollnutzung* noch immer unter Nachweisproblemen leiden und hinsichtlich des Zeitraumes, der Ausbreitungsrichtung und -geschwindigkeit umstritten sind.

Ein Vergleich dieser verschiedenen Innovationen und ihrer Ausbreitung, der hier nicht näher ausgeführt werden kann, lässt Gemeinsamkeiten, aber auch erhebliche Unterschiede erkennen. Sie tragen dazu bei, einige methodische Grundsätze prähistorischer Innovationsforschung zu formulieren.

- Die Eingrenzung eines Ursprungsgebietes setzt den Nachweis von Zeitgradienten voraus, das heißt, die maximalen Datierungen in postulierten Ausbreitungsräumen müssen signifikant jünger sein als im vermuteten Entstehungszentrum.
- Nur im Falle räumlich konsistenter Zeitgradienten lässt sich zwischen mono- und polyzentrischen Innovationen unterscheiden. Im Falle von Rad und Wagen sind, in Ermangelung von Zeitgradienten, weder das Zentrum / die Zentren noch die Ausbreitungsrichtung(en) erkennbar: früheste Belege in Mitteleuropa und Mesopotamien sind nahezu zeitgleich.¹⁴
- Nur wenn Zeitgradienten die chronologische Unschärfe der Datierungsverfahren deutlich übersteigen, sind Approximationen der Ausbreitungsgeschwindigkeit möglich.
- Es bedarf des Nachweises von Kulturkontakten und Kommunikation in anderen Bereichen, um die Reichweite der Ausbreitung von Innovationen zu ermitteln. Andernfalls besteht die Gefahr, unabhängige, konvergente Innovationsprozesse zu übersehen und irrtümlich zu fusionieren („Hyperdiffusionismus“).
- Kontakt und potentielle Verfügbarkeit des für eine Innovation erforderlichen Wissens alleine reichen nicht aus, wenn es an der gesellschaftlichen Akzeptanz mangelt. Auch für prähistorische Innovationen ist regional unterschiedliche Akzeptanz respektive Ablehnung belegbar, was die Bedeutung ökonomischer, sozialer, naturräumlicher und kultureller Faktoren beim Innovationsprozess unterstreicht.

Gründe für und Auslöser von Innovationen werden im Forschungsdiskurs häufig sehr kontrovers diskutiert. Auch hier sind, in forschungshistorischer Perspektive, Deutungsstereotype zu beobachten. So stehen wiederholt ökonomischen Erklärungsansätzen (funktionale Überlegenheit des neuen Werkstoffs oder der neuen Technologie) symbolisch-ideologische Interpretationen diametral gegenüber. Frühen Wagen wird ein ökonomischer Nutzen von manchen Autoren ebenso abgesprochen wie frühen Kupfergeräten, bei ersteren sei der primäre Zweck im rituellen Bereich zu suchen,¹⁵ bei letzteren in ihrer

¹⁴ Burmeister 2004.

¹⁵ Vosteen 1998.

Prestigefunktion.¹⁶ Solche anti-ökonomischen Deutungen lassen sich ideengeschichtlich zurückverfolgen bis zu Eduard Hahn, der 1896 die (neolithische) Domestikation von Rind, Schaf und Ziege unter anderem mit dem Bedarf an Opfertieren begründete.¹⁷

Innovationen setzen Wissenstransfer voraus, doch führt dieser nicht zwangsläufig zu Innovationen. Wissenstransfer ist, unter archaischen Verkehrs- und Kommunikationsbedingungen, gekoppelt an persönlichen Kontakt, also an zumindest individuelle Mobilität. Deutungsstereotype wie jenes, das Kulturwandel pauschal mit Migrationen verbindet, sind gleichwohl kritisch zu hinterfragen. Migrationen sollten andererseits auch nicht aus ideologischen Gründen wegdiskutiert werden, sie sind vielmehr auch für antike und prähistorische Zeiträume als soziale Fakten evident. Aus archäologischer Perspektive gibt es somit ein großes Potential für die interdisziplinäre Erforschung der Zusammenhänge zwischen Mobilität und Wissenstransfer.

Im interdisziplinären Vergleich erschien nicht nur die Frage nahe liegend, inwieweit überhaupt Mobilität Einzelner und Migration von Bevölkerungsgruppen Gegenstand aktueller Forschung sind, sondern auch, ob diese Forschung von eigenen empirischen Daten ausgeht oder in erster Linie kultur- und sozialwissenschaftliche Modelle zur Deutung von Mobilitätsphänomenen heranzieht.

Die Verbreitung von Wissen in schriftlosen Epochen ist also, und dies nicht nur in forschungshistorischer Perspektive, eng gekoppelt an die Mobilität von Personen, mitunter gar ganzer Bevölkerungsgruppen. Notwendig erscheint hierbei, im transdisziplinären Vergleich verschiedene Formen des Wissens zu kategorisieren. Archäologisch besonders gut fassbar ist operatives Wissen, zumal wenn es zu Technologien gebündelt auftritt. Der erfolgreichen Transfer von Technologien, resultierend in einer generellen Akzeptanz und Übernahme in die entsprechenden Produktions- und Weiterverarbeitungsprozesse, manifestiert sich als Innovation, archäologisch erkennbar in Form neuer Materialien, Geräte oder Herstellungsverfahren. Doch nicht nur Technologien, sondern auch abstraktes Wissen, Glaubensvorstellungen, Ideologien und Verhaltensmuster bis hin zu Moden sind Diffusions- und Transferprozessen unterworfen. Hier gilt es offenkundig, den Begriff der Innovation präzise zu fassen und abzugrenzen von anderen kulturwissenschaftlichen Phänomenen wie Adaption und Akkulturation.

Eine zentrale Fragestellung für einen disziplinübergreifenden Vergleich ist die Rolle, die in den jeweiligen fachlichen Diskursen Mobilität von Einzelnen oder Gruppen beim Wissenstransfer zugeschrieben wird. Handelt es sich wirklich um ein essentielles Element, gar um eine Voraussetzung für die Weitergabe von Wissen und dessen nachhaltige Konsolidierung? Werden Migrationen in ihren kulturhistorischen Auswirkungen von ArchäologInnen vielleicht überbewertet? Welche alternativen Modelle des Wissenstransfers kommen in Betracht?

¹⁶ Strahm 1994.

¹⁷ Hahn 1896.

Im interkulturellen und diachronen Vergleich stellt sich weiterhin die Frage, ob bestimmte Wissensformen und Inhalte als besonders ‚mobil‘ betrachtet werden können.

In den nachfolgenden Beiträgen wird ein chronologisch wie geographisch weiter Bogen gespannt – von der Halaf- und Uruk-Zeit in Mesopotamien bis zu den britischen Inseln während der Wikingerzeit. Mobilität und Wissenstransfer respektive Mobilität von Wissen ist das zentrale Thema der drei Beiträge aus dem Bereich des Alten Orients (R. Bernbeck, S. Pollock, E. Cancik-Kirschbaum). Migration wird in den Beiträgen von S. Burmeister und U. Luig nicht nur begrifflich-konzeptionell und forschungsgeschichtlich thematisiert, sondern auch an ethnologischen und historischen Beispielen aus Afrika und Nordamerika behandelt. Bestimmte technologische Innovationen werden von H. Wilde mit Zeiten in Zusammenhang gebracht, für die eine allgemeine erhöhte Mobilität in der ägyptischen Geschichtsschreibung festgehalten ist. Migrationen und Mobilität im Mittelmeerraum in ihrer mythologischen Reflexion sind Gegenstand des Beitrags von A.-B. Renger, während K. Hofmann dem Begriff der Akkulturation, seiner kulturwissenschaftlichen Diskussion und archäologischen Anwendbarkeit nachgeht und dies mit einem Fallbeispiel aus dem mittelalterlichen Großbritannien illustriert. Den Begriff der Innovation, der in mehreren altertumswissenschaftlichen Beiträgen thematisiert wird, beleuchtet aus einer ganz anderen, nämlich der wirtschaftswissenschaftlichen Perspektive der Beitrag von C. Dreher.

Die Diskussionen während des Workshops und sicherlich auch die hier abgedruckten Beiträge verdeutlichen, dass wir weit davon entfernt sind, die Prozesse des Wissenstransfers und der Innovation oder sogar des Kulturwandels in ihren Relationen zur Mobilität der beteiligten Menschen in allgemeingültiger Weise beschreiben und erklären zu können. Der transdisziplinäre Ansatz dieses Workshops hat gleichwohl für viele Teilnehmer neue Perspektiven sowie Anregungen erbracht, aber auch neue Fragen aufgeworfen. Als Anregung zu fortgesetzter interdisziplinärer Diskussion versteht sich auch seine Publikation.

Literaturverzeichnis

Anthony 1990

D. W. Anthony, Migration in Archaeology: The Baby and the Bathwater. *American Anthropologist* 92, 1990, 895–914.

Bertemes 2004

F. Bertemes, Frühe Metallurgen in der Spätkupfer- und Frühbronzezeit. In: H. Meller (Hrsg.), *Der geschmiedete Himmel*. Die weite Welt im Herzen Europas vor 3600 Jahren. (Stuttgart 2004) 144–149.

Bátora 2002

J. Bátora, K hrobom metalurgov z obdobia eneolitu v strednej, západnej a východnej Európe. (Zu Gräbern von Metallurgen aus der Epoche des Äneolithikums in Mittel-, West- und Ost-

europa). In: I. Chebeň/I. Kuzma (Hrsg.), *Otázky neolitu a eneolitu našich krajín 2001*. Zborník referátov z 20. pracovného stretnutia bádateľov pre výskum neolitu a eneolitu Čiech, Moravy a Slovenska. Liptovská Sielnica 9.–12. 10. 2001. *Archaeologica Slovaca Monographiae, Communicationes* 4 (Nitra 2002) 35–46.

Bertemes et al. 1999

F. Bertemes/K. Schmotz/W. R. Thiele Das Metallurgengrab 9 des Gräberfeldes der Glockenbecherkultur von Künzing, Lkr. Deggendorf. *Archäologische Arbeitsgemeinschaft Ostbayern* 9, 1999, 53–60.

Burmeister 1996

S. Burmeister, Migration und ihre archäologische Nachweisbarkeit. *Archäologische Informationen* 19, 1996, 13–21.

Burmeister 1998

S. Burmeister, Ursachen und Verlauf von Migrationen – Anregungen für die Untersuchung prähistorischer Wanderungen. *Studien zur Sachsenforschung* 11, 1998, 19–41.

Burmeister 2000

St. Burmeister, Archaeology and Migration – Approaches to an Archaeological Proof of Migration. *Current Anthropology* 41, 2000, 539–567.

Burmeister 2004

S. Burmeister, Der Wagen im Neolithikum und in der Bronzezeit: Erfindung, Ausbreitung und Funktion der ersten Fahrzeuge. In: M. Fansa/St. Burmeister (Hrsg.), *Rad und Wagen*. Der Ursprung einer Innovation – Wagen im Vorderen Orient und Europa (Mainz 2004) 13–40.

Chapman/Hamerow 1997

J. Chapman/H. Hamerow (Hrsg.), *Migrations and Invasions in Archaeological Explanation*. British Archaeological Reports/International Series (Oxford 1997).

Draşovean 1997

F. Draşovean, Die Petreşti-Kultur im Banat. *Prähistorische Zeitschrift* 72, 1997, 54–80.

Draşovean 2004

F. Draşovean, Transylvania and the Banat in the Late Neolithic. The Origins of the Petreşti Culture. *Antaeus* 27, 2004, 27–36.

Eggert 1976

M. K. H. Eggert, Zum Kulturkonzept in der prähistorischen Archäologie. *Bonner Jahrbücher* 176, 1976, 1–20.

Eisenhauer 2003

U. Eisenhauer, Jüngerbandkeramische Residenzregeln: Patrilokalität in Talheim. In: J. Eckert/U. Eisenhauer/A. Zimmermann (Hrsg.), *Archäologische Perspektiven. Analysen und Interpretationen im Wandel* [Festschr. für Jens Lüning] (Rahden/Westf. 2003) 561–573.

Fröhlich 2000

S. Fröhlich (Hrsg.), *Kultur*. Ein interdisziplinäres Kolloquium zur Begrifflichkeit. Halle (Saale), 18. bis 21. Februar 1999. (Halle/Saale 2000).

Gramsch 2009

A. Gramsch, Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: Überlegungen zum Kulturwandel. In: A. Zeeb-Lanz, *Krisen – Kulturwandel – Kontinuitäten*. Zum Ende der Bandkeramik in Mitteleuropa. Beiträge der Internationalen Tagung in Herxheim bei Landau (Pfalz) vom 14.–17. 06. 2007 (Rahden/Westf. 2009) 9–25.

Hachmann 1987

R. Hachmann (Hrsg.), *Studien zum Kulturbegriff in der Vor- und Frühgeschichtsforschung*. Saarbrücker Beiträge zur Altertumskunde 48 (Bonn 1987).

Hahn 1896

E. Hahn, *Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen* (Leipzig 1896).

Härke 1997

H. Härke, Wanderungsthematik. Archäologen und politisches Umfeld. *Archäologische Informationen* 20, 1997, 61–71.

Härke 1998

H. Härke, Archaeologists and migrations: A problem of attitude? *Current Anthropology* 39, 1998, 19–45.

Jockenhövel 2007

Zu Mobilität und Grenzen in der Bronzezeit. In: S. Rieckhoff/U. Sommer (Hrsg.), *Auf der Suche nach Identitäten*. Volk, Stamm, Kultur, Ethnos. (BAR International Series 1705) (Oxford 2007) 95–106.

Kemenczei 1982

T. Kemenczei, Nordostungarn in der Spätbronzezeit. In: B. Hänsel (Hrsg.), *Südosteuropa zwischen 1600 und 1000 v. Chr.* Prähistorische Archäologie in Südosteuropa 1 (Berlin 1982) 305–320.

Kienlin 1997

T. Kienlin, Die britische Processual Archaeology. In: M. K. H. Eggert/U. Veit (Hrsg.), *Theorie in der Archäologie*. Zur englischsprachigen Diskussion. Tübinger Archäologische Taschenbücher 1 (Münster 1998) 67–113.

Kossack 2001

G. Kossack, Ein Speicherbau aus römischer Verwandtschaft in Archsum (Sylt). In: M. Meyer (Hrsg.), „... *trans albam fluvium*“. Studien zur vorrömischen, kaiserzeitlichen und mittelalterlichen Archäologie [Festschrift A. Leube] (Rahden/Westf. 2001) 327–335.

Lazarovici 1987

Gh. Lazarovici, „Șocul“ Vința C în Transilvania. Contribuții la geneza eneoliticului timpuriu. *Acta Musei Porolissensis* 11, 1987, 33–55.

Laux 1996

F. Laux, Zur gesellschaftlichen und sozialen Gliederung der bronzezeitlichen Gruppen in Niedersachsen. In: G. Wegner (Hrsg.), *Leben – Glauben – Sterben vor 3000 Jahren*. Bronzezeit in Niedersachsen (Oldenburg 1996) 147–165.

Lüning 1972

J. Lüning, Zum Kulturbegriff im Neolithikum. *Prähistorische Zeitschrift* 47, 1972, 145–173.

Neipert 2006

M. Neipert, *Der „Wanderhandwerker“*. Archäologisch-ethnographische Untersuchungen. Tübinger Texte 6 (Rahden/Westf. 2006).

Nüsse 2011

H.-J. Nüsse, Römischer Schadenzauber bei den Germanen? *Archäologisches Korrespondenzblatt* 41, 1, 2011, 133–138.

Price/Bentley 2005

T. D. Price/R. A. Bentley, Human Mobility in the Linearbandkeramik: An Archaeometric Approach. In: J. Lüning/C. Frirdich/A. Zimmermann (Hrsg.), *Die Bandkeramik im 21. Jahrhundert* (Rahden/Westf. 2005) 203–215.

Prien 2005

R. Prien, *Archäologie und Migration*. Vergleichende Studien zur archäologischen Nachweisbarkeit von Wanderungsbewegungen. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 120 (Bonn 2005).

Renfrew 1994

C. Renfrew, Childe and the study of cultural process. In: D. R. Harris (ed.), *The Archaeology of V. Gordon Childe – Contemporary Perspectives* (London 1994) 121–133.

Roymans/Derks 2007

N. Roymans/T. Derks, Über die Heimkehr von Veteranen ins Batavergebiet. In: R. Cordie (Hrsg.), *Belgium. 50 Jahre Ausgrabungen und Forschungen* (Mainz 2007) 307–317.

Schönfelder 2007

M. Schönfelder, Zurück aus Griechenland – Spuren keltischer Söldner in Mitteleuropa. *Germania* 85,2, 2007, 307–328.

Strahm 1994

C. Strahm, Die Anfänge der Metallurgie in Mitteleuropa. *Helvetia Archaeologica* 25, 1994, 2–40.

Vosteen 1998

M. Vosteen, Zum Gebrauch der ältesten Wagen in Mitteleuropa. In: I. Matuschik/M. Maute/B. Fritsch (Hrsg.), *Tradition und Innovation*. Prähistorische Archäologie als historische Wissenschaft [Festschrift Christian Strahm]. (Rahden/Westf. 1998) 107–118.

Wotzka 1993

H.-P. Wotzka, Zum traditionellen Kulturbegriff in der prähistorischen Archäologie. *Pai-deuma* 39, 1993, 25–44.

Mobilitätsdiskurse in der Ethnologie

Einleitung

Die Ethnologie stand lange Jahre in dem Ruf, sich hauptsächlich mit ‚Naturvölkern‘ zu beschäftigen, die als statisch und zeitlos galten. Als Wissenschaft von den (exotisch) Anderen grenzte sie sich durch dichotome Zuschreibungen, wie z.B. heiße und kalte Gesellschaften, eindeutig von modernen Gesellschaften ab, die für ihre Dynamik gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse bekannt waren. Es erstaunt daher wenig, dass ein Begriff wie Mobilität in der ethnologischen Theoriebildung keine Rolle spielt. Dennoch zeigt sich bei näherem Nachdenken, dass verwandte Begriffe wie Wanderung, Expansion, Migration, Flucht, Reise in der Fachgeschichte sehr wohl wichtige Forschungsfelder darstellen, deren Bedeutung ohne Zweifel in den letzten Jahrzehnten beständig zugenommen hat.

Diese Behauptung möchte ich an drei verschiedenen Theoriekonstrukten, die mit sehr unterschiedlichen Fragestellungen einhergehen, kurz skizzieren. Dabei beziehe ich mich im Wesentlichen auf die drei Begriffe Wanderung, Expansion, Migration, die indes in der ethnologischen Tradition keine gesicherten und trennscharfen Begriffe darstellen, sondern eher aus der Perspektive der einzelnen Forscher definiert werden. Im Mittelpunkt meiner Darstellung steht der Begriff Migration, dessen Wandlung in den letzten hundert Jahren ich beschreibe. Ich beginne mit einem kurzen Hinweis auf die Bedeutung von Mobilität in der Debatte über Kulturkreise, die die deutschsprachige Ethnologie bis zu Beginn der 1960er Jahre beschäftigt hat, widme mich dann am Beispiel der Ausbreitung der Bantusprachen dem Begriff Expansion und beschreibe beispielhaft „imaginierte und reale Wanderungen“¹ für die Baule in der Elfenbeinküste und in Bezug auf die Tonga-Wandearbeiter. Ein Resumée der heutigen Bedingungen von Migration beschließt meinen kurzen Überblick über dieses Thema.

Diffusionismus und Mobilität

Mobilität ist ein Begriff, der Veränderungen im Raum und in der Zeit beschreibt und im Kontext der Diffusionismus-Debatte Bedeutung erlangte. Die Vertreter des Diffusionismus beschäftigten sich mit der Frage, „ob ähnliche Objekte, die in weit voneinander ent-

1 Dieses Begriffspaar übernehme ich der Beschreibung von Albert Wirz 1997, 35.

fernten Gegenden existieren, einen gemeinsamen Ursprung haben, d.h. also von einem gemeinsamen Ursprungsort (Diffusionszentrum) ausgegangen sind und sich durch Wandel, Mission, Wanderungen, Nachahmung, direkte oder indirekte Entlehnung u.a. über die Welt verbreitet haben“.² Einer der ersten Vertreter dieser Theorie war der Geograph und Völkerkundler Friedrich Ratzel,³ der in Anknüpfung an den Münchner Zoologen Moritz Wagner eine Theorie der Kultur entwickelte, für die Raum, Zeit und Migration konstitutiv waren. In seiner Studie über afrikanische Bögen, Pfeile und Speere untersuchte er, in welcher Weise durch das Formkriterium historische Beziehungen offengelegt und kartographisch dargestellt werden konnten. „Er überwand die Raumscheu, welche bisher die Ethnographen gehindert hatte, mit weitausgreifenden Wanderungen der angeblich geschichtslosen Naturvölker und mit Kulturverbreitung über große Entfernung zu rechnen“.⁴ Die Überlegungen von Ratzel hinsichtlich der „Formverwandtschaften“ wurden von Bernhard Ankermann aufgegriffen, von Leo Frobenius im Begriff des Kulturkreises zusammengefasst und von Fritz Graebner,⁵ einem weiteren Museumswissenschaftler, systematisiert.

Es würde hier zu weit führen, die jahrzehntelangen Auseinandersetzungen über die Kulturkreise, die sich anfänglich lediglich auf Objekte der materiellen Kultur stützten, aber später auch Siedlungsformen, Bestattungsriten, Mythenmotive mit einschlossen,⁶ im Detail zu verfolgen. Sie waren ein Versuch, die Raumgebundenheit von Kultur ebenso wie ihre Veränderungen durch Formen der Mobilität zu reflektieren. Zwar kritisiert Mühlmann zu Recht den atomistischen Charakter dieses Kulturbegriffs,⁷ weil Kulturen hier primär als Aggregate von Objekten und nicht als sinnhafte Strukturen verstanden wurden, doch generierte die jahrelange Auseinandersetzung über diesen Begriff wichtige Fragen der Anpassung und der inneren Dynamik von Gesellschaft.

Die Bantu-Expansion

Neben dem Sammeln und der Beschreibung von Objekten war die Analyse von Sprachen ein weiteres wichtiges Mittel zum Verständnis schriftloser Völker. Dieses in der Tradition der Aufklärung stehende Erkenntnisinteresse führte zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht nur zur Begründung der Indogermanistik, sondern seit der Mitte dieses Jahrhunderts auch zu einer intensiven Beschäftigung mit afrikanischen Sprachen, die vor allem von Missionaren untersucht wurden. Im Mittelpunkt standen die Bantusprachen, deren Erforschung

2 Hirschberg 1998, 99.

3 Ratzel 1891.

4 Mühlmann 1968, 125.

5 Graebner 1967.

6 Vgl. dazu die Kritiken von Bormida 1967 und Vansina 1973.

7 Mühlmann 1968, 128.

mit dem Namen von William Bleek (1827–1875), einem in Bonn als Philologe ausgebildeten Bibelwissenschaftler,⁸ verbunden ist. Bleek hatte entdeckt, dass vom Atlantik bis zum Indischen Ozean und vom innertropischen Regenwald bis hinunter ins heutige Südafrika – mit Ausnahme der Kalahari und großer Teile von Namibia – untereinander verwandte Sprachen gesprochen wurden. Er kreierte für diese Sprachgruppe, die je nach Klassifikation zwischen 400 und 600 Sprachen umfasst, das Wort *bantu*, das als Plural von *muntu* die Bezeichnung für Menschen ist. Er befasste sich ebenso wie Carl Meinhof (1857–1944) mit der Frage ihres Ursprungs und ihrer Ausbreitung.

Meinhof ging wie viele Wissenschaftler nach ihm von der Annahme aus, dass sich die Bantusprachen von einer gemeinsamen Ausgangssprache, dem so genannten Ur-Bantu, herleiteten. Er wendete zudem – ganz im Sinne der damaligen Zeit – diese rein linguistische Bezeichnung auch auf die Sprecher dieser Sprachen an, identifizierte also Sprache mit Ethnonym und folgerte daraus, dass die Ausbreitung der Sprache nur durch einen Wanderungsprozess erfolgt sein könne. Die Gleichsetzung von Sprache und Ethnos schätzten nicht nur Linguisten als methodisch hoch problematisch ein, sondern auch Historiker wie Thea Büttner und der Ethnologe Franz Boas, der auf unterschiedliche Entwicklungsdynamiken von Sprache und Kultur verwies. Trotz dieser grundsätzlichen Kritik, die auch von weiteren linguistischen Erkenntnissen gestützt wurde, war die Idee von *den Bantu* nicht mehr auszumerzen. Sie wurde – interessanterweise – auch von afrikanischen Intellektuellen aufrechterhalten, so u. a. von Théophile Obenga, einem kongolesischen Historiker und Schriftsteller, der eine gemeinsame Kultur und Weltsicht aller Bantusprecher postulierte.⁹ Diese so genannte „*philosophie bantoue*“, ¹⁰ befeuerte jahrzehntelang die Diskussion darüber, ob es eine genuin afrikanische Philosophie gebe oder nicht.¹¹

Diffusion und Differenzierung des Bantu

Ebenso wie die Frage nach dem Urvolk beflügelte auch die Frage nach der Verbreitung der Sprache die Phantasie der mit dem Thema befassten Wissenschaftler. Ein halbes Jahrhundert nach Meinhof konnte Joseph H. Greenberg zeigen, dass das Bantu mit einem Zweig der Benue-Cross River-Sprachen verwandt ist, die wiederum zu den Niger-Congo-Sprachen gehören.¹² Er nahm daher an, dass das Ur-Bantu aus der Region Cross-River stammt. Das Zentrum lag seiner Meinung nach in Kamerun und in dem daran angrenzenden Teil von Nigeria. Jan Vansina zufolge wanderten Bantu-sprechende Gruppen von Nigeria aus nach

8 Vgl. Wirz 1997, 36.

9 Obenga 1985.

10 Vgl. Tempels 1945.

11 Vgl. Mudimbe 1988.

12 Greenberg 1963.

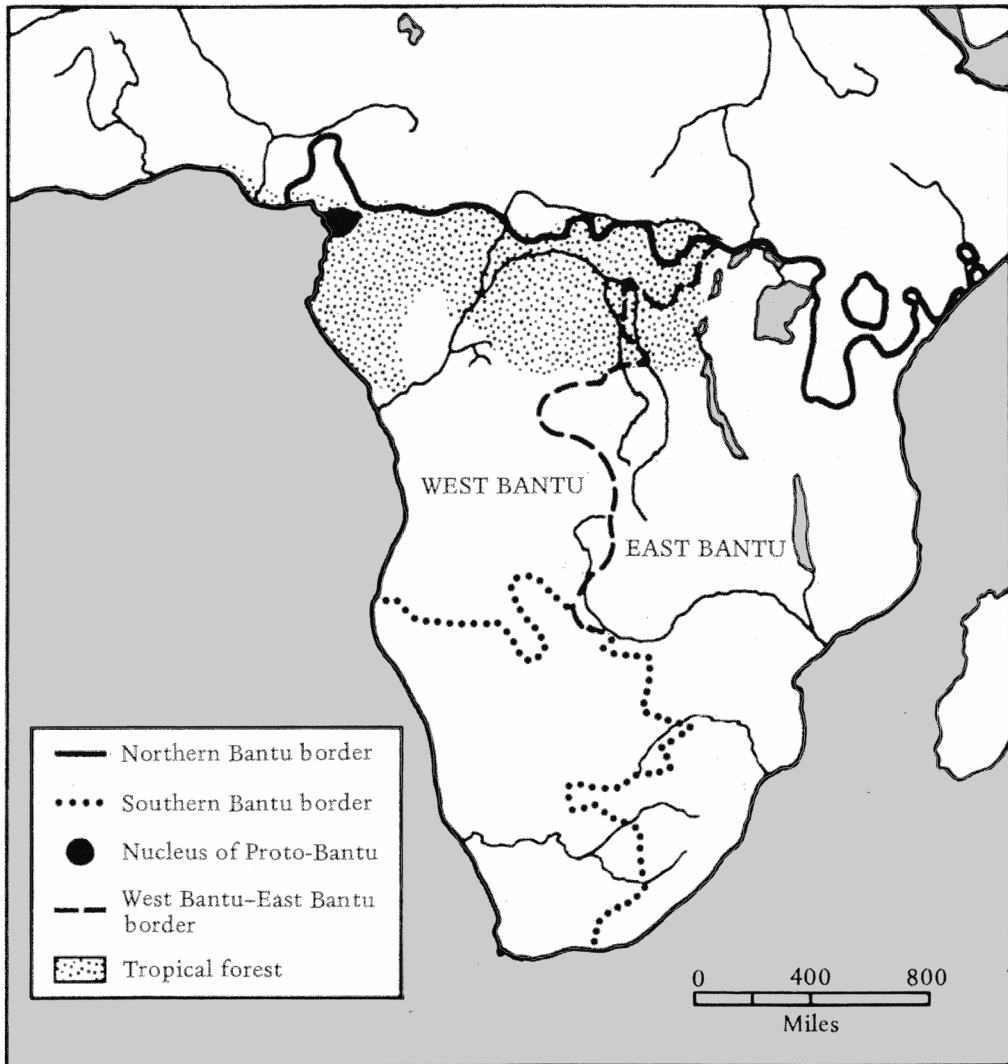


Abb. 1 | Die Verbreitung der Bantusprachen (aus Curtin et al. 1978, 26)

Westen, Richtung Kamerun und Gabun.¹³ Von dort aus wandten sie sich entweder nach Norden entlang des Regenwaldes oder entlang seiner südlichen Ränder nach Zentral- und Südafrika (Abb. 1).

Vansina gibt das Benue-Tal als Wiege der Bantusprachen an, die sich dort ungefähr 3000 v. Chr. in die westlichen und östlichen Bantusprachen teilten, die sich ihrerseits wei-

¹³ Vansina 1990, 49f.

ter auffächerten.¹⁴ Während sich die Ausbreitung der westlichen Bantusprachen eher langsam vollzog, diffundierten die östlichen und südlichen Bantusprachen vergleichsweise schnell, was sich aus der engen Verwandtschaft ihrer Sprachen ergibt. Das Jahr 1000 v. Chr. gilt hier allgemein als eine Zeit des kulturellen Umbruchs,¹⁵ für das südliche Afrika wird 800 v. Chr. als Richtschnur angegeben.

Neuere Untersuchungen, die z. T. auf unterschiedlichen Gliederungen der Bantusprachen basieren,¹⁶ halten indes einen einheitlichen Ursprung der Bantusprachen (ähnlich dem Befund des Indogermanischen) nicht mehr für plausibel. So argumentiert Reinhard Klein-Arendt, dass „sicherlich alle Bantusprachen auf eine sprachliche Urquelle zurückgehen, die von Malcolm Guthrie als so genannte Proto-Bantu rekonstruiert wurde“, aber die Annahme einer linearen, von einer einzigen historischen Quelle ausgehenden Entwicklung sei unzureichend. Vielmehr müssen sich verschiedene, genealogisch verwandte Ursprachen zu unterschiedlichen Zeiten auf unterschiedlichen Wegen in das heutige Gebiet der Bantusprachen verbreitet und dort mit bereits vorhandenen verwandten sowie nicht-verwandten Sprachen vermischt haben.“¹⁷ In diesem Prozess wird neuerdings auch dem Kuschitischen eine gestaltende Rolle für die ostafrikanischen Bantu zugeschrieben.¹⁸ Klein-Arendt konnte sich dabei auch auf die Ergebnisse des Kölner Linguisten Bernd Heine stützen, der nach einem systematischen Sprachvergleich von 137 Bantusprachen die These vertrat, dass sich ausgehend von dem von Greenberg postulierten Herkunftsgebiet „die Besiedlung der Südhälfte Afrikas durch die Bantu-sprachigen Völker in drei großen aufeinanderfolgenden Ausbreitungswellen vollzogen hat“.¹⁹

Was kennzeichnet die Proto-Bantu-Sprecher?

Angesichts dieses recht komplexen Prozesses stellt sich die Frage, wer die Sprecher dieses Ur- oder Proto-Bantu waren, weshalb und auf welche Weise sie emigrierten?

Durch die Rekonstruktion des Ur- oder Proto-Bantu, die vor allem im epochalen Werk von Malcom Guthrie „Comparative Bantu“ festgeschrieben ist,²⁰ gelang es mit Hilfe von Wortfeldanalysen Aufschluss über ihre Wirtschaft, die soziale Ordnung und über die Religion zu erhalten.²¹ So stellten die Sprecher des Proto-Bantu in Kamerun und den benachbarten Gebieten Keramik her, hatten aber noch keine Kenntnisse der Eisenverhüttung.²² Es

¹⁴ Vansina 1990, 49.

¹⁵ Vgl. Krüger 2001, 605.

¹⁶ Vgl. dazu Möhlig 1981; Klein-Arendt 2001.

¹⁷ Klein-Arendt 2001, 71.

¹⁸ Klein-Arendt 2001, 72.

¹⁹ Heine 1973, 182.

²⁰ Guthrie 1967–71.

²¹ Die Quelle für die folgende Beschreibung sind Curtin et al. 1978, 28 f.

²² Vansina 1990, 49.

handelte sich, wie Vansina schreibt, um eine neolithische Kultur, die je nach Region auf Fischfang, Jagd und dem Anbau von Feldfrüchten basierte. Jene Gruppen, die am Rande des Regenwaldes siedelten, bauten Yams und Ölpalmen an, die in der Savanne lebenden Gruppen kultivierten Hirse und andere Getreidesorten. Auch hielten sie Kleintiere, wie Schafe und Ziegen. Verwandtschaftsstrukturen sowie Polygynie bildeten die Grundlage der sozialen Beziehungen, während Worte für Führerschaft (*leader*) auf eine hierarchische politische Organisation hindeuteten, die sich offensichtlich auf territoriale wie auf religiöse Bereiche (*Eastern Bantu*) erstreckte.

Motive und Formen der ‚Migration‘

Während sich die Hauptrichtungen der ‚Bantu-Migrationen‘ anhand linguistischer Analysen zumindest ansatzweise bestimmen lassen, wissen wir über das *Wie und Warum* dieser Prozesse noch immer sehr wenig.

Im Einklang mit den Vorstellungen von den Bantu als einheitlichem Volk nahmen Carl Meinhof wie auch der englische Kolonialpolitiker Sir Harry Johnston (1858–1927) an, dass sich die Sprache „im Zusammenhang mit einem gewalttätigen Wanderungsprozeß“ verbreitete; Johnston sprach gar von „Horden gewalttätiger Invasoren“.²³

In diesen Bildern wurden – ähnlich wie in der Kulturkreisdebatte – Bilder einer Völkerwanderung evoziert, die Vansina wie folgt beschreibt:

The image is generally that one day thousands started to move, destroying everything in their passage, or fleeing some conqueror, and that the emigrants walked in a beeline from their point of ‚origin‘ to the point where they lived at the end of the 19th century, that people forced other people out and threw them on the road.²⁴

Obwohl solche Massenmigrationen in der afrikanischen Geschichte Vansina zufolge nur in wenigen Fällen belegt sind, u. a. für die Jago in Zaire, die Ngoni und Kololo im südlichen Afrika, haben die Vorstellungen darüber die Imaginationen der Historiker beflügelt. Allerdings sprechen aus praktischer Sicht sehr gewichtige Gründe gegen eine solche Massenwanderung:

Die zu durchquerenden Gebiete waren ökologisch höchst verschieden und erforderten zum Überleben genaue Kenntnisse von Flora und Fauna. Die zentralafrikanischen Regenwälder gehören zu den prekärsten Ökosystemen der Welt, da ihr Boden nur über eine geringe Humusschicht und geringe Nährstoffe verfügt. Der Boden dient daher hauptsächlich als Stütze im Wachstumsprozess der Pflanzen, die mehrere Höhenstockwerke bilden

²³ Wirz 1997, 37.

²⁴ Vansina 1966, 17.

und dadurch ein eigenes Mikroklima erzeugen, das wegen der hohen Luftfeuchtigkeit die Austrocknung des Bodens verhindert. Trotz dieser günstigen Regenerationsbedingungen bietet der Regenwald aber nur begrenzte Möglichkeiten für Agrikultur, die wegen der Bodenqualität keine größeren Menschengruppen langfristig ernähren kann. Die zahlreichen Flüsse, Seen und Sümpfe stellen zudem schwierig zu überwindende Barrieren dar, die das Vorwärtkommen großer Gruppen von Personen behindern. Wie schwierig, gefahr- und qualvoll diese Art des Fortkommens für europäische Eroberer war, beschreibt Johannes Fabian in seinem Buch „Wissenschaft und Wahn in der Erforschung Zentralafrikas“.²⁵ Diese Form des Wissens war, wenn sie denn überhaupt existierte, unter den Führungspersonen oder Spezialisten, wie Jäger und Heiler, in einer Ethnie verbreitet, da es sich um sehr spezifische Kenntnisse handelte.

Die vorhandene Evidenz bestärkt deshalb für die ‚Bantu-Migration‘ die Annahme, dass es sich vor allem um Kleingruppen handelte, die entweder auf Lineage- oder Clanebene organisiert waren und sich nur langsam fortbewegten. Nach Vansinas Berechnungen legten die Migranten vom Sanaga-Fluss bis zum Congo 22 km in 10 Jahren zurück; andere brauchten 470 Jahre um 400 km zu überwinden, was einem Zehnjahresdurchschnitt von 17 km entspricht.²⁶ Vansina bezeichnete diese Form der Wanderung als *drift*, eine Bezeichnung, für die es im Deutschen in diesem Kontext keine wirklich adäquate Übersetzung gibt. Territoriale Expansion scheint mir für diese allmähliche Aneignung des Raums noch am naheliegendsten. Im Unterschied zur Migration, die von Punkt A nach Punkt B verläuft, impliziert Expansion eher eine Ausbreitung in der Fläche, die größere Zeitspannen einschließt.

Migration, Wissen, Herrschaft

Ebenso wie die Annahmen über den Ablauf der Expansion divergierten, wurden auch verschiedene Erklärungen für ihre Ursachen gegeben. Entsprechend der für Migrationstheorien typischen „*push and pull*“-Faktoren wurde von Roland Oliver eine Bevölkerungsexplosion²⁷ als Folge verbesserter Agrartechniken angenommen, die durch Kenntnisse in der Eisenverarbeitung unterstützt wurden.²⁸ Vansina hingegen nannte als Motive für die Migration ökonomische Entwicklungen, wie die Urbarmachung neuen Landes, das Erschließen neuer Jagdgründe oder besserer Siedlungsbedingungen.²⁹ Er schloss Bevölkerungsdruck für die Gebiete in Kamerun und Kongo ebenso aus wie die Eisenverhüttung, da Wörter für Eisen erst nach der Ausdifferenzierung der Bantusprachen im Vokabular ein-

²⁵ Fabian 2001.

²⁶ Vansina 1990, 55.

²⁷ Oliver 1966; vgl. auch Heine et al. 1977, 63.

²⁸ Ähnlich Wrigley 1960.

²⁹ Vansina 1990, 55.

zelter Gruppen auftauchten und dadurch zweifelsfrei einer späteren Epoche angehörten. Interessanterweise werden auch ökologische Gründe als Ursache für Migration genannt. So konnte im Jahre 2004 eine Forschergruppe aus Frankfurt unter der Leitung von Breunig nachweisen, dass aufgrund von Pflanzenfunden, deren Anbau man bisher ausschließlich mit der Savanne assoziiert hatte, eine Veränderung des Klimas im zairischen Regenwald stattgefunden haben muss. Der Anbau dieser Pflanzen sei durch die Schrumpfung des Regenwaldes ermöglicht worden, dessen Folge klimatische Veränderungen gewesen seien.³⁰

Aufgrund dieser Entdeckung ist mit grundlegenden Konsequenzen für die Besiedlungsgeschichte des Regenwaldes zu rechnen. Während nämlich bis in die 1980er Jahre die Pygmäen als autochthone Bevölkerung des Regenwaldes gegolten haben, gerät diese Annahme nun grundlegend ins Wanken. Sie wurde allerdings auch schon durch die Forschungen von Terese B. Hart und John A. Hart zumindest für Teile des zairischen Regenwaldes infrage gestellt,³¹ da das Ehepaar nachweisen konnte, dass die Pygmäen aufgrund eines saisonalen Ressourcenmangels auf die Unterstützung lokaler Feldbauern angewiesen sind. Zwar hatte auch Colin M. Turnbull schon die enge ökonomische Kooperation zwischen Bauern und Wildbeutern beschrieben, doch hatte er keinerlei Zweifel, dass die Pygmäen nicht die ersten Siedler des Regenwaldes seien.³² Dass sich in dieser Frage noch weitere neue Erkenntnisse ergeben können, ist keineswegs ausgeschlossen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Durchquerung und Aneignung von Raum im Verlauf der Bantu-Expansion an ein spezifisches Wissen gekoppelt war, das genaue Kenntnisse über die Umwelt voraussetzte. Diese konnten nur in langen Zeitfenstern erworben und umgesetzt werden. Der Erfolg der Expansion basierte aber auch auf einer Verfügung über technologisches Wissen, das mit Kenntnissen der Eisenverarbeitung gleichgesetzt wurde. Diese (in der Einschätzung kolonialer Autoren) höher entwickelte Technik wurde in ihren Überlegungen mit waffentechnischer Überlegenheit verbunden. Die – wie oben gezeigt – immer wieder anklingenden Aussagen über die Überlegenheit der Bantu basieren auf diesem Wissensvorsprung, der ihnen die Ausübung von Macht ermöglichte.

Hier klingt ein Topos an, der für die vorkoloniale Geschichte Afrikas von großer Bedeutung ist, da Migration und Herrschaft von den meisten Autoren zusammengedacht werden. Anders als im Diskurs des 21. Jahrhunderts, in welchem die Migranten als Herrschaftsunterworfenen beschrieben werden, gelingt es diesen Theorien zufolge den einwandernden Gruppen, sich als Herren zu etablieren und die autochthone Bevölkerung zu ‚überlagern‘. Im Diskurs der Überlagerung wird Herrschaft immer exogen begründet und auf militärische Effizienz, straffe soziale Organisation, ökonomische Entwicklung und/oder überlegene Rassenzugehörigkeit zurückgeführt.

30 Vgl. dazu Eggert 1992.

31 Hart/Hart 1986.

32 Turnbull 1983.

Symbolhaft für das Letztere steht die Hamitentheorie, die u.a. von Charles G. Seligman³³ und Carl Meinhof³⁴ vertreten wurde. Die Hamiten, unter die die Hirtenvölker des Sudans, Ost- und Südafrikas aber auch die Fulbe Westafrikas subsumiert wurden, galten als die eigentlichen Kulturträger in Afrika. Diesen ‚hellhäutigen‘ Hirtenvölkern, die aus dem Mittelmeerraum, respektive Ägypten oder Irak nach Afrika eingewandert sind, wurden alle großen Kulturleistungen (Megalithkulturen in Uganda und Zimbabwe) sowie die Errichtung der Zwischenseen-Königreiche zugeschrieben. Die Hamitentheorie bestätigte daher nochmals – aus scheinbar berufenem Munde – dass ‚Negroide‘ keine großen Kulturleistungen hervorgebracht haben und das Wissen sowie der technologische Fortschritt etwas genuin ‚Weißes‘ sei.

Welches Gefahrenpotential allerdings in dieser rassistischen Überhöhung des Hirtentums liegt, zeigt die neuere Geschichte Ruandas. Obwohl Hutu und Tutsi beide Bantusprecher sind, akzeptierte die belgische Kolonialregierung die politische Überlegenheit der Tutsi als letztlich ethnisch begründet³⁵ und vertiefte somit die wachsende Kluft zwischen den beiden Gruppen, die den Hutu dann zur Legitimation für den Genozid an den Tutsi diente.³⁶ Gerade an diesem tragischen Ereignis lässt sich ablesen, dass die Bantu-Expansion, deren interdisziplinäre Forschungsgeschichte inzwischen auf eine mehr als hundertjährige Forschungstradition zurückblicken kann, Teil einer zu rekonstruierenden Vergangenheit ist, die zum Verständnis der Gegenwart ebenso wichtig ist wie für die Gestaltung der Zukunft. Sie wurde in der postkolonialen Ära zum Verhandlungsfeld afrikanischer Identität, die zwar koloniale Rassismen beklagte, sich aber auch nicht immer gänzlich von ihnen – etwa im Hinblick auf die Hamitentheorie – freimachen konnte. So ist die Feststellung von Bethwell A. Ogot, „(that) state formation can only be explained in terms of environmental, political and economic factors, and not in terms of race or ethnic groups“,³⁷ eine notwendige Warnung in einer Situation, in der Geschichte zum Narrativ des Ethno-Nationalismus umfunktioniert zu werden droht.

Imaginierte und realisierte Wanderungen der Baule

Wandersagen als Selbstbeschreibung

Die Suche nach der Identität der afrikanischen Völker wurde von der kritischen Afrikawissenschaft im Zeitalter des Postkolonialismus als Herausforderung verstanden. Im Unterschied zu den Forschungsbedingungen der kulturhistorischen Schule hatte sich die Quel-

33 Seligman 1930.

34 Meinhof 1938.

35 Vgl. Neubert/Brandstetter 1996.

36 Brandstetter 2005.

37 Ogot 1968, 130.

lenlage enorm verbessert, da neben archäologischen Befunden, linguistischen Analysen und oralen Traditionen nun auch eine Vielfalt von Schriftquellen existierte. Zwar waren die frühen Texte – abgesehen von einigen Ausnahmen lokaler Intellektueller – von ehemaligen Kolonialbeamten verfasst worden und unterlagen daher einem eindeutigen *kolonialen Bias*, doch hatten die Interessierteren unter ihnen, wie etwa Delafosse in der Elfenbeinküste oder Bowdich in Ghana, eigene empirische Untersuchungen vor Ort durchgeführt und sich um die Aufnahme oraler Traditionen, Mythen und Legenden verdient gemacht. In vielen dieser oralen Traditionen spielen *Wanderungen* eine zentrale Rolle, um den Ursprung und die Herkunft eines Volkes zu erklären. Dieser Begriff der Wanderung kommt den Vorstellungen, die in der ‚Bantu-Expansion‘ damit verbunden wurden, nämlich die Erschließung von Land und die Begründung von Herrschaft, erstaunlich nahe. Aufgrund der von Vansina angewandten historisch-kritischen Methode der Textanalyse lassen sich die in den Mythen und Sagen enthaltenen Beschreibungen nicht mehr als Widerspiegelung von Realität lesen,³⁸ sondern als zeitgeschichtliche Dokumente, die einer kontextuellen Interpretation bedürfen. Besondere Bedeutung fällt in diesem Interpretationsprozess den verschiedenen Varianten eines Textes zu, da diese meist dissidente Sichtweisen wiedergeben. Neben der zeitlichen Einordnung bedarf es jedoch auch einer Dekodierung der im Text verwendeten Symbole und Metaphern,³⁹ die Aufschluss über gesellschaftliche Organisationsstrukturen, kulturelle und moralische Wertvorstellungen sowie das Verhältnis der Menschen zur Natur und zu den Göttern geben können. Wie groß die Differenz zwischen einem Mythos und der ‚Realgeschichte‘ sein kann, möchte ich etwas verkürzt an der Sage von Aura Pokou erläutern, die 1900 von dem französischen Kolonialhistoriker Maurice Delafosse aufgezeichnet wurde.⁴⁰

Delafosse zufolge gelang es der Königin Aura Pokou auf der Flucht vor den Häschern des Ashanti-Königs Opoku Ware, mit einigen Getreuen den Comoé-Fluß zu überqueren, nachdem sie auf Bitten der Flussgeister ihren eigenen Sohn geopfert hatte. Die Flüchtlinge waren jedoch auf dem anderen Ufer zunächst nicht willkommen und mussten sich durch militärische Auseinandersetzungen ihren Weg bahnen. Dabei unterwarfen sie acht verschiedene Gruppen, die in unterschiedlichen Funktionen in das von Aura Pokou im Zentrum der Elfenbeinküste gegründete Königreich integriert wurden.

In dieser ätiologischen Sage, die alle Merkmale einer Wandersage enthält,⁴¹ finden sich alle klassischen Themen wie Flucht, Migration, Unterwerfung, Widerstand und die Errichtung zentralisierter Herrschaft (Königreich). Die Analyse der verschiedenen Varianten ermöglichte jedoch einen komplexeren Einblick in die Ethnogenese der Baule, da ich durch einen historisch-kritischen Vergleich dieser Varianten aufzeigen konnte, dass so-

38 Vansina 1973; ders. 1985.

39 Vgl. dazu Luig 1984, 178–194.

40 Delafosse 1900; vgl. dazu Luig 1985.

41 Vgl. dazu Vansina 1974.

wohl die Massenmigration, die anschließende Eroberung der Elfenbeinküste als auch die Gründung des Königreichs keineswegs in allen Fassungen der Sage tradiert werden, sondern vornehmlich in dem von Delafosse publizierten Text. In den Varianten der ‚Dissidenten‘ fehlen diese Hinweise völlig oder sie werden durch eine entsprechende Anordnung der Textteile zu normativen Aussagen über politische Bedingungen von Herrschaft verdichtet, ohne die faktische Herrschaft von Aura Pokou zu bestätigen. Der von Delafosse publizierte Text war ihm vom damaligen ‚König‘ der Warebo diktiert worden und diente angesichts der kolonialen Situation der Legitimation des Führungsanspruchs der Baule über andere ethnische Gruppen in der Elfenbeinküste; ein Ansinnen, das durch die Übersetzung ins Französische durch Delafosse und die schnelle Ausbreitung der Sage sein Ziel nicht verfehlte. Delafosse, wie viele Historiker nach ihm, hatte noch nicht erkennen können, dass orale Traditionen kulturelle Archive sind, die in symbolisch verschlüsselter Form das Selbstverständnis eines Volkes verkörpern, das indes nur nach kritischer Überprüfung durch andere Quellen als ein Element in der Rekonstruktion der faktischen Geschichte zu verwenden ist. Die Sage von Aura Pokou wurde daher bis in die 1970er Jahre in allen wichtigen Geschichtsbüchern in der Delafosschen Interpretation tradiert, bis der englische Historiker Timothy Weiskel durch ein intensives Quellenstudium französischer Kolonialquellen ihre grundlegenden Annahmen falsifizieren konnte. Weiskel widerlegte die Massenmigration und beschrieb die Phase der ‚Eroberung‘ als kulturelle Assimilation durch Einheirat und eine allmähliche demographische Expansion.⁴²

Anknüpfend an diese Untersuchungen gelang es mir durch Forschungen bei den Randgruppen des so genannten ‚Baule-Königreichs‘, also den in der Sage aufgeführten Dissidenten, deren Version der politischen Organisationsstruktur und vor allem ihre lokalen Wanderungsgeschichten aufzunehmen. Obwohl auch in meinen Interviews offiziell die Sage von Aura Pokou immer wieder erzählt wurde, vermittelte die Rekonstruktion der Familien- und Lineage-Geschichte ein viel differenzierteres Bild. In ihm lassen sich zwar ebenfalls Hierarchisierungsprozesse erkennen, doch werden diese infolge der segmentären Dynamik immer wieder nivelliert.⁴³

Die Expansion der Baule (1720–1900)

Die Baule leben im Zentrum der Elfenbeinküste, im so genannten Baule V (Abb. 2), das bis weit nach Süden reicht und ca. 30 000 km² umfasst. Sie sind die größte ethnische Gruppe der Elfenbeinküste, die ihrerseits wiederum aus 28 verschiedenen Untergruppen besteht, und in einflussreicher Weise die politische und ökonomische Entwicklung des Landes geprägt hat.

⁴² Weiskel 1980.

⁴³ Vgl. Sigrist 1968.

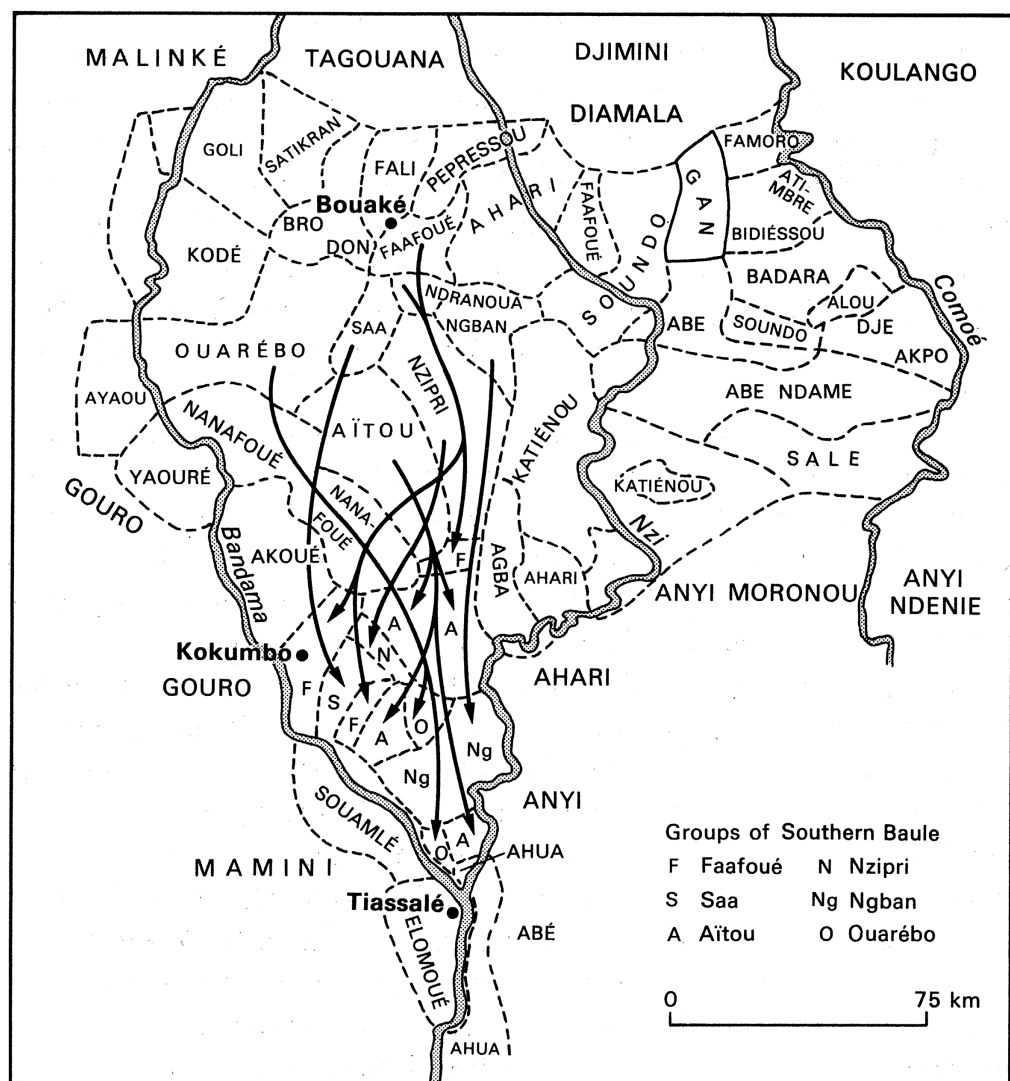


Abb. 2 | Die Haupt-Baule-Gruppen und ihre südliche Migration im 19. Jahrhundert (aus Weiskel 1980, 12)

Meine Interviews, die ich vornehmlich mit Lineage-, Clan- und Dorfchefs führte, belegten, dass entgegen des verbreiteten Stereotyps der Massenmigration nur einzelne Familienkerne ‚wanderten‘ und ihre Verwandten erst nachholten, wenn sie eine entsprechende Infrastruktur etabliert hatten. Die Gründung eines neuen Dorfes erforderte detaillierte ökologische, religiöse und soziale Kenntnisse. Dazu gehörten die Vertrautheit mit den geographischen Gegebenheiten, das Abschätzen von Gefahren, etwa bei der Überquerung von Flüssen und Sümpfen ebenso wie Kenntnisse der lokalen Flora und Fauna. Der Rhyth-

mus der Expansion wurde in entscheidender Weise durch die Strukturen des Raumes geprägt, dem differenzierte Vorstellungen über das Verhältnis von Natur und Kultur zugrunde lagen.

Natur und Kultur als distinkte europäische Kategorien der Gliederung des Raums sind keine universalen Kategorien. In afrikanischen Sprachen existiert z. B. kein Begriff für Natur. Stattdessen unterscheiden die Baule zwischen der von Menschen bewohnten Welt, dem (Dorf – *kro*), und der durch Menschen transformierten Welt. Dazu gehören die Wege (*ati*), die aus dem Dorf herausführen, das Feld (*fié*), das Campement (*niamonoué*) und der Dorfrand (*dassie*). Die Wildnis gehört zu einer dritten Kategorie, der unbewohnten Welt, die im Fall der Baule mit dem Wald identisch ist; in anderen Gesellschaften aber auch durch den Busch oder die Stadt repräsentiert wird.⁴⁴ Auch der Wald ist in sich wiederum differenziert, da er sowohl aus heiligen Hainen besteht als auch aus Heterotopien, Plätzen, in denen Abfall oder gefährliche Materie, wie z.B. die Leichen von Selbstmördern oder Hexen gelagert werden, die aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen wurden. Je weiter entfernt ein Territorium vom Dorf ist, umso gefährlicher wird es für die Menschen. Diese Gefahr wird vor allem den Geistern zugeschrieben, die Feld und Wildnis bevölkern und eine Gegenwelt zur Welt der Menschen bilden. Die Wildnis ist ein Symbol für das Nicht-Domestizierte, Nicht-Kontrollierbare, Chaotische. Sie ist aber auch ein Synonym für Fruchtbarkeit sowie für Bedrohung und Gefahr.⁴⁵ In diesen polysemischen Bedeutungen drücken sich die Widersprüchlichkeit und Ambivalenzen aus, mit der die Baule der Wildnis gegenüber stehen.

Sich diese Wildnis anzueignen, sie urbar zu machen, bedurfte gewisser Qualifikationen, die in einer Art Sozialisationsprozess erworben werden mussten. Wie meine eigenen Daten für die Elfenbeinküste und die von Carola Lentz für Ghana⁴⁶ zeigen, war es zunächst nur Jägern, kriegserprobten Anführern oder auch Propheten erlaubt, die Grenze zur Wildnis zu überschreiten und das Anlegen neuer Siedlungen zu planen. Bei ihnen handelte es sich um Personen, die überdurchschnittliches ökologisches Wissen hatten und enge Beziehungen zu den Ahnen und Geistern unterhielten, die gewöhnlichen Menschen nicht zugänglich waren. Nur sie verfügten daher über die religiöse Autorität für ein solches Unterfangen, das einen Pakt mit den Geistern der Erde und des Waldes etc. voraussetzte, der durch entsprechende Opfer besiegelt werden musste. Erst wenn dieser Pakt erfolgreich abgeschlossen war, konnten einzelne, meist jüngere Familienmitglieder es wagen, neue Felder anzulegen und auf ihnen temporäre Behausungen zu bauen, die als *niamonoué* (campement) bezeichnet werden. Die Bewohner dieser Siedlungen hatten nur begrenzte Rechte, da z.B. Geschlechtsverkehr, Rechtsstreitigkeiten sowie alle Rituale nur in ihrem Herkunftsdorf vollzogen werden konnten.

44 Vgl. Klute 1995.

45 Vgl. dazu Luig/von Oppen 1995, 6f.

46 Lentz 2006.

Diese Formen der Landnahme, die konkret einer Segmentation gleichkam, waren innerhalb der Verwandtschaftsgruppen genauestens geregelt, da sie ein Mittel zu einer kontrollierten territorialen Expansion darstellten. Die Neugründung solcher *niamonoué* erfolgte nur wenige Kilometer, in der Regel nicht mehr als ein bis zwei Tagesmärsche von der alten Siedlung entfernt. Sie gruppierten sich häufig radial um ihre ehemaligen ‚Ursprungsdörfer‘, von denen sie durchschnittlich fünf bis sieben Jahre abhängig blieben, bevor sie einen vollen Rechtsstatus als Dorf erlangten. Erst wenn die Bewohner die ihnen auferlegten Pflichten absolviert hatten und sich die neue Gründung als lebensfähig erwies, erhielten sie ihrerseits den Status eines Dorfes. Dieser wurde durch die Vergabe eines Stuhls ausgedrückt, der ein Symbol politischer Unabhängigkeit darstellte, weil er eine neue Ahnenlinie begründete. Dem Inhaber eines solchen Stuhls wurden damit alle Rechte (Landrechte und rituelle Autorität über ein Territorium) verliehen, die mit einer solchen Erstbesiedlung verbunden waren und durch das „religiöse“ Amt des Erdherrn (*assie kpengben*) ausgedrückt wurden.

In der den Baule eigenen Siedlungsstruktur zwischen Dorf – campement(s) – Dorf drückte sich die soziale Dynamik zwischen Segmentation, Integration und Akkumulation von Menschen schon in der Anlage des Dorfes aus. Die Lebensfähigkeit solcher Neugründungen, denen jeweils ein Oberhaupt vorstand, das je nach Größe der Siedlung entweder durch einen *aulokpengben* (Gehöftchef) oder einen *akpaswakpengben* (Lineagechef) vertreten wurde, war nicht allein durch die Reproduktion der eigenen Gruppe zu gewährleisten, sondern bedurfte auch der Integration von Gruppenfremden, die sich auf vielfältige Weise vollzog. Häufig geschah dies durch die Einheirat von Händlern, die auf der Suche nach Allianzbeziehungen und HandelspartnerInnen waren. Die Einheirat in eine ortsansässige Familie ermöglichte ihnen den Aufbau von Relaisstationen, die zu wichtigen Knotenpunkten in den Fernhandelsnetzen zwischen Wald und Savannen wurden. Um eine größtmögliche Integration von Personen zu ermöglichen, veränderten die Baule ihr Verwandtschaftssystem von einem matrilinearen in ein kognatisches⁴⁷ System mit matrilinear Akzentuierung. Ferner spielten sowohl Adoptionen von Kindern aus verwandten Familien (*fosterage*) als auch von (ausgestoßenen) Einzelpersonen oder zugewanderten Familien eine große Rolle,⁴⁸ die zur inneren Differenzierung der Hauseinheiten (*aulo*) wie der Dörfer beitrugen. Die sich daraus ergebenden Strukturen sozialer Abhängigkeiten verstärkten sich noch durch die Integration von Haus- und Schuldklaven im 19. Jahrhundert, die am

47 In einem kognatischen System kann ein Individuum seine Beziehung zu einem Ahnen entweder über die mütterliche oder väterliche Linie herleiten (ambilinear).

48 Seit den 1950er Jahren wanderten auch so genannte *Six mois*, Kontraktarbeiter aus Burkina Faso und Mali in die Elfenbeinküste und verdingten sich auf den Kaffeeplantagen der Baule. Vielen gelang es, von ihren ehemaligen Arbeitgebern Land zu pachten. So entstanden in den Baule-Dörfern noch so genannte Mossi-Quartiere, deren Bewohner islamischen Glaubens waren. Sie interagierten nur in sozialen und politischen Belangen mit ihren Baule-Nachbarn, hielten sich ansonsten weitgehend für sich und begründeten Siedlungsgemeinschaften, die wir heute als Parallelgesellschaften bezeichnen.

Rand des Regenwaldes entweder gegen lokal gefördertes Gold eingetauscht werden konnten oder in Zeiten der Krise sogar nur gegen Lebensmittel.

Die äußerst erfolgreiche Siedlungsgeschichte der Baule war sowohl verbunden mit ökonomischen Anreizen – so spielte die Suche nach Gold und fruchtbaren Böden die Hauptrolle – als auch mit dem Aushandeln von Konflikten. Wie in vielen afrikanischen Gesellschaften bildeten Hexereianklagen und Führungsstreitigkeiten wichtige Ursachen für Abwanderung und die Neugründungen von *campements*. Diese Konflikte waren jedoch gesamtgesellschaftlich betrachtet nicht wirklich destruktiv, da sie aufgrund der segmentären Dynamik, die Beziehungen der Abhängigkeit regelte, gesamtgesellschaftlich integrativ wirkten. So wechselten differenzierte Strukturen gradueller sozialer Ungleichheit, die in sich transformierbar waren – wie etwa zwischen Alten und Jungen, Männern und Frauen,⁴⁹ Einheimischen und Fremden – mit ausgeprägteren hierarchischen Beziehungen zwischen Einheimischen, Schuldklaven und Sklaven ab. Was zählte, war nicht so sehr die Macht über Land, das bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts ausreichend vorhanden war, sondern über Gold und Menschen. Die Austauschmöglichkeit von Gold gegen Menschen bildete somit den Motor der Expansion, da sie immer wieder neue Optionen der Integration eröffnete. Dass sich aus solchen Strukturen tatsächlich Königreiche oder ganze Imperien unter günstigen ökonomischen und militärischen Bedingungen entwickeln konnten, zeigt das Beispiel des benachbarten Ashanti-Königreichs.⁵⁰

Migration, Identität, Diaspora

Diese historische Darstellung früherer Migrationsprozesse sollte jedoch nicht den Eindruck vermitteln, dass sich die Ethnologie nicht mit ‚modernen‘ Formen der Migration seit dem 20. Jahrhundert beschäftigt hat. Wie Andreas Ackermann betont, gibt es zwar keine Ethnologie der Migration,⁵¹ aber seit den Arbeiten der Chicago-Schule in den 1920er Jahren hat eine differenzierte Auseinandersetzung mit verschiedenen Facetten von Migration stattgefunden. Aus dieser weitgefächerten Palette, in der einerseits zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Migration (= Flucht) unterschieden wird, und innerhalb der freiwilligen Migration dann nochmals nach Gründen (Hunger, Armut, Bildungs- und Jobsuche etc.) differenziert wird, möchte ich mich hier lediglich mit der Suche nach Arbeit beschäftigen.

Die Analyse der so genannten Wanderarbeit wurde zu einem Markenzeichen der Manchester-Schule, die von Max Gluckman in den 1950er Jahren begründet wurde. Als Direktor eines der wichtigsten Forschungsinstitute in Schwarzafrika, dem ehemaligen

49 Die Macht der Frauen war primär abhängig von der Zahl ihrer Kinder, von ihrer Verfügung über Gold sowie Sklaven und nicht geschlechtlich definiert.

50 Vgl. Luigi 1980.

51 Ackermann 1997, 1.

Rhodes Livingstone Institut in Lusaka/Sambia beschäftigten sich Gluckman und seine Schüler (Turner, Epstein, Mitchell u. a.) schon seit der Mitte der 1940er Jahre mit den Arbeitsverhältnissen im Copperbelt im Norden Zambias.⁵² Dessen Arbeiterschaft rekrutierte sich ebenso wie diejenige in den Minen Südafrikas aus Wanderarbeitern, die aus den umliegenden Ethnien stammten. Sie wurden anfänglich als Kontraktarbeiter beschäftigt, die höchstens über eine sechsmonatige bis zweijährige Arbeitserlaubnis verfügten. Eingestellt unter ausbeuterischen Arbeitsbedingungen und mit minderen Rechten im Vergleich zu den weißen Arbeitern in Bezug auf Lebens- und Wohnverhältnisse (vor allem in Südafrika) stellten sie eine mobile Arbeitskraftreserve dar, die jederzeit kündbar war. Der Begriff *Wanderarbeiter* bezog sich deshalb auf ihr kontinuierliches Pendeln zwischen Land und Stadt, das sowohl eine Folge sozialer und ökonomischer Zwänge als auch eine Reaktion auf die Verheißungen der Stadt jenseits dörflicher Normenkontrolle war. In den Gesellschaften des südlichen Afrika transformierte sich die Teilnahme an der Wanderarbeit in einen Initiationsritus für Männlichkeit⁵³ mit einem hohen Prestigefaktor. Für diese erste Forschergeneration ergaben sich daher ganz neue Fragen, die sich vor allem mit Problemen der Integration dieser vom Land stammenden Arbeiter in eine schon damals komplexe Industriegesellschaft verbanden. Robert Redfield⁵⁴ hatte in seinen Studien über Yucatan die *folk society* (Land), die er als „*klein, isoliert, nicht-schriftkundig, homogen und mit einem starken Gefühl der Gruppensolidarität ausgestattet*“ beschrieb, grundlegend vom „*urban way of life*“⁵⁵ unterschieden, der die gegenteiligen Werte verkörperte. In Redfields Konzeption verkörperten diese beiden Lebensweisen zwei Welten, die er als „*folk-urban continuum*“ bezeichnete.⁵⁶ In einer kritischen Auseinandersetzung mit dieser *Zwei-Welten-Theorie*, die die Migration in die Stadt mit Problemen der „Detribalisierung“ verband, vertrat Gluckman daher die inzwischen berühmte These: „*An African townsman is a townsman, an African miner is a miner*“.⁵⁷ Diese Situationsanalyse einer kontextbezogenen Identität ging davon aus, dass sich die Wanderarbeiter jeweils ihrem kulturellen Milieu anpassten und entsprechend dessen Normen handelten. Diese These, die schnell Verbreitung fand, sollte durch die Untersuchungen der Netzwerke von Wanderarbeitern untermauert werden. Ausgehend von der Arbeit von Elizabeth Bott⁵⁸ interessierten sich die Forscher für die Verteilung von Stadt-Land-Beziehungen ihrer Informanten ebenso wie sie der Frage nachgingen, inwieweit sich aus diesen Beziehungen Verschiebungen von Verwandtschaftsbeziehungen auf Freundschafts-, Arbeits- und Nachbarschaftskontakte erkennen ließen. In seiner zweibändigen Studie „*Townsmen or Tribesmen*“ über die Xhosa in East London gelang Philip Mayer der

52 Zusammenfassend dazu Hannerz 1980.

53 Vgl. dazu Coplan 1994.

54 Redfield 1941.

55 Wirth 1938.

56 Vgl. auch Redfield 1966.

57 Gluckman 1961, 69.

58 Bott 1957.

Nachweis, dass die ungebildeten (Red) Xhosa ausschließlich Netzwerk-Beziehungen zu (Red) Xhosa sowohl in der Stadt wie auf dem Land unterhielten, während die gebildeten (School) Xhosa ein ländliches, verwandtschaftlich organisiertes Netzwerk sowie ein städtisches unterhielten, in dem sowohl (School) Xhosa als auch Mitglieder aus anderen Ethnien, wie Arbeits-, Sport- oder Gewerkschaftskameraden vertreten waren.⁵⁹ Diese wichtigen Ergebnisse verdeutlichten, dass die Netzwerke Stadt und Land in unterschiedlichen Konstellationen miteinander verbanden. Die Realität des Dorfes wirkte über Normen, Verhaltensweisen, ökonomische und politische Bedingungen ebenso in die Städte hinein wie diese die Lebensweisen auf dem Dorf beeinflussten.⁶⁰

Dieser grundlegende zyklische Zusammenhang zwischen Herkunft und Zielgebiet besteht auch in der gegenwärtigen Situation weiter, obwohl sich deren gesellschaftliche und politische Koordinaten weitgehend verändert haben. Handelte es sich bei der Migration der Wanderarbeiter – egal, ob im Copperbelt, in Südafrika oder von Burkina Faso in die Elfenbeinküste – noch um ein regionales Phänomen, so hat die Globalisierung zu einer transnationalen Erweiterung der Migrationsströme geführt. In diesem Zusammenhang sprechen Stephen Castles und Mark J. Miller von einem neuen Zeitalter der Migration.⁶¹ Neu ist die quantitative Zunahme von internationalen Wanderungsbewegungen sowie die Umkehrungen ihrer Richtungen, da sich ehemalige Emigrations- zu Immigrationsländern transformierten.⁶² Dies gilt vornehmlich für Westeuropa, aber auch für viele andere Gebiete, da die Wanderungsströme nicht mehr uni-, sondern multidirektional⁶³ verlaufen. Eine Folge dieser weltweiten Migration ist die Entwicklung von transnationalen *Diaspora communities*, ein Begriff, der in den letzten Jahren vielfache Deutungen und Umdeutungen erfahren hat.⁶⁴ Ich benutze ihn hier zur Kennzeichnung ethnischer Gemeinschaften, deren Mitglieder entweder gewaltsam oder freiwillig ihre Herkunftsgesellschaften verlassen und sich über verschiedene Territorien verstreut haben. Trotz der verschiedenen Definitionen wird die Aufrechterhaltung grenzüberschreitender Netzwerkbeziehungen von den meisten Autoren als konstitutiv für eine Diaspora betrachtet. Roger Rouse spricht in diesem Zusammenhang von einem „*transnational migrant circuit*“, in dem Personen, Objekte, Ideen und virtuelle Welten zirkulieren.⁶⁵ Interessant ist, dass den Objekten auch in den modernen Migrationsbewegungen eine wichtige Rolle zufällt. Sie werden häufig jenseits ihres unmittelbaren Gebrauchswertes als Zeichen kultureller Identität eingesetzt. Kleidung, Essen, Medikamente oder auch religiöse Artefakte symbolisieren kulturelle Werte

59 Mayer 1961.

60 Vgl. dazu Luig 1996; Coplan 1994.

61 Castles/Miller 1993.

62 Im Folgenden lehne ich mich an meinen Aufsatz von 2007 an.

63 Damit ist auch schon eine weitere Veränderung innerhalb dieser Gesellschaften beschrieben: die Auflösung binärer Beziehungsmodelle – Nord-Süd, Peripherie-Zentrum – zugunsten einer Vielzahl und Vielfalt von Subzentren.

64 Vgl. Kokot 2002.

65 Rouse 1989.

und markieren dadurch auch regionale oder ethnische Zugehörigkeiten, die aus „*different regimes of value in space and time*“ stammen, wie Arjun Appadurai in „The Social Life of Things“ betont.⁶⁶

Damit sind wir bei einer weiteren – und wie ich glaube entscheidenden – Differenz im Migrationsverhalten angekommen. Die Verdichtung von Zeit und Raum, die Hartmut Rosa⁶⁷ in seinem kürzlich erschienenen Buch unter dem Begriff „Beschleunigung“ als Zeichen der Moderne zusammenfasst, verkürzt die Abstände wie auch die Inhalte zwischen Eigenem und Fremden. Dabei kommt den neuen Kommunikationstechnologien ohne Zweifel eine nicht zu überschätzende Bedeutung zu, wenn man bedenkt, dass Informationen wie Bilder in Sekundenschnelle von einem Land oder Kontinent zum anderen übermittelt werden können. Dies führt dazu, dass sich die so genannte Zwei-Welten-These, die mit Entfremdung und Entwurzelung einherging, in eine Welt des „*in-between*“ verwandelt oder in eine der „*multiple roots*“ auflöst.

Schlussbetrachtung

Ich habe in dieser Skizze einen kursorischen Überblick über verschiedene Formen von Mobilität gegeben, die in der ethnologischen Theoriebildung eine Rolle gespielt haben. Dabei war mir der Nachweis wichtig, dass das Nachdenken über Kultur und Gesellschaft in der deutschsprachigen Ethnologie immer auch mit dem Nachdenken über Ursprung und geschichtliche Entwicklung verbunden war. Die Prioritäten veränderten sich, indem die Diffusion der Objekte von der Sprache und diese wiederum von der Diffusion von Menschen abgelöst wurde. Die Migrationsforschung, die von der Chicago-Schule in den 1920er Jahren begründet wurde und über Redfield und die Manchester-Schule bei den heutigen Fragen globaler Migrationsströme angelangt ist, spiegelt eine deutliche Soziologisierung der Fragestellung wider. Fragen der Motivation, der Interaktion wie auch des Verlaufs der Migrationen werden im Zusammenhang mit sozialer Ungleichheit und Diskriminierung diskutiert. Im Unterschied zu den älteren Diskursen steht in den rezenten Studien eher das Individuum im Blickpunkt und seine Auseinandersetzung mit Fragen von Integration und Identität, die sich an Problemen von Ethnizität, Rasse und Klasse entzünden. Allerdings – und das scheint mir das grundlegend Neue zu sein – ist die Teilhabe der Migranten an ihrer Herkunftsgesellschaft nicht mehr an die (konkrete) Überwindung von Raum gebunden, sondern gestaltet sich zu einem virtuellen Hier- und Dortsein. Diese Erweiterung verschiebt dann aber auch die Frage von Identitäten, da sie vornehmlich an Kontexte, aber nicht mehr an Raumkonstrukte gebunden ist.

⁶⁶ Appadurai 1986, 4.

⁶⁷ Rosa 2005.

Literatur

Ackermann 1997

A. Ackermann, Ethnologische Migrationsforschung: ein Überblick. In: *KEA, Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 10, 1–28.

Appadurai 1988 (zuerst 1986)

A. Appadurai, *The Social Life of Things*, Cambridge.

Bormida 1967

M. Bormida, Kultur und Kulturkreise – Ein Versuch zur theoretischen Ethnologie, In: C.A. Schmitz (Hrsg.), *Historische Völkerkunde*, Frankfurt, 121–146.

Bott 1957

E. Bott, *Family and Social Network*, London.

Brandstetter 2005

A. Brandstetter, Erinnern und Trauern. Über Genozid-Gedenkstätten in Ruanda. In: W. Speitkamp (Hrsg.), *Erinnerungsräume – Kommunikationsräume*. Beiträge zur transkulturellen Begegnung in Afrika, München, 292–324.

Castles/Miller 1993

St. Castles/M.J. Miller, *The Age of Migration*. International Population Movements in the Modern World. London.

Coplan 1994

D.B. Coplan, *In the Time of Cannibals*. The Word Music of South Africa's Basotho Migrants. Chicago.

Curtin et al. 1978

P. Curtin/S. Feierman/L. Thompson/J. Vansina (Hrsg.), *African History*, London.

Delafosse 1900

M. Delafosse, *Essai de la langue Agni*, Paris.

Eggert 1992

M.K.H. Eggert, The Central African Rain Forest: Historical Speculation and Archaeological Facts. In: *World Archaeology*, Vol. 24, 1. 1–24.

Fabian 2001

J. Fabian, *Im Tropenfieber*. Wissenschaft und Wahn in der Erforschung Zentralafrikas, München.

Gluckman 1961

M. Gluckman, Anthropological Problems arising from the African Industrial Revolution. In: A. Southall (Hrsg.), *Social Change in Modern Africa*, London, 67–82.

Graebner 1967

F. Graebner, Kulturkreise und Kulturschichten. In: C.A. Schmitz (Hrsg.), *Historische Völkerkunde*, Frankfurt, 28–54.

Greenberg 1963

J.H. Greenberg, *The Languages of Africa*. Den Haag/Bloomington.

Guthrie 1967–71

M. Guthrie, *Comparative Bantu*. An Introduction to the Comparative Linguistics and Pre-History of the Bantu-Language, 4 vol., Farnborough.

Hannerz 1980

U. Hannerz, *Exploring the City*. Inquiries toward an Urban Anthropology, New York.

Hart/Hart 1986

T. B. Hart/J. A. Hart, The Ecological Basis of Hunter-Gatherer Subsistence in African Rain Forests: the Mbuti of Eastern Zaire. *Human Ecology* 14: 29–55.

Heine 1973

B. Heine, Zur genetischen Gliederung der Bantu-Sprachen. In: *Afrika und Übersee* 56, 164–185.

Heine et al. 1977

B. Heine/H. Hof/R. Vossen, Neuere Ergebnisse zur Territorialgeschichte der Bantu (Juli 1975), In: W. J. G. Möhlig/F. Rotland/B. Heine (Hrsg.), *Zur Sprachgeschichte und Ethnohistorie in Afrika*. Neue Beiträge afrikanistischer Forschungen, Berlin, 57–72.

Hirschberg 1988

W. Hirschberg, *Neues Wörterbuch der Völkerkunde*, Berlin

Klein-Arendt 2001

R. Klein-Arendt, Bantusprachen. In: J.E. Mabe (Hrsg.), *Das Afrika Lexikon*, Stuttgart, 70–72.

Klute 1995

G. Klute, Wo liegt Gottes Segen? Natur und Arbeit bei Nomaden der Sahara. In: U. Luig/A. von Oppen (Hrsg.), *Naturaneignung als symbolischer Prozess in afrikanischen Gesellschaften*, 51–64, Berlin, Forschungsschwerpunkt Moderner Orient, Arbeitshefte Nr. 10.

Kokot 2002

W. Kokot, Diaspora und transnationale Verflechtungen. In: B. Hauser-Schäublin/U. Braukämper (Hrsg.), *Ethnologie der Globalisierung*, Berlin, 95–110.

Krüger 2001

G. Krüger, Südafrika, Völker, Kulturen und Staaten, In: J. E. Mabe (Hrsg.), *Das Afrika Lexikon*, Stuttgart, 605–608.

Lentz 2006

C. Lentz, *Ethnicity and the Making of History in Northern Ghana*. Edinburgh.

Luig 1980

U. Luig, Konstitutionsbedingungen des Aschanti-Reiches: Zentralisierungsprozesse politischer Herrschaft: Von den Akan-Staaten zum Aschanti-Reich. In: R. Hanisch/R. Tetzlaff (Hrsg.), *Historische Konstitutionsbedingungen des Staates in Entwicklungsländern*, Frankfurt a. Main, 118–186.

Luig 1984

U. Luig, Probleme bei der Erforschung oraler Traditionen. In: E. W. Müller/R. König/K.P. Koepping/P. Drechsel (Hrsg.), *Ethnologie als Sozialwissenschaft*, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 26, 178–194.

Luig 1985

U. Luig, Orale Tradition als Interpretation von Geschichte. Die Sage von Aura Pokou. In: *Anthropos* 80. 101–124.

Luig 1995

U. Luig, Naturaneignung als symbolischer Prozess in afrikanischen Gesellschaften. In: U. Luig/A. von Oppen (Hrsg.), *Naturaneignung als symbolischer Prozess in afrikanischen Gesellschaften*, 29–50, Berlin, Forschungsschwerpunkt Moderner Orient, Arbeitshefte Nr. 10.

Luig 1996

U. Luig, Wanderarbeiter als Helden. Zwischen kolonialer Entfremdung und lokaler Selbstvergewisserung. In: *Historische Anthropologie* 3,4. 359–382.

Luig 2007

U. Luig, Diversity als Lebenszusammenhang – Ethnizität, Religion und Gesundheit im transnationalen Kontext. In: G. Krell/B. Riedmüller/B. Sieben/D. Vinz (Hrsg.), *Diversity Studies*. Grundlagen und disziplinäre Ansätze, Frankfurt/New York, 87–108.

Luig/von Oppen 1995

U. Luig/A. von Oppen, Einleitung: Zur Vergesellschaftung von Natur in Afrika, In: *Naturaneignung als symbolischer Prozess in afrikanischen Gesellschaften*, Berlin, 5–28, Forschungsschwerpunkt Moderner Orient, Arbeitshefte Nr. 10.

Mayer 1961

P. Mayer, *Townsmen or Tribesmen*. Cape Town.

Meinhof 1938

C. Meinhof, Die Entstehung der Bantu-Sprachen: In: *Zeitschrift für Ethnologie* 70, 144–152.

Möhlig 1981

W. J. G. Möhlig, Stratification in the History of the Bantu Languages. In: *Sprache und Geschichte in Afrika*, Bd. 3, 251–316.

Mudimbe 1988

Y.V. Mudimbe, *The Invention of Africa*. Gnosis, Philosophy and the Order of Knowledge. London.

Mühlmann 1968

W.E. Mühlmann, *Geschichte der Anthropologie*, Frankfurt.

Neubert/Brandstetter 1996

D. Neubert/A. Brandstetter, Historische und gesellschaftliche Hintergründe des Konflikts in Ruanda. In: P. Meyns (Hrsg.), *Staat und Gesellschaft in Afrika*, Erosions- und Reformprozesse, Hamburg, 409–424.

Obenga 1985

T. Obenga, *Les bantu*. Langues, peuples, civilisations, Paris.

Ogot 1968

B.A. Ogot, The Role of the Pastoralist and Agriculturalist in African History. In: T. O. Ranger (Hrsg.), *Emerging Themes on African History*, Nairobi, 125–133.

Oliver 1966

R. Oliver, The Problem of the Bantu-Expansion: In: *Journal of African History*, 7,3: 361–373.

Ratzel 1891

F. Ratzel, *Die afrikanischen Bögen*. Ihre Verbreitung und Verwandtschaften. Leipzig.

Redfield 1941

R. Redfield, *The Folk Culture of Yucatan*. Chicago.

Redfield 1966

R. Redfield, Die „Folk-Gesellschaft“. In: W. E. Mühlmann/E. W. Müller (Hrsg.), *Kulturanthropologie*, 327–355.

Rosa 2005

H. Rosa, *Beschleunigung*. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Frankfurt a. Main.

Rouse 1989

R. Rouse, *Mexican Migration to the United States*, Family Relations in the Development of a Transnational Migrant Circuit. Univ. Dissertation, Stanford.

Seligman 1930

C. G. Seligman, *Races of Africa*. London.

Sigrist 1968

Ch. Sigrist, *Regulierte Anarchie*, Freiburg.

Tempels 1945

P. Tempels, *La philosophie bantoue*. Elisabethville.

Turnbull 1983

C.M. Turnbull, *The Mbuti Pygmies*. Change and Adaptation. New York.

Vansina 1966

J. Vansina, *Kingdoms of the Savanna*, Madison.

Vansina 1973

J. Vansina, *Oral Tradition*. A Study in Historical Methodology, Harmondsworth.

Vansina 1974

J. Vansina, Comment: Traditions of Genesis. In: *Journal of African History* 15,2. 317–322.

Vansina 1985

J. Vansina, *Oral Tradition as History*. London.

Vansina 1990

J. Vansina, *Paths in the Rainforests*. Towards a History of Political Tradition in Equatorial Africa. London.

Weiskel 1980

T. C. Weiskel, *French Colonial Rule and the Baule Peoples*. Resistance and Collaboration 1889–1911. New York.

Wirth 1938

L. Wirth, Urbanism as a Way of Life. In: *American Journal of Sociology* 44, 1–24.

Wirz 1997

A. Wirz, Migrationen. Das Problem der Bantu-Expansion. In: J.G. Deutsch/A. Wirz (Hrsg.), *Geschichte in Afrika*, Einführung in Probleme und Debatten, 35–52, Berlin: Zentrum Moderner Orient, Studien 7.

Wrigley 1960

Ch. Wrigley, Speculations on the Prehistory of Africa. In: *Journal of African History* 1. 189–203.

Migration – Innovation – Kulturwandel

Aktuelle Problemfelder archäologischer Investigation

Migration – Innovation – Kulturwandel, drei zentrale Begriffe der aktuellen Agenda archäologischer Forschung; drei Begriffe, die mit dem, was sie bezeichnen, irgendwie miteinander verwoben sind; aber auch drei Begriffe, die in ihrer Verwendung einer begrifflichen Präzision entbehren und deren Untersuchung in der Ur- und Frühgeschichte bislang einer methodologischen Basis entbehrt. So könnte man zumindest die bisherigen Diskussionen im Fach bilanzieren.

Es gibt eine Reihe von aktuellen Ansätzen, wie etwa der Exzellenz-Cluster „Topoi“ oder der Forschungscluster „Innovation: technisch, sozial“ des Deutschen Archäologischen Instituts, die sich den fachlichen Herausforderungen stellen und sich um eine theoretische und methodologische Fundierung der kulturgeschichtlichen Untersuchung von Migration, Innovation und Kulturwandel bemühen. Dies ist aus mehreren Gründen auch notwendig. Die aktuelle gesellschaftliche Entwicklung einer hochmobilen Welt mit beschleunigenden Veränderungsraten und einer gesellschaftlichen Ideologie, in der Innovation als eigenständig positiver Wert gesetzt ist, trägt die Themen Migration, Innovation und Kulturwandel in die Liste wissenschaftlich relevanter Forschungsfelder ein – und auch die Archäologie kann sich dem selbstverständlich nicht entziehen.

Es sind aber auch genuin archäologische Themen, denn gerade die im Kleinen und Großen sichtbaren kulturellen Veränderungen der prähistorischen Gesellschaften treten in der diachronen Perspektive der Archäologie nur allzu deutlich hervor. Wir beobachten einen stetigen Kulturwandel. Chronologie mag das Rückgrat der Archäologie bilden; Kulturwandel ist jedoch ihr Rückenmark und Lebensnerv.

Und ebenso in Bezug auf das Thema Migration ist festzustellen, dass auch die prähistorische Welt mobil war. Soweit frühgeschichtliche Schriftquellen zurückreichen, sehen wir, dass Bevölkerungsgruppen in großer Zahl auf Wanderschaft waren. Wir müssen da-

* Ich danke Elke Kaiser und Wolfram Schier sehr herzlich für die Einladung zu der Tagung „Mobilität und Wissenstransfer in diachroner und interdisziplinärer Perspektive“. Gerne kam ich der Bitte nach, meine Überlegungen zu den im Titel aufgeführten Themenfeldern zur Diskussion zu stellen. Alleine mit der Teilnahme an dem geplanten Tagungsband zögerte ich, da vor allem die Ausführungen zu Migration bereits seit längerer Zeit vorgelegt sind (Burmeister 1998; 2000). Insofern ist es der Beharrlichkeit der Herausgeber zu verdanken, dass mein Beitrag in der hier vorliegenden Form erscheint. Sicherlich lässt der mit der Tagung disziplinär erweiterte Rahmen es sinnvoll erscheinen, jene Ausführungen erneut in diesem Kontext vorzustellen und diskutierbar zu machen; Wiederholungen sind dabei notwendigerweise in Kauf zu nehmen.

von ausgehen, dass individuelle wie kollektive Migrationen zu allen Zeiten der Menschheitsgeschichte stattfanden. Sie sind deshalb ein notwendiger Bestandteil kulturhistorischer Untersuchungen.

Kulturwandel und Wanderung waren in der Prähistorischen Archäologie lange unauf lösbar miteinander verbunden. Gemäß der kulturhistorischen Tradition des Faches galt Wanderung als Urheber für Kulturwandel. Aus der Rückschau muss man feststellen: Wanderung als Gegenstand der Forschung war weitgehend abwesend; Wanderung ist in der kontinentaleuropäischen Archäologie ein gängiges Erklärungsmuster für die räumliche Verbreitung archäologischer Funde – dies aber auch nur als axiomatische Voraussetzung der beobachteten Phänomene.¹ Weder wurde und wird Migration selbst als erklärungsbedürftig und damit als eigenes Forschungsthema gesehen noch wird ihr Erklärungspotenzial für die als Kulturwandel konzeptionalisierten Erscheinungen reflektiert. Die mangelhafte methodische und theoretische Basis des traditionellen archäologischen Ansatzes führte vor allem die Protagonisten der *New Archaeology* in ihrer Kritik dazu, Migration als Erklärungskonzept abzulehnen und somit Wanderungen aus dem Blickfeld archäologischer Forschungen zu verbannen.² Der Mangel an methodologischer Durchdringung darf jedoch nicht dazu führen, das Forschungsfeld generell als unfruchtbar brach liegen zu lassen.

Migration: eine kleine begriffliche Annäherung

Ausgangspunkt jeder archäologischen Analyse ist die im Boden überlieferte materielle Kultur. Die archäologische Untersuchung von Wanderung muss sich folglich in der Bestimmung ihres Forschungsgegenstandes an der ihr eigenen Quellenüberlieferung orientieren. Bevor wir uns also weiter mit dem meist nur unkonkret erfassten Themenfeld „Migration“ befassen, ist es notwendig, dieses enger abzustecken. Die Begriffe der Wanderung bzw. der Migration, die hier synonym benutzt werden, repräsentieren in ihrer weiteren wissenschaftlichen Verwendung ein breites Spektrum an unterschiedlichen Konzepten. Der Soziologe Hoffmann-Nowotny gibt einen vergleichenden Überblick über eine Reihe von Definitionen, die Migration im weitesten Sinne behandeln. Er kommt zu dem Ergebnis, dass sie letztendlich nur einen Aspekt gemeinsam haben: die Übereinstimmung, dass nicht jede räumliche Bewegung von Menschen als Wanderung bezeichnet werden kann.³

Migration wird gemeinhin als eine Form von Mobilität gesehen. Mobilität bezeichnet den Wechsel eines Individuums zwischen definierten Einheiten eines Systems.⁴ Da Ein-

1 Siehe Burmeister im Dr.

2 Z.B. Adams 1968; Adams et al. 1978; Myhre/Myhre 1972.

3 Hoffmann-Nowotny 1970, 50ff.

4 Kottwitz 1971, 7.

heiten eines Systems sich sowohl räumlich als auch sozial definieren lassen, ist grundsätzlich zwischen räumlicher und sozialer Mobilität zu unterscheiden. Migration ist demnach als Form räumlicher Mobilität zu bestimmen. Vielfach treten beide Formen gemeinsam auf, weshalb Zelinsky zu dem Schluss kommt, dass beide gemeinsam betrachtet werden müssen. Denn, so fragt er, welche Familie ist weiter gewandert, die Familie, die 5000 km zurückgelegt hat, um letztendlich in einem ihr vertrauten sozialen Umfeld zu landen, oder die, die nur einen Wohnblock weiterzieht, sich dafür aber in ein ihr fremdes soziales und kulturelles Milieu begibt?⁵

Räumliche Mobilität beinhaltet begriffsgemäß immer eine Bewegung im Raum, somit einen Ortswechsel. Da nun sämtliche Formen der Wechsel- und Verkehrsbewegungen – hierzu sind z. B. auch sämtliche Wege bei der Verrichtung von Alltagsbelangen, Urlaubsreisen und Geschäftsreisen im weitesten Sinne zu zählen – in dieser Kategorie zu subsumieren sind, stellt sich die Frage der Abgrenzung gegenüber der Wanderung als spezifischer Form der räumlichen Mobilität. Die Übergänge zwischen den verschiedenen Formen sind oft fließend, was die Abgrenzung mitunter schwierig gestaltet. In der Regel wird eine Ortsveränderung, die mit dem Wechsel des Wohnstandortes verbunden ist, als Wanderung bezeichnet. Doch auch hier stellen sich eine Reihe definitorischer Probleme, die kaum befriedigend zu lösen sind. Wie ist der Reisende von dem saisonalen Wanderer, jener wiederum von dem für einige Jahre Fortgezogenen zu unterscheiden? Was wird als Wohnstandort gewertet, die eigene Wohnung, so dass der Umzug innerhalb eines Wohnhauses schon als Wanderung gilt,⁶ oder wie sonst ist der räumliche Bezugsrahmen zu setzen? Die jeweiligen Unterschiede sind meist nur gradueller und nicht prinzipieller Natur. Der zeitliche und räumliche Bezugsrahmen ist in die spezifische Untersuchung zwar jeweils als eigene Dimension einzubringen, als definitorisches Kriterium birgt er die Gefahr der Beliebigkeit.

Zum Teil können diese Probleme durch das Konzept des Aktionsraumes gelöst werden. Der Aktionsraum wird durch die Verknüpfung der verschiedenen individuellen Aktivitäten an verschiedenen Standorten gebildet. Diese Verknüpfung erfolgt durch Mobilitätsvorgänge.⁷ Gatzweiler definiert dementsprechend eine innerregionale Wanderung als Wechsel des Wohnstandortes, ohne dass dabei notwendigerweise andere Aktivitätsstandorte davon berührt werden. Die interregionale Wanderung führt dagegen zum Wechsel sämtlicher Aktivitätsstandorte.⁸ Eine so gefasste Definition erlaubt eine klarere Bestimmung des räumlichen Bezugsrahmens, integriert die soziale Dimension und ermöglicht es, die durch die Orientierung an administrativen Grenzen auferlegten konzeptionellen Beschränkungen zu umgehen. Es werden aber auch eine Reihe von Mobilitätsformen aus-

5 Zelinsky 1971, 224.

6 So z. B. Lee 1972, 117.

7 Siehe Franz 1984, 32f.

8 Gatzweiler 1975, 31f.

gegrenzt – z. B. die nomadischen Wanderungen, da diese ihre Aktivitätsstandorte mit sich führen und somit keinen entsprechenden Wechsel aufweisen –, die in anders konzipierten Untersuchungen durchaus ihren Platz haben können.

Es bleibt festzuhalten, dass eine allgemeingültige Definition von Wanderung nicht vorliegt.⁹ Wie Hoffmann-Nowotny betont, ist die Wahl verschiedenartiger Abgrenzungskriterien „nur mit Bezug auf die theoretischen Intentionen des Forschers“ sinnvoll zu bestimmen.¹⁰ Ebenso ist die Definition, die ja letztlich das zu untersuchende Problem begrifflich fassen soll, an den vorliegenden Daten bzw. den Möglichkeiten der Datengewinnung zu orientieren. Eine nicht operationalisierbare Definition kann kaum den Ausgangspunkt einer Untersuchung bilden; hier ist grundsätzlich ein pragmatischer Ansatz erforderlich. Für die archäologische Untersuchung von Wanderung heißt das zunächst, dass wir dann von Migration sprechen können, wenn räumliche Mobilität über das bisherige Verbreitungsgebiet spezifischer kultureller Merkmale hinausgeht. Über Dauer, Umfang und Intention der Wanderung ist damit noch keine Aussage getroffen. Erst durch die Überwindung kultureller ‚Grenzen‘ wird Migration archäologisch sichtbar und somit auch erst dann zum Gegenstand archäologischer Betrachtung.¹¹ Es ist ebenfalls deutlich, dass wir es mit einer Mobilität zu tun haben müssen, die sich überhaupt im archäologischen Befund manifestieren kann, sei es durch die Masse der gleichzeitigen oder durch die Masse aufeinanderfolgender Migrationsvorgänge. Im letzteren Fall wäre von einem Migrationsprozess im eigentlichen Sinne zu sprechen.¹²

Diese pragmatische Definition steckt ab, worüber wir grundsätzlich reden wollen. Sie ist an der archäologischen Quellenüberlieferung orientiert; gerät in der näheren Anwendung jedoch genau an dieser in anderer Hinsicht ins Stolpern. Ausbreitungen kultureller Formen in Raum und Zeit – die Voraussetzungen des archäologischen Wanderungsnachweises – gehen mit kulturellen Veränderungen einher und werden in der Regel als Kulturwandel begriffen. Sich verändernde Verbreitungsmuster bedürfen folglich der Erklärung.

9 Es sollte nicht verwundern, dass die zur Begriffsbestimmung hier herangezogene Literatur aus den 1970er und 1980er Jahren stammt. Das repräsentiert keinen alten Forschungsstand, sondern spiegelt die stärkere wissenschaftstheoretische Ausrichtung der Soziologie und Geographie in dieser Zeit wider, die mit einem deutlichen Bemühen um die Definition des eigenen Forschungsgegenstandes einhergeht. Jüngere Arbeiten sind hier auch nicht weiter gekommen (siehe z. B. Han 2000 [42010], 7ff.; Treibel 1999 [42008], 17ff.).

10 Hoffmann-Nowotny 1970, 53.

11 Es braucht nicht weiter betont zu werden, dass diese Definition ausschließlich für rein archäologische Betrachtungen relevant ist. Naturwissenschaftliche Verfahrensansätze, wie etwa die Strontiumisotopenanalyse, unterliegen dieser konzeptionellen Begrenzung selbstverständlich nicht; hier sind es jedoch andere Zwänge, wie etwa das geologische Substrat der Auswandererregion, das verlassen werden muss – andernfalls greift auch diese Methode ins Leere. Aufschlussreich in vielerlei Hinsicht ist die Konfrontation der archäologischen und naturwissenschaftlichen Indizien des jeweiligen Wanderungsnachweises; dies vor allem dann, wenn eines der Verfahren den Nachweis schuldig bleibt. Andere definitorische Kriterien als die sich am geologischen Substrat orientierende räumliche Bewegung führen im Falle der Strontiumisotopenanalyse auch nicht weiter, da diese Methode hier keine weitergehenden Aussagen erlaubt.

12 Siehe Burmeister 2000.

Vielfach können unterschiedlichste Formen des Kulturwandels hierfür verantwortlich gemacht werden – Wanderungen müssen nicht ursächlich mit diesen Prozessen in Verbindung stehen. Dies möchte ich an einem sehr anschaulichen Beispiel erläutern.

Migration und Einwandererkultur: eine duale Welt

Die nordamerikanische Kolonisation und Einwanderung europäischer Siedler bietet ein geeignetes Untersuchungsfeld, Fragen des durch Migration bewirkten Kulturtransfers zu untersuchen. Die historischen Vorgänge sind bekannt; historische Geographie und Archäologie haben eine Reihe von Studien zur Verwendung und Verbreitung der Sachkultur seitens der Einwanderer geliefert. Von Interesse ist vor allem die Frage, inwieweit die materielle Kultur Hinweise auf die Herkunft der sie verwendenden Bevölkerungsgruppen gibt. Hausformen und deren Konstruktionsweisen bieten hierfür einen geeigneten Ansatzpunkt.

Die klassische Blockhütte der nordamerikanischen Pioniere, die Sinnbild amerikanischer Siedlerkultur geworden ist, hat über 250 Jahre die Architektur der Siedler in den westlichen *Frontier*-Gebieten geprägt. Sie lässt sich auf einen fenno-skandinavischen Ursprung zurückführen. Eingeführt wurde dieser Haustyp mit seinen verschiedenen Konstruktionstechniken durch finnische Siedler, die sich zwischen 1638 und 1655 in der schwedischen Kolonie am Delaware niederließen. 1653 besiedelten rund 500 Kolonisten 36 ha Land. Nach Übernahme der Kolonie durch die Holländer, zwei Jahre später, gingen die Skandinavier in der Gruppe der nachfolgenden holländischen und englischen Siedler auf. Neben den an den Hausbau gekoppelten Merkmalen haben sich nur wenige andere Attribute fenno-skandinavischen Ursprungs durchgesetzt, wie z.B. die finnische Jagdhütte und finnische Zauntypen. All diese Formen wurden von anderen Einwanderergruppen übernommen. Die meisten anderen Elemente fenno-skandinavischer Kultur sind dagegen verschwunden, ohne weitere Spuren zu hinterlassen.¹³

Es stellt sich die Frage, wie diese verschwindend geringe Zahl an Siedlern einen so großen und nachhaltigen Einfluss auf die materielle Kultur ausüben konnte. Eine Beschreibung der Diffusion liefert keinen Aufschluss.

Einzelne Elemente der Heimatkultur ermöglichten bestimmten Einwanderergruppen, sich mit den Bedingungen im neuen Siedlungsgebiet besser zu arrangieren als andere Gruppen, was sie eindeutig in Vorteil setzte.¹⁴ Die ersten britischen Siedler z.B. hatten große Schwierigkeiten, sich in der Neuen Welt einzurichten, und z.T. erhebliche Verluste durch Fehlernährung und Krankheiten zu verbuchen.¹⁵ Diesen Einwanderern fehlten die

¹³ Jordan 1989a.

¹⁴ Jordan 1989a; 1989b.

¹⁵ Jordan/Kaups 1989, 32; Noël Hume 1979, 747.

kulturellen Voraussetzungen, viele der Probleme, die sich ihnen in ihrer neuen Umwelt stellten, adäquat zu lösen. Aus diesem Grund wurden die Merkmale der fenno-skandinavischen Kultur, die am besten ein Überleben in den Wäldern der Neuen Welt gewährten, übernommen. Dies war nicht zuletzt deswegen möglich, weil die skandinavischen Siedler keine ethnische Enklave bildeten, sondern sich zügig in den Pioniergebieten Nordamerikas ausbreiteten und Verbindungen zu anderen Einwanderergruppen eingingen.¹⁶

Ein weiterer starker Einfluss auf die Hausformen der europäischen Siedler ging von den Einwanderern aus dem süddeutschen und alpinen Raum aus. Hier war es in erster Linie die Scheunenform, die prägend auf die landwirtschaftliche Architektur wirkte. Die breite Übernahme dieser Hausform von anderen Einwanderergruppen wird auf die ökonomische Funktionalität ihrer Bauweise zurückgeführt, die sehr einfach gehalten und vielseitig anwendbar war. Die komplexen und reich verzierten Wohnhäuser aus dem gleichen Raum dagegen wurden nicht übernommen und selbst die Siedler aus dieser Region Mitteleuropas legten dieses Element ihrer Kultur in der Neuen Welt vielfach ab. Die aufwändig gebauten Wohnhäuser erfüllten keinen Zweck, den nicht auch die Wohnhäuser anderer Gruppen erfüllt hätten. Mit ihrer Bautradition und dem auffälligen Dekor zeugten diese Bauten zudem von der Identität der Einwanderer. Dies war ein wesentliches Motiv für die um Akzeptanz und Assimilation bemühten Gruppen, diese Bautradition abzulegen.¹⁷

Die Siedler aus dem britischen Königreich, die lange das Hauptkontingent der Einwanderer stellten, hatten dagegen einen zu vernachlässigenden Einfluss auf die Architektur der Pioniere und landwirtschaftlichen Siedler.¹⁸ Erst die sich in den englischen Kolonien im 17. Jahrhundert herausbildenden Eliten versuchten, ihren Status über feste Häuser in Ziegelbauweise nach englischem Vorbild zu demonstrieren.¹⁹

Anhand der Architektur der weißen Siedler in Nordamerika lassen sich mehrere Punkte aufzeigen. Die Vielfalt der europäischen Heimatkulturen wurde nicht auf den nordamerikanischen Kontinent übertragen. Die Heterogenität der Einwanderer und der Austausch zwischen diesen Gruppen führten zu einer Angleichung der Kulturen. Merkmale mit hoher Funktionalität, in der Regel einfache und effiziente Formen und Techniken, wurden von allen Gruppen übernommen, andere Merkmale gingen meist im Zuge der Assimilierung verloren.²⁰ Die dominante Gruppe setzte sich hinsichtlich der Merkmale durch, die von sozialer Signifikanz waren. In diesem Sinne wurden Elemente der Sachkultur gezielt eingesetzt, um die angestrebte Assimilation voranzutreiben oder den angestrebten Status zu erzielen bzw. zu demonstrieren. Die gezielte Verwendung von Elementen ursprünglich fremder Sachkultur, um wirtschaftlichen Erfolg zu sichern bzw. bestimmte soziale Positionen zu erreichen oder zu sichern, deutet auf die mitunter geringe

¹⁶ Jordan 1989a, 82.

¹⁷ Jordan 1985, 152.

¹⁸ Jordan 1985, 155.

¹⁹ Markell 1994, 61.

²⁰ Jordan 1985, 154.

Bindung von materieller Kultur an die sie verwendenden Gruppen. Ihre Übertragbarkeit hat, wie das fenno-skandinavische Beispiel deutlich zeigt, Konsequenzen für die archäologische Rückverfolgung von Wanderungsbewegungen, die anhand der Sachkultur mitunter in die Irre geführt werden kann.

Doch nicht alle Bereiche der Gesellschaft und damit der Sachkultur offenbaren eine derartige Wandlungsbereitschaft. Historische Untersuchungen an Immigranten in den USA zeigen, dass die Einwanderer quasi in zwei Welten lebten.²¹ An die Welt der Einwanderungsgesellschaft passten sie sich vor allem in den Bereichen, mit denen sie zu dieser in Kontakt traten, an. Die andere Welt wurde durch die Traditionen ihrer Heimatkultur gebildet, die weiterhin einen starken Einfluss auf das interne Zusammenleben der Einwanderergruppe hatte. Sie folgte weitgehend den gleichen Regeln wie in der alten Heimat, Traditionen wurden gepflegt, wenn auch z.T. mit neuen Bedeutungsinhalten.²² Zwar zog auch in die Sphäre des Alltags und des Privaten zunehmend die neue Welt ein, dennoch zeigte die alte Kultur hier ihre größte Resistenz gegen fremde Einflüsse.

In seiner eindrücklichen Studie einer schwedischen Einwanderergemeinde in den USA im 19. Jahrhundert zeigt Robert Ostergren die beiden Welten, in denen die Einwanderer lebten. Am besten können dies vielleicht die Kirchen in schwedischen Einwandereregionen versinnbildlichen: Nach außen kaum von einer durchschnittlichen US-amerikanischen Kirche zu unterscheiden, war die Inneneinrichtung oft detailgetreu den Kirchen der Heimatgemeinden nachgebildet.²³ Und betrachtet man die Siedlungspläne einer Einwanderergemeinde und vergleicht diese mit ihren ursprünglichen Gemeinden in der Auswandererregion, so bemerkt man oft erstaunliche Parallelen. Über 20 Jahre lang übersiedelten 17 Haushalte aus dem schwedischen Dorf Övre Gärdsjö in einen Teil von Athens in Minnesota;²⁴ die Haushalte siedelten vor und nach der Übersiedlung jeweils in den gleichen Gruppen zusammen, selbst die nachbarschaftlichen Entfernungen waren in etwa die gleichen (Abb. 1). Der Titel von Ostergrens Studie beschreibt diesen Vorgang äußerst präzise: „Community Transplanted“.

Die Welt der Einwanderer präsentiert sich somit zweigestaltig. Der öffentliche oder Außenbereich stellt die Kontaktzone zur Gesellschaft der Einwanderungsregion dar. Die Sachkultur dieses Bereiches passt sich der Außenwelt an, sie repräsentiert den Kulturwandel und ist somit wenig geeignet, Wanderungsergebnisse zurückzuverfolgen. Im Kontrast dazu steht der – wie ich ihn hier nennen möchte – Innenbereich der Einwanderergruppe. Dieser Bereich ist exklusiv, hier hat die Sachkultur der Auswanderungsgesellschaft ihre größte Beständigkeit. Die Sachkultur, die diesen Innenbereich reflektiert, ist aufgrund ihrer größten Resistenz gegen Fremdeinflüsse demnach am besten geeignet, die kulturellen Ursprünge der Einwanderer aufzuzeigen.

21 Ostergren 1988; Runblom 1988.

22 Ostergren 1988, 241; Runblom 1988, 273.

23 Ostergren 1988, 230; 285f.

24 Ostergren 1988, 186f.

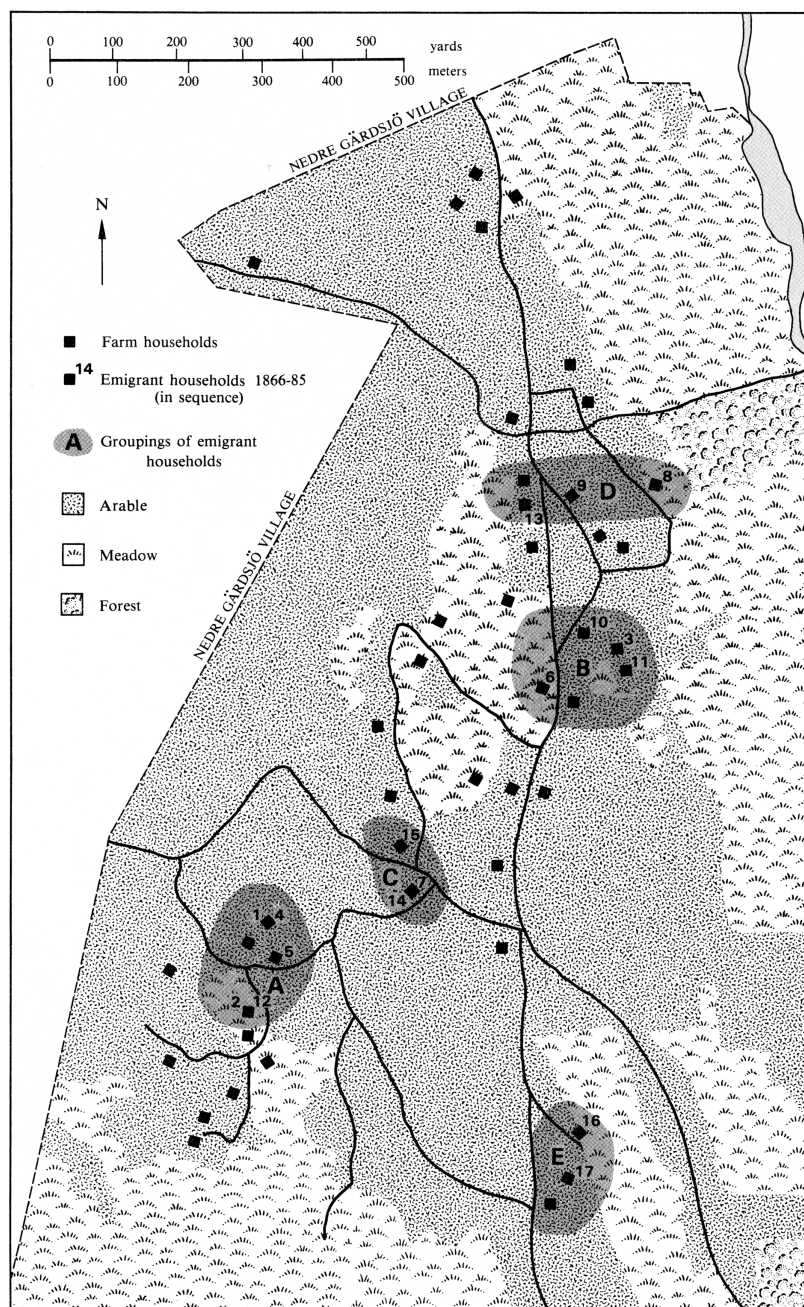


Abb. 1 | a) Lage der Auswandererhaushalte in Övre Gärdsjö, Schweden sowie
b) deren Lage nach Ansiedlung in Athens, USA. Die angegebenen Zahlen bezeichnen
die Reihenfolge der Haushalte bei der Übersiedlung; das Siedlungsmuster ist in
beiden Gemeinden nahezu identisch (nach Ostergren 1988, 186f. Fig. 5.12f.)

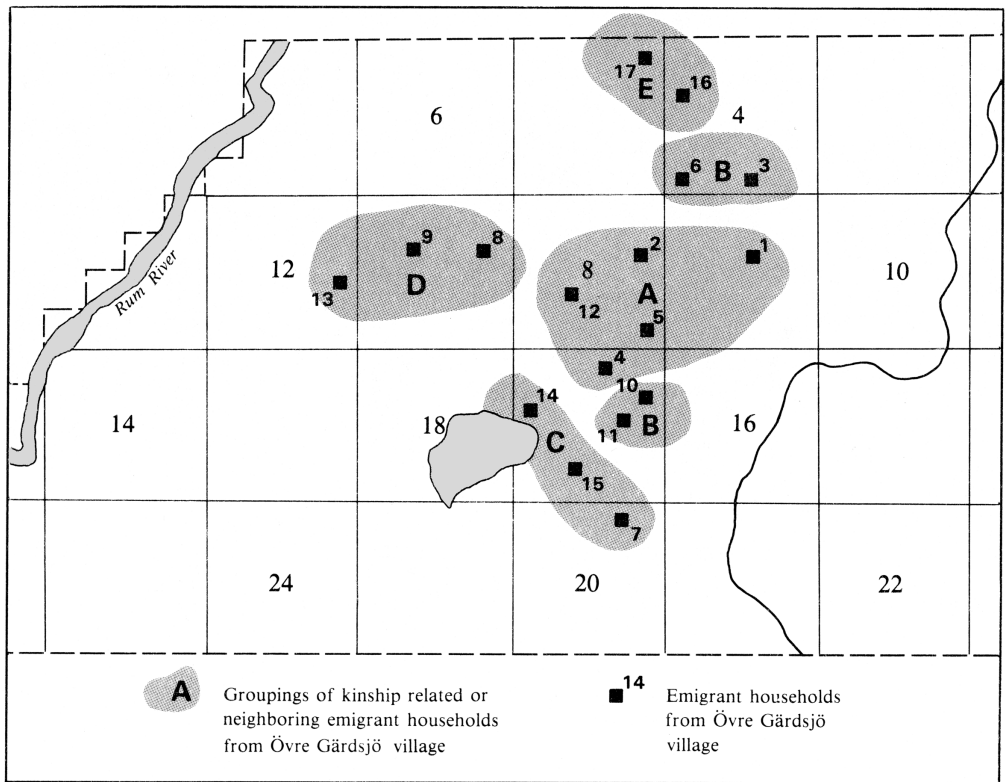


Abb. 1 | b)

Das Festhalten an Bekanntem ist nicht allein auf Konservatismus zurückzuführen. Sicherlich besteht gerade in einer sich wandelnden, fremden oder gar feindlichen sozialen Umgebung das Bedürfnis nach einer über Traditionen erreichten Selbstvergewisserung und Bewahrung einer eigenen Identität. Es ist ebenso anzunehmen, dass Einwanderer in der Regel keinen genaueren Einblick in die innere Welt der ihnen fremden Einheimischen haben. Es fehlen ihnen hier folglich die Vorbilder, die es für eine weitergehende Akkulturation braucht.

Eine dritte Erklärung liefert das *Habitus*-Konzept des französischen Soziologen Pierre Bourdieu.²⁵ In seinen Arbeiten betont Bourdieu, dass die Dialektik von objektiven und verinnerlichten Strukturen gruppenspezifische Dispositionen der Wahrnehmung, des Denkens und Handelns bedingt. Mit seinem Konzept des Habitus versucht er, diese subjektiven, aber überindividuellen Strukturen zu umreißen. Der Habitus ist ein erworbenes System von Erzeugungsschemata. Als erworbenes System ist er ein Produkt der Vergan-

²⁵ Bourdieu 1993, 97ff.

genheit und bringt sämtliche Wahrnehmungen, Gedanken und Praktiken nur innerhalb der Grenzen der besonderen Bedingungen seiner eigenen Entstehung und Struktur hervor. Die Praktiken sind folglich unabhängig von den äußeren Bedingungen der unmittelbaren Gegenwart, wie Bourdieu aber betont, nur relativ, da der Habitus danach trachtet, Verhaltensweisen, die mit den objektiven Verhältnissen unvereinbar sind, auszuschließen. Dies führt zu den beschriebenen unterschiedlichen Praktiken innerhalb der beiden Sphären des gesellschaftlichen Lebens. Wenn die äußeren ökonomischen und sozialen Bedingungen der Einwanderer von jenen abweichen, die zur Ausbildung ihres Habitus geführt haben, und diese neuen Bedingungen sich nicht dementsprechend verändern lassen, muss sich die Praxis der Einwanderer gemäß ändern – und somit wird auch ihr Habitus modifiziert. Dies kann manchmal sehr schnell erfolgen. Die kulturelle Praxis des Innenbereichs ist zum Teil abgekoppelt von den äußeren Bedingungen; der Habitus ist deshalb hier sehr viel beständiger. Erst z.B. durch eine Verschiebung der Statusverhältnisse innerhalb der Familien als Ergebnis von Assimilation werden auch die Bedingungen, die die innere Welt strukturieren, mit der Zeit geändert. Der Habitus, als eine in der Vergangenheit wurzelnde Handlungsdisposition, wird deshalb in der inneren, privaten Sphäre der Gesellschaft eine stärkere Verharrungstendenz haben als in der äußeren, öffentlichen.

Die duale Welt der Einwanderer und der archäologische Wanderungsnachweis

Kehren wir zu den eingangs gemachten Überlegungen zurück. Materielle Kultur ist in ihrer Anwendung sehr flexibel; sie ist keinesfalls zwingend an eine ethnische Gruppe gebunden, wie vielfach unterstellt. Die genuine Verbindung von ethnischer Identität, Wanderungskollektiv und einer spezifischen Sachkultur ist durch eine Vielzahl empirischer Studien widerlegt. Das Beispiel der fenno-skandinavischen Pionierkultur in den USA zeigt zwar, dass es einer historischen Kontaktsituation durch eine kleine Gruppe von Einwanderern bedurfte, sich aus den unterschiedlichsten Gründen der Gebrauch ihrer Sachkultur jedoch verselbstständigte. Es ließe sich anhand einer klassischen Kartierung der Ausbreitung der Blockhütte von Skandinavien an die Ostküste der USA und dann weiter an die Westküste ein typisches *Wave-of-Advance*-Modell nachzeichnen. Damit würden wir gut die Front der weißen Pionierbesiedlung beschreiben, nicht jedoch die Wanderung einer Volksgruppe, wie der geographische Ursprung der Blockhütte glauben machen könnte. Wir beobachten hier die Initialphase eines tiefgreifenden Kulturwandels; die zugrunde liegenden Prozesse, die mit Migration und Diffusion nur sehr vage beschrieben sind, bleiben jedoch im Dunkeln.

Zur weiteren Klärung der den zugrunde liegenden kulturellen Prozessen müssen wir etwas näher auf das Problem der Akkulturation, also der Übernahme fremder Kulturelemente, eingehen. In Anlehnung an US-amerikanische Studien bezeichnet Friedrich Heck-

mann²⁶ entwickelte kulturelle und soziale Systeme von Einwandererminoritäten als „Einwandererkolonien“. Für die Ausbildung sozialer Netze und die Konstitution ethnischer Identität hat die Einwandererkolonie eine zentrale Bedeutung. Die Einwanderergesellschaft, die an die Traditionen der alten Heimat anknüpft, sich aber in ständiger Auseinandersetzung mit der Gesellschaft des Einwanderungslandes befindet, wird durch eine spezifische Kultur und Gruppenstruktur gebildet, die sie sowohl von der Herkunftskultur als auch von der der Einheimischen unterscheidet.²⁷ Welchen Einfluss die ethnische Identität bzw. ethnische Koloniebildung auf die Verwendung materieller Kultur hat, ist eine für die Archäologie zentrale Frage, mangels entsprechender Untersuchungen aber bisher kaum zu beantworten.

Die vorgelegte Unterscheidung einer äußeren und inneren Sphäre der Gesellschaft, legt, wie betont, nahe, dass vor allem die materielle Kultur des gesellschaftlichen Innenraumes für den archäologischen Wanderungsnachweis geeignet ist. Doch gilt das für alle Einwanderergruppen? Sicherlich gilt es für Gruppen, die sich um Integration bemühen. Diese streben eine Übernahme der ihnen neuen Kultur an und gehen so mit der Zeit in der Kultur der Einwanderungsregion auf – ihr Ursprung entzieht sich somit des Nachweises. Wie dargelegt, fassen wir diese Einwanderer jedoch noch eine Zeit lang im privaten Raum.

Für Einwanderergruppen, die keine Integration anstreben, stellt sich die Situation gänzlich anders dar. Da Assimilation für sie nicht von Bedeutung ist, werden sie sich der neuen Umwelt nur insoweit anpassen, wie es für eine stabile ökonomische Existenzsicherung notwendig ist. In einer fremden oder womöglich gar ablehnenden Welt – oder denken wir etwa an das sogenannte Elitendominanz-Modell: in einer Welt, der man sich überlegen fühlt – erfährt ethnische Identität an Bedeutung. Für solche Gruppen können ethnische Marker und sichtbare Erkennungszeichen ihrer traditionellen Kultur von großer Bedeutung sein. Hier wird man eine stärkere Bewahrung traditioneller Kulturelemente feststellen.

In der Gegenüberstellung von solchen Gruppen, die sich um Assimilation bemühen, und solchen, die sie zurückweisen, beobachten wir eine Verlagerung der Schnittstelle zwischen der Einwanderergruppe und der indigenen Bevölkerung: dichter an der Kultur der einheimischen oder dichter an der Kultur der zugewanderten Gruppe, mit jeweils erheblichen Konsequenzen für die Sachkultur.

Dank dem Habitus-Konzept können wir theoretisch auch noch solche Gruppen nach ihrer Einwanderung nachweisen, die sich schnell assimilieren. Bei jenen Gruppen, die sich nicht in die neue lokale Gesellschaft integrieren, ist der Nachweis ihrer Einwanderung scheinbar unproblematisch, da sie ja ihre angestammte Kultur bewahren. Wer jedoch die Diskussionen der letzten 30 Jahre innerhalb der britischen Forschung in Bezug auf die angelsächsische Einwanderung verfolgt hat, weiß, dass es auch in diesem Fall alles andere als

26 Heckmann 1981, 131; 215.

27 Heckmann 1981, 208ff.

einfach ist. Die Richtung der Akkulturation scheint hier den umgekehrten Weg hin zur Einwandererkultur genommen zu haben. Die auf der britischen Insel deutlich fremden Kulturgüter sind ohne Zweifel ein Hinweis auf eine angelsächsische Einwanderung: Nicht die Einwanderung ist strittig, kontrovers diskutiert wird das Ausmaß der Einwanderung.²⁸ Ohne genaue Kenntnisse der Assimilationsprozesse sind wir oft nicht in der Lage, einen Fundplatz einer der fraglichen Gruppen – einheimisch oder zugewandert – zuzuweisen. Wiederum stolpern wir über den Fallstrick der flexiblen Verwendung materieller Kultur. Sachkultur wird eben nicht nur wegen ihres rein technischen Verwendungszweckes benutzt, sondern auch wegen ihres symbolischen Wertes. Gegenstände oder Bräuche, die mit einer angesehenen Statusgruppe in Verbindung gebracht werden, genießen ein hohes Prestige und werden vorzugsweise von anderen Gruppen kopiert. In diesem Fall verweist der archäologische Fund nicht auf den Ursprung seines Nutzers, sondern auf dessen angestrebten Status.

Aus diesem Grund scheint es mir sinnvoll, für den archäologischen Nachweis von Wanderungen das oben umrissene Konzept eines Außen- und eines Innenbereichs einer Kultur doch auf alle Einwanderergruppen, unabhängig vom Grad ihrer Integration in die Einwanderungsgesellschaft, anzuwenden. Von der Betrachtung sollten daher solche Gegenstände ausgeschlossen sein, die aufgrund ihrer Funktionalität oder aufgrund ihres sozialen Wertes vielfach Anwendung finden könnten. Es sind die Details einer Kultur, die auf Außenstehende wenig funktional wirken bzw. die nach außen keine soziale Signifikanz transportieren, somit weder als Prestige- noch als Modeobjekt übernommen werden können. Auf die besondere Ausgestaltung der Privatsphäre, die sich u.a. im Innenbereich der Häuser auswirkt, wurde bereits hingewiesen. Die Innenarchitektur der Häuser, z. B. die Position von Fenstern, Türen und Feuerstellen, kann ebenfalls in starkem Maße die traditionelle Kultur der Einwanderer widerspiegeln.²⁹

Die Untersuchung der inneren Gestaltung von Häusern hat sich in einer Reihe von Studien als hilfreich erwiesen. So konnte etwa die Einwanderung im 13. Jahrhundert im Tonto Basin, im US-amerikanischen Südwesten, über die Analyse der häuslichen Architektur nachgewiesen werden. Miriam Stark und ihre Kollegen verwendeten hierzu einen Raumbezugsindex, der die Anzahl der Räume misst, die eine gemeinsame Wand mit anderen Räumen innerhalb einer Wohneinheit haben. Sie konnten so zeigen, dass die Variabilität in der inneren Raumanordnung der Häuser spezifischen kulturellen Traditionen folgte, die darüber hinaus auch mit bestimmten technologischen Stilen der Gebrauchskeramik korrelierten. Anhand dieser kulturellen Muster konnten sie zwischen einheimischen und zugewanderten Gruppen unterscheiden.³⁰

28 Z. B. Higham 1992.

29 Z. B. Jordan/Kaups 1987, Abb. 4; Abb. 7; 74f.

30 Stark u. a. 1995, 225ff.

Ähnlich stellt sich die Situation im angelsächsischen England der Völkerwanderungszeit dar. Im nordwestlichen Europa – und damit auch im Auswanderungsgebiet der Angelsachsen – war spätestens seit der Römischen Kaiserzeit das dreischiffige Langhaus der vorherrschende Haustyp. In den Gebieten der angelsächsischen Einwanderung ist dieser Gebäudetyp hingegen vollkommen abwesend – auch in der Zeit der angelsächsischen Besiedlung in England ist er bislang nicht belegt. Das typische Gebäude einer angelsächsischen Siedlung ist das sogenannte Grubenhaus, das wiederum in den kontinentalen Auswanderungsregionen kaum vorkommt. Allein vom äußeren Erscheinungsbild dieser beiden Hausformen müsste man festhalten, dass die angelsächsischen Häuser auf beiden Seiten des Kanals gänzlich unterschiedlichen Bautraditionen folgten und dass sie nichts miteinander gemein haben. Doch betritt man das Innere der Häuser, sieht man schnell ein gemeinsames Grundmuster in der Innenraumgestaltung.³¹ Der Grundplan, die Abmessungen, die Position der Zugänge und die räumliche Binnengliederung folgen einem einheitlichen Muster (Abb. 2). Wir wissen nicht, warum die Einwanderer in England das äußere Erscheinungsbild ihrer Häuser dergestalt veränderten, doch müssen wir auch hier feststellen, dass das häusliche Leben auch in der neuen Umgebung nach traditionellen Vorgaben strukturiert war.

Kulturelle Praxis als Schnittmenge von Migration – Kulturwandel – Innovation

Im Fokus der bisherigen Ausführungen standen durch Migrationen bedingte kulturelle Kontaktsituationen. Es sollte vornehmlich dargestellt werden, wie sich diese auf die Kultur der beteiligten Gruppen auswirken und welche Probleme – aber auch Lösungen – sich für den archäologischen Wanderungsnachweis hieraus ergeben. Naturwissenschaftliche Verfahren des Wanderungsnachweises, wie etwa die Strontiumisotopenanalyse, wurden hier ebenso ausgeklammert wie Verfahrensansätze, auf archäologischem Wege Migrationsströme zu untersuchen.³² Es geht folglich hier nicht um das allgemeine Phänomen „Migration“, sondern um Formen kultureller Praxis in den beschriebenen Kontaktsituationen. Letztlich sind es diese Veränderungen der kulturellen Praxis, die wir als Kulturwandel fassen und zu erklären haben. Die Randbedingungen der je spezifischen Wandervorgänge und die spezifische soziale Figuration der in Kontakt geratenen Gruppen strukturieren jeweils deren kulturelle Praxis und bestimmen auch den Grad des Kulturwandels. Auch wenn die ursprüngliche Intention meiner Überlegungen zur kulturellen Praxis von Migrantengruppen auf eine Methode zum archäologischen Wanderungsnachweis zielte, der im Gegensatz etwa zur Strontiumisotopenanalyse nicht am Individuum,³³ sondern am

31 Zimmermann 1988.

32 Anthony 1990; Burmeister 1998; 2000; Prien 2005.

33 Siehe Knipper 2004, 653f.

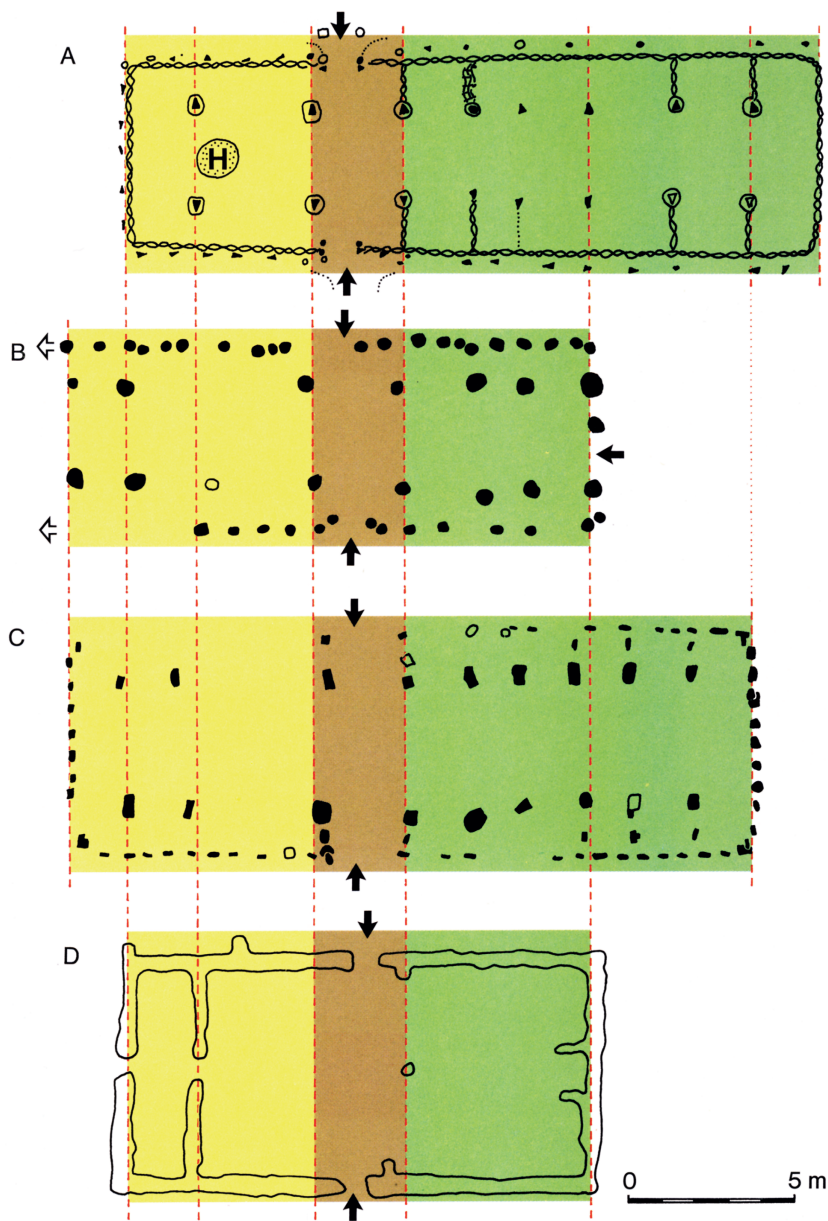


Abb. 2 | Annähernd deckungsgleiche Grundrisse und Innengliederung der Häuser im kontinentalen Abwanderungs- sowie im angelsächsischen Einwanderungsgebiet. Die Häuser weisen trotz jeweils anderer Bauweise den gleichen Grundplan in der Anlage von Eingangsbereich und Wohnteil auf; der Stallteil entfiel – wohl aus klimatischen Gründen – in England und wurde durch einen weiteren Funktionsteil ersetzt. – A Feddersen Wierde, Haus 14 (D); – B Flögeln, Haus 2 (D); – C Wijster, Haus XIV (NL); – D Chalton, Haus AZ I (GB) (nach Zimmermann 1988, 479 Abb. 7)

kulturell handelnden Kollektiv ansetzt, beschreiben die Ausführungen letztlich, wie kulturelle Merkmale sich bei Kontakt mit anderen Gruppen verändern können. Das Verständnis dieser Kontaktsituationen bildet letztlich das Fundament aller weiteren Überlegungen zum komplexen Themenfeld „Migration und Kulturwandel“.

Die durch Migration hervorgerufenen Kontaktsituationen führen in der Regel durch die nachfolgenden Änderungen kultureller Praxis zu Kulturwandel – die trotz Kontakt bestehende Existenz hermetisch geschlossener Parallelgesellschaften dürfte die Ausnahme sein. Damit möchte ich zu meinem dritten Themenfeld kommen, das bislang kaum berührt wurde: die Innovation.

Migration und Kulturwandel werden in der fachlichen Diskussion meist in einem Atemzug genannt, Kulturwandel und Innovation oft sogar synonym verwendet. In dem Einladungstext zu dem Workshop wurden Migration und Innovation in einen gemeinsamen inhaltlichen Zusammenhang gestellt. Das geschieht nur selten und das auch nicht grundlos, da es sich um zwei grundverschiedene gesellschaftliche Prozesse handelt, die zunächst nichts miteinander zu tun haben. Auch hier ist es notwendig, das Begriffsfeld inhaltlich erst einmal abzustecken, „Innovation“ zu definieren.

Innovation: eine kleine begriffliche Annäherung

„Innovation“ befindet sich in einem semantischen Feld mit „Neuerung“, „Erfindung“, „Invention“, „Emergenz“ und „Kreativität“ – und diese Liste ließe sich sicherlich noch ergänzen. Im Zentrum dieses Begriffsfeldes steht die „Neuerung“, die als definitorischer Kern jedoch zu kurz greift. Es wäre eine unzulässige Reduktion auf das Neue, das das Phänomen „Innovation“ nicht hinreichend abbilden kann. Begriffe wie „neu“ sind zu vage, denn was für den einen neu ist, kann für den anderen bereits ein „alter Hut“ sein. In seinem Standardwerk der Innovationsforschung definiert Everett Rogers Innovationen als Ideen, Praktiken oder Gegenstände, die einer Person als neu erscheinen, betont hierbei jedoch ausdrücklich, dass es unerheblich ist, ob diese Neuerungen wirklich neu sind.³⁴ Rogers zielt in seinen Betrachtungen letztlich auf die Ausbreitung (Diffusion) von Innovationen; er entwirft ein idealtypisches Fünf-Phasenmodell, mit dem er die Ausbreitung und gesellschaftliche Aufnahme von Innovationen beschreiben will.³⁵ Basis des Phasenmodells ist die unterschiedliche individuelle Bereitschaft, Innovationen zu übernehmen (*innovativeness*); Innovatoren im eigentlichen Sinne sind nur jene Personen, die als Erste die Innovation übernehmen (Phase I). Innovationen in diesem Sinne sind so erst einmal als ‚Angebote‘ zu verstehen, die angenommen oder zurückhaltend bewertet und zu einem späteren Zeitpunkt angenommen oder die sogar abgelehnt werden. Unter einem Innovationspro-

³⁴ Rogers 2003, 12.

³⁵ Rogers 2003, 281.

zess versteht Rogers die Ausbreitung von Innovationen, die nicht nur eine räumliche, sondern immer auch eine zunehmende Übernahme *innerhalb* einer Gesellschaft ist. Während „Innovation“ also nur das *Angebot* einer Neuerung meint, bezeichnet der Innovationsprozess die gesellschaftliche *Übernahme* der Neuerung.

Einen Gegenpol zu diesem am Individuum orientierten Konzept markierte der Wirtschaftswissenschaftler Joseph Schumpeter.³⁶ Für ihn ist eine Innovation die Durchsetzung technischer oder organisatorischer Veränderungen im Produktionsprozess; Innovatoren sind hier die „schöpferischen Unternehmer“, die mit Neuerungen den Produktionsprozess umgestalten, um daraus einen ökonomischen Vorteil zu ziehen. Auch hier haben wir den gestaltenden Akteur, doch gelangen wir mit Schumpeter deutlich über Rogers hinaus, da sein Konzept die gesellschaftliche Ebene unmittelbar einbezieht. Der Innovator greift in gesellschaftliche Prozesse ein, und erst diese Veränderung macht die Innovation als solche aus: Sie ist also nicht nur die Möglichkeit des Neuen, sondern beinhaltet zwingend dessen Realisierung.

In einem Punkt stimmen beide jedoch überein: Innovationsprozesse sind vollkommen unabhängig von Erfindern bzw. Erfindungen zu betrachten. Für Schumpeter beinhaltet die Erfindung noch nicht deren Realisierung; für Rogers stellen Erfinder zwar eine Neuerung zur Verfügung, doch entscheidend ist nicht ihre Existenz, sondern deren Wahrnehmung durch potentielle Adoptoren.

Will man sich eingehender mit dem Phänomen „Innovation“ befassen, muss man mehr darin sehen, als das bloße Möglichkeitsgebot einer Neuerung. Eine Reihe gesellschaftlicher Dimensionen bestimmen über Erfolg oder Misserfolg einer Innovation. Für den Soziologen Ulrich Oevermann ist „die Entstehung des Neuen nicht dramatische Ausnahme, sondern potentieller Regelfall“.³⁷ Das Neue resultiert aus der Dialektik von Emergenz und Determination, wurzelt somit in den gesellschaftlichen Bedingungen von Handlung und Struktur. Inwieweit das Neue jedoch in die Gesellschaft aufgenommen wird, hängt von Kriterien ab, die aus der sozialen Bewertung des Neuen sowie dem Kontext seiner Gewährwerdung und Verwendung resultieren.³⁸ Und – auch dieser Aspekt ist wesentlich – Neuerungen müssen an bereits Vorhandenes anknüpfen, andernfalls wäre es nicht möglich, sie als sinnvoll zu erkennen und in das kulturelle Repertoire aufzunehmen: „... so kann ein Gegenstand, der eine neue Funktion fördern soll, in sich selbst, in seiner Form Hinweise zur Decodierung der noch ungenannten Funktion enthalten, doch nur unter der Bedingung, dass er sich an Elemente vorausgegangener Codes anlehnt, d.h. nur wenn er in progressiver Weise schon bekannte Funktionen und Formen, die auf schon bekannte Funktionen konventionell zu beziehen sind, umformt“.³⁹

36 Schumpeter 1961, 94ff.

37 Oevermann 1991, 299.

38 Z.B. Bijker 1997; siehe dazu auch unten.

39 Eco 1994, 310.

Innovation kann m. E. deshalb nur in Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Dimensionen ihrer Umsetzung verstanden werden. Das führt uns zu einem erweiterten Innovationsbegriff, der letztlich die gesellschaftliche Aneignung der Neuerung umfasst. Innovation meint den Prozess der Integration des Neuen in die Gesellschaft und ist damit begrifflich klar von dem „Neuen“ oder der „Erfindung“ zu unterscheiden. Greifen wir das Phasenmodell von Rogers erneut auf, wäre ein Innovationsprozess mit Phase III abgeschlossen, wenn nämlich die Neuerung zum Gemeingut geworden ist.

Folgen wir dem oben bei der Begriffsbestimmung von „Migration“ formulierten Pragmatismusgebot, so können wir auch hier feststellen, dass die Begriffsdefinition für „Innovation“ als Integrationsprozess des Neuen in die Gesellschaft der archäologischen Forschungsperspektive sehr angemessen ist. Die unsichere archäologische Quellenlage mit ihrer fragmentarischen Überlieferung sowie die ungenügende zeitliche Auflösung der gesicherten Befunde verstellen uns den Blick auf den frühesten Niederschlag einer Neuerung – und selbst wenn wir diesen hätten, wir könnten uns nie darüber sicher sein. Fassen wir eine Neuerung im archäologischen Befund, so sehen wir sie in der Regel bereits in das kulturelle Repertoire übernommen, also zu einem fortgeschrittenen Zeitpunkt des Innovationsprozesses. Die archäologische Perspektive auf „Innovation“ kann somit nur eine sein, die den gesellschaftlichen Prozess der Aneignung in den Blick nimmt und sich nicht vergeblich an Vorstellungen von „Erfindung“ und „Emergenz“ orientiert.

Im Folgenden möchte ich auf zwei, m. E. zentrale Aspekte eingehen, die nicht nur für die Beschäftigung mit dem Thema relevant sind, sondern auch das Vorgenannte weiter untermauern sollen.

Innovation als soziales Phänomen

Streng genommen handelt es sich hierbei nicht um einen wirklichen Aspekt der Innovationsforschung, es geht um mehr – es geht ums Ganze. Es geht bei der Kennzeichnung von Innovation als soziales Phänomen um unser grundlegendes Verständnis, das wir von unserem Untersuchungsgegenstand – der Innovation – haben und aus dem heraus wir unsere Fragestellungen entwickeln.

Die Übernahme und der Erfolg etwa einer Technik lassen sich nicht allein aus der Technik selbst erklären. Der Siegeszug der VHS-Videocassette und der damit verbundenen Abspieltechnik in den 1980er Jahren ist ein anschauliches Beispiel. In den 1970er und frühen 1980er Jahren konkurrierten maßgeblich zwei unterschiedliche Videosysteme: der von Sony entwickelte Betamax- und der von JVC entwickelte VHS-Standard. Betamax galt allgemein als das technisch weitaus bessere System. Auf dem Markt durchgesetzt hat sich hingegen die weniger leistungsfähige Technik. Das VHS-System war auch nicht preislich günstiger, der Grund seines Siegeszuges war ganz anders gelagert. Sony hatte aufgrund seiner Firmenpolitik jede Zusammenarbeit mit der damals schon boomenden Pornoindus-

trie verweigert. Männer zwischen 20 und 40 sind technikbegeistert und haben oft auch die höchste Bereitschaft, für neue Techniken Geld auszugeben – für die Durchsetzung einer technischen Innovation haben sie in unserer Gesellschaft eine Schlüsselfunktion. Männer dieser Altersgruppe gehören aber auch zum Hauptkundenkreis der Pornoindustrie. Dieses Zusammentreffen unterschiedlicher Interessen einer männlichen Käuferschicht hat auf dem Markt dem technisch besseren System den Todesstoß versetzt. Technische Innovationen sind kein zwingendes evolutionäres Fortschrittssystem!

Ich möchte diesen Sachverhalt noch von einer anderen Seite her beleuchten: die Innovation des Automobils im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert. Dass das Auto zu dem Erfolgsmodell wurde, das es seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist, ist bemerkenswert. Das Auto war den damaligen Transportmitteln wie Kutsche und vor allem der Bahn weit unterlegen; es war technisch extrem anfällig und sehr wartungsintensiv; es war kaum bezahlbar und Fahrten mit dem Auto bereiteten vielleicht den Spaß, den man heute vergleichsweise bei der einen oder anderen Extremsportart erleben kann, aber auch das Leid.⁴⁰

Doch wie der begeisterte Automobilist Otto Julius Bierbaum in seinen Reisebeschreibungen festhielt: Im Auto war man Passagier, nicht Transportgut.⁴¹ Der Sinn des Autofahrens lag nicht in seinem praktischen Nutzen. Autos waren exklusiv – und genau das scheint ihr Erfolgsgeheimnis zu sein. Auto fahren wurde schnell zu einer Art Extremsport für abenteuerlustige Mitglieder der reichen Oberschicht. Man fuhr nicht Auto, weil es praktisch war, sondern weil es sich als Luxusvergnügen so vortrefflich eignete, die eigene herausgehobene soziale Position zu demonstrieren.⁴²

Die zwei Beispiele – VHS-Videosystem und Automobil – zeigen zwar zwei grundverschiedene technische Innovationsprozesse, sie veranschaulichen aber beide auf sehr deutliche Weise, dass mit der Übernahme der neuen Technik konsumptive und im weitesten Sinne soziale Interessen ganz spezifischer Gruppen verbunden waren. Allein aus der Technik lässt sich der jeweilige Innovationsprozess nicht begreifen.

Der Philosoph Boris Groys bemerkt: „Die Frage der technischen Innovation ist also radikal von der Frage der technischen Verbesserung zu unterscheiden. Die Vermischung dieser zwei grundunterschiedlichen Kriterien führt in die meisten theoretischen Ausweglosigkeiten.“⁴³

Mit der Einführung von Neuerungen sind soziale Interessen spezifischer Gruppen verbunden. Innovationen haben deshalb auch je nach sozialer Konstellation das Potenzial, soziale Zustände zu konsolidieren oder zu ändern. Innovationen sind somit immer auch mit einer Machtfrage verbunden. Diese Machtfrage stellt sich auch noch auf einer anderen, auf der semiotischen Ebene.

40 Siehe z. B. Bayerl 1998; Merki 2002.

41 Bierbaum 1992, 10f. [1903].

42 Merki 2002, 40ff.

43 Groys 1997, 25.

Innovation als semiotisches Phänomen

Mit der Semiotik betreten wir eine neue Ebene: die Kommunikation mittels Zeichen. Ein Zeichen ist im semiotischen Sinne alles, was wir wahrnehmen und interpretieren. Die Zeichen sind kulturell mit Bedeutungen aufgeladen, die wir als Information aufnehmen, in dem Augenblick, in dem wir das Zeichen wahrnehmen. Jede kulturelle Äußerung, jeder Gegenstand, den wir benutzen, ist ein Zeichen, das eine Information bereithält.⁴⁴

Ein konkretes Beispiel: Das Auto ist ein Zeichen unter anderem für Mobilität, die Art des Autos Ausdruck des Lebensstils. In seinen Anfängen war das Auto noch stärker als heute ein Statussymbol, das den Besitzer als zur sozialen Elite zugehörig ausgewiesen hat. Auf der Landstraße symbolisierte es soziale Exklusivität und Durchsetzungsvermögen, diese Botschaften wurden auch von den anderen Verkehrsteilnehmern verstanden; das Auto war gleichermaßen begehrt wie verhasst. Dafür, dass jeder Betrachter, der das besagte Auto sieht, diese diversen Informationen aufnimmt, sind kulturelle Codes verantwortlich.

Diese Codes sind es, die für uns von weiterer Bedeutung sind. Die Codes strukturieren unsere Wahrnehmung und konstituieren das kulturelle System, mit dem wir unserer Umwelt Sinn verleihen, und sie sind kulturelles Allgemeingut, andernfalls würde die soziale Kommunikation nicht funktionieren. Zweierlei ist hier für uns relevant:

Zunächst einmal ist eine Novität noch nicht mit einem eigenen kulturellen Code belegt – und ohne Code kann kein Ding Bestandteil einer Kultur werden. Eine Neuerung erlaubt zunächst zwei semiotische Reaktionen: Die Neuerung lässt sich in die bestehenden Codes einfügen oder sie lässt sich nicht einfügen, was zu einer Ablehnung führen wird. Lässt sie sich hingegen einfügen, sind wiederum zwei weitere Reaktionen möglich: Die Innovation wird mit ihren möglicherweise vorhandenen, aus anderen Handlungskontexten stammenden Codes übernommen oder sie wird übernommen, aber mit anderen Codes belegt. Die Integration von Neuerungen in den kulturellen Kontext kann ihr sowohl eine andere technologische als auch soziale Funktion zuschreiben. Genau in diesem Prozess der Bedeutungszuschreibung liegt die Unwägbarkeit jeder Neuerung, deren Aufnahme oder Ablehnung immer unvorhersehbar sein wird.

Und ein weiterer Punkt ist wichtig: Jeder neue Code bringt einen Konformitätsbruch mit sich, der mitunter auch die Normen und Werte einer Gesellschaft untergräbt. Das kann soziale Sanktionen nach sich ziehen. Personen oder Personengruppen, die am sozialen Rand einer Gesellschaft stehen, haben, da sie oft unempfindlicher gegen Sanktionsmaßnahmen sind, nicht den hohen Konformitätsdruck wie andere Mitglieder der Gesellschaft. Das führt eher dazu, dass sie mit den Normen der konventionellen Zeichensysteme brechen. Ebenfalls unempfindlicher gegen Sanktionen sind sozial starke Gruppen, die sich aufgrund ihres hohen gesellschaftlichen Ansehens Normenverstöße eher erlauben kön-

44 Zur weiteren Einführung siehe Eco 1977; 1994.

nen. Ihre zentrale Position in der Gesellschaft gewährt ihnen quasi die Definitionsmacht über die Codes.

Das ist eine wesentliche Ursache für den empirisch vielfach beobachteten Sachverhalt, dass Neuerungen besonders von der sozialen Elite getragen werden. Doch auch die gesellschaftlichen Außenseiter haben ein ebenfalls vielfach bestätigtes hohes innovatives Potenzial.⁴⁵ Dazu kommt, dass beide Gruppen oft bessere Möglichkeiten haben, neuer Ideen gewahr zu werden. Sie haben einen meist weiteren Aktionsradius und pflegen – und sei es über Mittelsmänner – Kontakte in andere Regionen. Gerade in vormodernen Gesellschaften, die sicherlich unter einem höheren Konformitätsdruck lebten als wir heute, ist die Einführung einer Neuerung eine sozial heikle Situation. Es reicht nicht, um die Neuerung zu wissen, es bedarf für den erfolgreichen Innovationsprozess immer auch einer Person oder Personengruppe, die den mit der Neuerung verbundenen Bruch des normativen Zeichencodes durchsetzen kann.

Wissenstransfer ist eine Grundvoraussetzung von Innovationen; Migrationen können solchen Wissenstransfer auslösen. Entscheidender ist m. E. jedoch, mit Blick auf die semiotischen Randbedingungen, dass das größte Problem bei der Bewältigung des Wissenstransfers in der aufnehmenden Gesellschaft zu lösen ist, die Kontaktsituation liefert bestenfalls den Impuls. Und auf einen weiteren Aspekt möchte ich rückblickend verweisen: den sozialen Wert kultureller Praxis. Sein Verständnis gibt uns einen Schlüssel in die Hand, die Kultur in Einwanderungsgesellschaften wie auch Innovationsprozesse besser zu verstehen.

Schluss

Ich habe hier versucht, die drei Begriffe Migration, Kulturwandel und Innovation in ein thematisch z. T. mehr loses, z. T. fester verbundenes Forschungsfeld zu integrieren. Es war mein Anliegen, im Hinblick auf die archäologische Forschung die Begriffe zu sortieren und zu präzisieren sowie mögliche Ansatzpunkte für die weitere Forschung zu entwickeln.

Literatur

Adams 1968

W. Y. Adams, Invasion, Diffusion, Evolution? *Antiquity* 42, 1968, 194–215.

Adams et al. 1978

W. Y. Adams/D. P. van Gerven/R. S. Levy, The Retreat from Migrationism. *Annual Review of Anthropology* 7, 1978, 483–532.

⁴⁵ Burmeister 1999, mit weiterer Literatur.

Anthony 1990

D. W. Anthony, Migration in Archeology: The Baby and the Bathwater. *American Anthropology* 92, 1990, 895–914.

Bayerl 1998

G. Bayerl, Die Erfindung des Autofahrens: Technik als Repräsentation, Abenteuer und Sport. In: G. Bayerl/W. Weber (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Technik*. Ulrich Troitzsch zum 60. Geburtstag. Cottbuser Studien zur Geschichte von Technik, Arbeit und Umwelt 7. Münster u.a.: Waxmann 1998, 317–329.

Bierbaum 1992

O. J. Bierbaum, *Eine empfindsame Reise im Automobil von Berlin nach Torrent und zurück an den Rhein*. In Briefen an Freunde geschildert. Berlin: Rütten & Löning 1992 [Erstausg. 1903].

Bijker 1997

W. E. Bijker, *Of Bicycles, Bakelites, and Bulbs*. Toward a Theory of Sociotechnical Change. Cambridge/Mass., London: MIT Press 1997.

Bourdieu 1993

P. Bourdieu, *Sozialer Sinn*. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1993 [Erstveröff.: *Le sens pratique*. Paris: Minuit 1980].

Burmeister 1998

St. Burmeister, Ursachen und Verlauf von Migrationen – Anregungen für die Untersuchung prähistorischer Wanderungen. *Studien zur Sachsenforschung* 11, 1998, 19–41.

Burmeister 1999

St. Burmeister, Innovation, ein semiologisches Abenteuer – Das Beispiel der Hallstattzeit in Südwestdeutschland. *Archäologische Informationen* 22, 1999, 241–260.

Burmeister 2000

St. Burmeister, Archaeology and Migration – Approaches to an Archaeological Proof of Migration. *Current Anthropology* 41, 2000, 539–567.

Burmeister im Dr.

St. Burmeister, Migration und Ethnizität. In: M. K. H. Eggert/U. Veit (Hrsg.), *Theorie in der Archäologie*: Zum Stand der deutschsprachigen Diskussion. Tübinger Archäologische Taschenbücher 1. Münster: Waxmann Verlag im Druck.

Eco 1977

U. Eco, *Zeichen*. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte. Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1977 [Erstveröff.: *Il segno*. Milano: Istituto Editoriale Internazionale 1973].

Eco 1994

U. Eco, *Einführung in die Semiotik*. München: Fink ⁸1994 [Erstveröff.: *La struttura assente*. Introduzione alla ricerca semiologica. Milano: Bompiani 1968].

Franz 1984

P. Franz, *Soziologie der räumlichen Mobilität*. Eine Einführung. Frankfurt a. Main: Campus 1984.

Gatzweiler 1975

H. P. Gatzweiler, *Zur Selektivität interregionaler Wanderungen*. Ein theoretisch-empirischer Beitrag zur Analyse und Prognose altersspezifischer interregionaler Wanderungen. Forschungen zur Raumentwicklung 1. Bonn-Bad Godesberg: Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung 1975.

Groys 1997

B. Groys, Technik im Archiv. Die dämonische Logik technischer Innovationen. In: W. Rammert (Hrsg.), *Innovationen – Prozesse, Produkte, Politik*. Technik und Gesellschaft Jahrbuch 9. Frankfurt a. Main, New York: Campus 1997, 15–32.

Han 2000

P. Han, *Soziologie der Migration*. Erklärungsmodelle – Fakten – Politische Konsequenzen – Perspektiven. Stuttgart: Lucius & Lucius 2000.

Heckmann 1981

F. Heckmann, *Die Bundesrepublik: Ein Einwanderungsland?* Zur Soziologie der Gastarbeiterbevölkerung als Einwandererminorität. Stuttgart: Klett-Cotta 1981.

Higham 1992

N. Higham, *Rome, Britain and the Anglo-Saxons*. London: Seaby 1992.

Hoffmann-Nowotny 1970

H.-J. Hoffmann-Nowotny, *Migration*. Ein Beitrag zu einer soziologischen Erklärung. Stuttgart: Enke 1970.

Jordan 1985

T. G. Jordan, *American Log Building*. An Old World Heritage. Chapel Hill: University of North Carolina Press 1985.

Jordan 1989a

T. G. Jordan, New Sweden's Role on the American Frontier: A Study in Cultural Preadaptation. *Geografiska Annaler* 71 B, 1989, 71–83.

Jordan 1989b

T. G. Jordan, Preadaptation and European Colonization in Rural North America. *Annals of the Association of American Geographers* 79, 1989, 489–500.

Jordan/Kaups 1987

T. G. Jordan/M. Kaups, Folk Architecture in Cultural and Ecological Context. *Geographical Review* 77, 1987, 52–75.

Jordan/Kaups 1989

T. G. Jordan/M. Kaups, *The American Backwoods Frontier*. Baltimore: Johns Hopkins University Press 1989.

Knipper 2004

C. Knipper, Die Strontiumisotopenanalyse: eine naturwissenschaftliche Methode zur Erfassung von Mobilität in der Ur- und Frühgeschichte. *Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums* 51, 2004, 589–685.

Kottwitz 1971

G. Kottwitz, Psychologische Determinanten im Kontext der Wanderungsentscheidung. In: G. Kottwitz/M. Vanberg (Hrsg.), *Ein Modell der Wanderungsentscheidung*. Berlin: Institut für Soziologie, Technische Universität Berlin 1971/1972, 7–34.

Lee 1972

E. S. Lee, Eine Theorie der Wanderung. In: G. Széll (Hrsg.), *Regionale Mobilität*: elf Aufsätze. Nymphenburger Texte zur Wissenschaft 10. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1972, 115–129 [leicht gekürzte Fassung gegenüber der Erstveröff.: *A Theory of Migration*. Demography 3, 1966, 47–57].

Markell 1994

A. B. Markell, Solid Statements. Architecture, Manufacturing, and Social Change in Seventeenth-Century Virginia. In: P. A. Shackel/B. J. Little (Hrsg.), *Historical Archaeology of the Chesapeake*. Washington u.a.: Smithsonian Institution Press 1994, 51–64.

Merki 2002

Ch. M. Merki, *Der holprige Siegeszug des Automobils 1895–1930*. Zur Motorisierung des Straßenverkehrs in Frankreich, Deutschland und der Schweiz. Wien u.a.: Böhlau 2002.

Myhre/Myhre 1972

B. M. Myhre/B. Myhre, The Concept 'Immigration' in Archaeological Contexts Illustrated by Examples from West Norwegian and North Norwegian Early Iron Age. *Norwegian Archaeological Review* 5, 1972, 45–70.

Noël Hume 1979

I. Noël Hume, First Look at a Lost Virginia Settlement. *National Geographic* 155, 6, 1979, 734–767.

Oevermann 1991

U. Oevermann, Genetischer Strukturalismus und das sozialwissenschaftliche Problem der Erklärung der Entstehung des Neuen. In: St. Müller-Doohm (Hrsg.), *Jenseits der Utopie*. Theoriekritik der Gegenwart. Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1991, 267–336.

Ostergren 1988

R. C. Ostergren, *A Community Transplanted*. The Trans-Atlantic Experience of a Swedish Immigrant Settlement in the Upper Middle West, 1835–1915. *Studia Multiethnica Upsaliensia* 4. Uppsala: Almqvist & Wiksell 1988.

Prien 2005

R. Prien, *Archäologie und Migration*. Vergleichende Studien zur archäologischen Nachweisbarkeit von Wanderungsbewegungen. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 120. Bonn: Habelt 2005.

Rogers 2003

E. M. Rogers, *Diffusion of Innovations*. New York u.a.: Free Press 2003 [Erstausg. 1962].

Runblom 1988

H. Runblom, Nordic Immigrants in the New World. In: H. Norman/H. Runblom (Hrsg.), *Transatlantic Connections*. Nordic Migration to the New World after 1800. Oslo: Norwegian University Press 1988, 139–276.

Schumpeter 1961

J. A. Schumpeter, *Konjunkturzyklen*. Eine theoretische, historische und statistische Analyse des kapitalistischen Prozesses 1. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht [Erstveröff.: Business cycles. A theoretical, historical, and statistical analysis of the capitalist process 1. New York u. a.: McGraw-Hill 1939].

Stark et al. 1995

M. T. Stark/J. J. Clark/M. D. Elson, Causes and Consequences of Migration in the 13th Century Tonto Basin. *Journal of Anthropological Archaeology* 14, 1995, 212–246.

Treibel 1999

A. Treibel, *Migration in modernen Gesellschaften*. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. Weinheim: Juventa ²1999.

Zelinsky 1971

W. Zelinsky, The Hypothesis of the Mobility Transition. *Geographical Review* 61, 1971, 219–249.

Zimmermann 1988

W. H. Zimmermann, Regelhafte Innengliederung prähistorischer Langhäuser in den Nordseeanrainerstaaten. Ein Zeugnis enger, langandauernder kultureller Kontakte. *Germania* 66, 1988, 465–488.

Flexible Lebens- und Wissensformen

Die Halaf-Tradition Nordmesopotamiens

Dimensionen von Wissen und Wissenstransfer

Wissen kann zunächst in zwei Sparten aufgeteilt werden, die aber kaum in Reinform existieren. Neben dem expliziten, diskursiven Wissen, das manchmal auch als „embrained“ bezeichnet wird,¹ ist ein großer Teil unseres Wissensvorrats verkörpertes Wissen, oder *embodied knowledge*,² als dessen Überbegriff *tacit knowledge* angesprochen wird.³ Verkörpertes Wissen ist praktisch und dispers, es äußert sich hauptsächlich performativ und manifestiert sich in vielen Organen und Gliedmaßen als routiniertes Handeln. Diskursives Wissen hingegen hat reflexives Potenzial und ist im Körper auf das Gehirn und den Sprechapparat konzentriert, kann sich aber motorisch auch beispielsweise im Schreiben äußern. Zudem ist es zeitlich-räumlich stärker eingrenzbar, da es sich materiell-akustisch äußern kann.

Auch wenn es eine Reinform dieser Wissenskategorien nicht geben mag, tendieren sie zumindest zu unterschiedlichen Arten der Wissensweitergabe. Dabei kann man als Dimensionen des Wissenstransfers die institutionelle Verankerung und die Natur des Weitergabeprozesses unterscheiden, der eher mimetisch oder eher generativ sein kann. Obwohl Wissensvermittlung multidimensional ist, tendiert doch diskursives Wissen dazu, institutionalisiert und als generatives Wissen vermittelt zu werden, während verkörpertes Wissen eher in nicht-institutionellen Kontexten weitergegeben wird, da es sich nicht auf simple Regeln reduzieren lässt.⁴ Ausnahmen sind etwa militärischer Drill als institutionalisiertes, antireflexives verkörpertes Lernen⁵ oder der primäre Spracherwerb, der zugleich mimetisch und generativ ist.⁶

Der Transfer verkörpertem Wissen ist in der Regel repetitiv, und dauert daher lange. Marchand bemerkt, dass „skilled physical activities are communicated, understood and ne-

1 Z.B. Lam 2000.

2 Csordas 1990; van Wolputte (2004) gibt über das komplexe Thema einen guten historischen Überblick.

3 Collins 2001; in seinen Ursprüngen auf Michael Polanyi (1958) zurückgehende Unterscheidung zwischen „tacit“ und „formal“, die im Deutschen auch ungeschickt mit „implizitem“ und „explizitem“ Wissen übersetzt wird.

4 Diese Dichotomie wird bis heute weitgehend zur Ausgangsbasis einer Anthropologie der Sozialisation genommen (s. Gieser 2008).

5 S. dazu Erdheim 1982.

6 Tomasello 1999.

gotiated between practitioners largely without words, and learning is achieved primarily through observation, mimesis and repeated exercise.“⁷ Dies ist für unser Thema der Verbindung zwischen Mobilität und Wissenstransfer insofern von Bedeutung, als die Modalitäten nur dort, wo Mobilitätsstrukturen Gruppen oder Individuen für eine gewisse Dauer zusammenführen, einen Transfer verkörpertem Wissens erlauben werden.⁸ Was sind dann aber die Konsequenzen für den Unterschied im Transfer stillen, verkörpertem Wissens zwischen mehr bzw. weniger mobilen Gesellschaften?

Im Vergleich zu solchen Fragen scheint die Vermittlung diskursiven Wissens sehr viel einfacher zu sein, denn sie kann außerhalb fester Institutionen in der Mitteilung von Informationen bestehen, aber auch in Spracherwerb. Zusätzlich kann diskursives Wissen extern als Schrift, durch Zählsteine und über Versiegelungen gespeichert und transferiert werden, was für den hier erörterten prähistorischen Kontext ebenfalls begrenzt relevant ist.⁹ Diskursives Wissen kann also in Einzelmomenten weitergegeben werden, wobei Formen des Wissens aus Erzählungen oder sachlichen Angaben bestehen können. Schliesslich wird diskursives Wissen oft in institutionalisierter Form transferiert, nicht nur intergenerational an Schulen oder Universitäten, Einrichtungen, die letzten Endes nichts anderes sind als Vorbereitungen auf Initiationsrituale, die Personen im Zuge eines *rite de passage* in einen anderen Status versetzen, ob den einer Juristin, eines Schamanen oder Kriegers.

Man sollte bei all diesen Formen des Wissenstransfers außerdem zwischen „lateralen“ und „vertikalen“ Weitergabeformen unterscheiden. Vertikale Weitergabeformen sind im Extrem geprägt von einer Sender-Empfänger-Struktur, die gleichzeitig ein Machtgefälle impliziert, das entweder auf Wissensunterschieden selbst basiert oder auf dem Wissen externen Autoritätsdimensionen.¹⁰ Hingegen sind laterale Vermittlungsstrukturen durch das Potenzial für Reziprozität geprägt, d.h., Lehrende und Lernende sind weitgehend auswechselbar in ihren allgemeinen Erfahrungen. Beispiele sind autonome Studierendenseminare, der Austausch von zwei Busfahrern über die Strecke oder Konferenzen wie diejenige, welche zu diesem Artikel führte. Lateral transferiertes Wissen dient nicht der Erlangung einer bestimmten, sozial abgegrenzten Position, sondern der Orientierung.

Die vier hier kurz besprochenen Dimensionen, die für eine Analyse von vergangenen Vorgängen des Wissenstransfers entscheidend sind, sind also der Grad der Diskursivität des Wissens, die Wiederholungsdimension, die Zeitdauer sowie Hierarchieverhältnisse. Deren Untersuchung sollte bei der Analyse konkreter Fälle eine Rolle spielen.

7 Marchand 2008, 247.

8 Solche Überlegungen werden auch in der Betriebswirtschaftslehre angestellt. Interessanterweise wird dabei nahegelegt, Mobilität der Arbeiterschaft, wenn *tacit knowledge* vorhanden ist, zu verringern, um Wettbewerbsvorteile zu erlangen (Maskell/Malmberg 1999).

9 S. dazu Akkermans/Duistermaat 1997; Schmandt-Besserat 1992.

10 Die einflussreiche informationstheoretische Darstellung von Shannon/Weaver (1949), die auch die prozessuale Archäologie stark mitprägte (z.B. Wright/Johnson 1975; s. Renfrew 1983), mutet heutzutage grotesk in ihrer Simplizität an (Lakoff/Johnson 1980, 10–12).

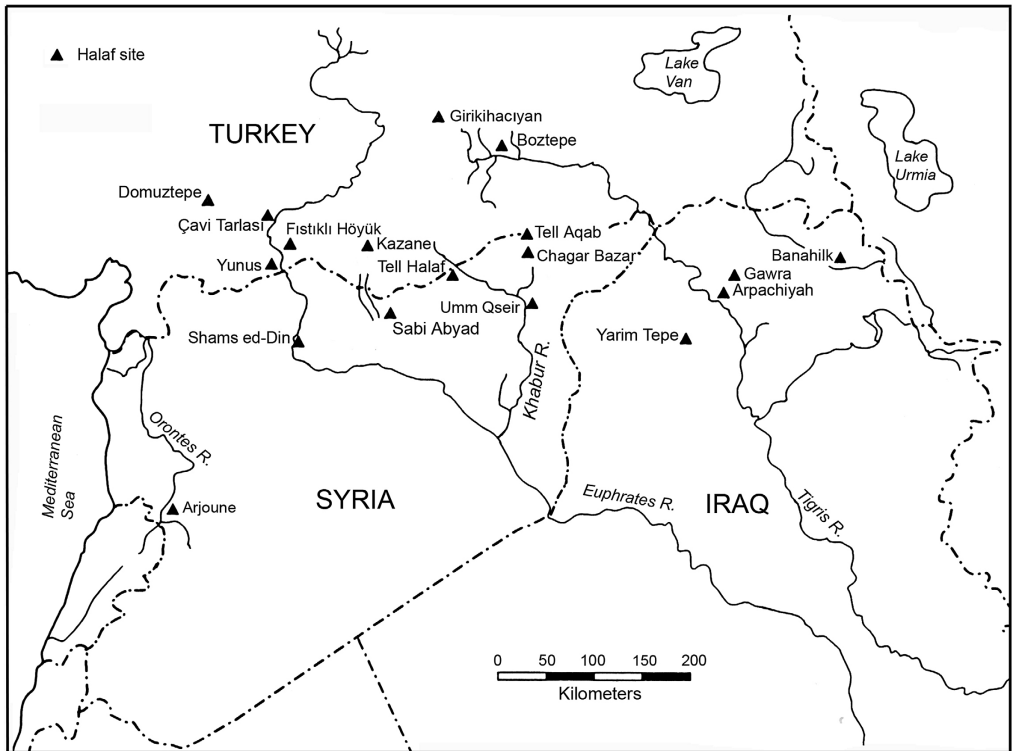


Abb. 1 | Lage einiger im Text genannter Orte.

Was sind nun die schon kurz angesprochenen Auswirkungen von mobilen Lebensweisen auf diese Dimensionen des Wissenstransfers? In einem nächsten Teil geht es mir zunächst darum, archäologisch belegte Mobilitätsformen der Halaf-Kultur Nordmesopotamiens zu eruieren, um diese dann mit den gerade aufgelisteten Modalitäten des Wissenstransfers in Bezug zu setzen.

Die Halaf-Tradition

Die Halaf-Tradition kann auf den Zeitraum von ca. 6000 bis 5300 cal. BCE datiert werden.¹¹ Gut bekannt wurde diese Kultur, als Mallowan im Jahre 1931 Tell Arpachiyah im Nord-Irak Rundhäuser, sogenannte Tholoi, mit massiven Steinfundamenten fand (Abb. 1).¹² Weitere typische Artefakte der Halaf-Kultur sind Amulettsiegel mit geometri-

¹¹ Cruells/Nieuwenhuyse 2004, insbes. Table 2.

¹² Mallowan/Rose 1935.

schen Mustern,¹³ deren Abdrücke sowie komplex bemalte Keramik, sehr oft versehen mit Bukranion-Mustern. All dies gilt bis heute als Merkmal der Halaf-Kultur. Als man in den 1960er Jahren anfang, systematische Surveys durchzuführen, ergab sich bald, dass die Halaf-Tradition die erste weit verbreitete Regionalkultur in der Vorgeschichte des Vorderen Orients war.¹⁴ Fast alle Orte befinden sich im Bereich, der Regenfeldbau erlaubt. Man schloss daraus, dass die Subsistenzgrundlage der Halaf-Kultur Trockenfeldbau gewesen sei, wogegen es bislang auch keine anderweitige Evidenz gibt.

Um je einen großen Halaf-Ort schien meist ein Ring kleinerer zu liegen. Kulturanthropologisch orientierte ArchäologInnen interpretierten dies als Anzeichen für die erste stabile politische Hierarchisierung in Form von ‚Häuptlingstümern‘.¹⁵ Dennoch wurde die Halaf-Tradition aufgrund der weiteren Entwicklungen der Ubaid-Zeit im folgenden 5. Jt. als sozialevolutionäre Sackgasse interpretiert, denn sie musste der Ubaid-Tradition zu Ende des 6. Jts. in Nordmesopotamien ‚weichen‘, die als Vorstufe zur ersten urbanen Kultur Mesopotamiens angesehen wird.¹⁶

Forschungen der letzten 20 Jahre haben dieses Bild jedoch stark in Frage gestellt.

- Neoevolutionistische Modelle von Kulturen und Traditionen als kohärenten historischen Blöcken mit einem einheitlichen politischen System werden heutzutage als reduktionistisch verworfen.¹⁷
- Man fand an etlichen Orten der Halaf-Tradition, wie etwa in Shams-ed Din, Khirbet esh Shennef und Umm Qseir, große Mengen an Wildtierknochen, vor allem Onager und Gazelle. Damit musste man sich von der These einer einheitlichen Kultur mit sesshaften Ackerbaudörfern verabschieden.¹⁸
- Eine neue Wendung nahm die gesamte Sicht auf die Halaf-Zeit mit der Entdeckung des *Burnt Village* in Sabi Abyad im Jahre 1991.¹⁹

In dieser Früh-Halaf Siedlung mit ausgedehnten Lagerhäusern fanden die Ausgräber unter anderem eine große Menge Tonversiegelungen, jedoch kaum Siegel. Sie erklären diesen Befund damit, dass die Siegel einem mobilen Teil der Bevölkerung von Sabi Abyad gehörten, dass also die in Sabi Abyad lebende Gemeinschaft aus zwei Hälften mit unterschiedlichen Lebensweisen zusammengesetzt war.²⁰ Doch scheint mir diese Kategorisierung von Mobilität und Sesshaftigkeit als zwei komplementären Lebenswelten problematisch, da heutige Formen des Nomadismus Vorlage zur Rekonstruktion antiker Mobilitätsformen zu sein scheinen. Heutige Nomaden halten sich jedoch kaum je dort auf, wo

13 Von Wickede 1990; Akkermans/Duistermaat 1997.

14 Copeland/Hours 1987; diese Ansicht wird meist unwidersprochen weitergereicht (z.B. Yoffee 2005, 206), obwohl mittlerweile immer mehr Hinweise auf eine regionale Differenzierung zutage treten.

15 Watson 1983.

16 Breniquet 1996.

17 Yoffee 2005; Pauketat 2007.

18 Zeder 1994, 119–120.

19 Akkermans/Verhoeven 1995; Akkermans 1996.

20 Akkermans/Duistermaat 1997 sowie Kommentare hierzu.

Sesshafte wohnen, sondern sie wandern im jahreszeitlichen Rhythmus. Die Rekonstruktion von Mobilität in archäologischen Kontexten wird aber unrealistisch, wenn sie zyklische Migrationsformen auf saisonale Rhythmen beschränkt.²¹ Vielmehr sollten längere Rhythmen der Mobilität ebenfalls in Erwägung gezogen werden. Das Problem beginnt bei Paläofauna- und -flora-Analysen, die darauf abzielen, negative Evidenz für bestimmte Jahreszeiten zu identifizieren, woraus dann die periodische (saisonale) Abwesenheit menschlicher Gruppen und Mobilität rekonstruiert wird. Solche am modernen, durch Urbanisierung marginalisierten Nomadismus ausgerichteten Analogien projizieren heutige Lebensweisen in Westasien zurück in die Vergangenheit, ohne die fundamentalen Auswirkungen der Beduinisierung im Zuge der Islamisierung und der mittelalterlichen Mongoleneroberungen auf die Gesellschaften einzubeziehen.²²

Was aber, wenn Mobilität eben kein kurzfristig-saisonales, sondern ein mittelfristig-periodisches Phänomen war? Die Gründe hierfür können variabel sein. Heutzutage gibt es beispielsweise immer noch Brandrodungskulturen, deren Gruppen sich nur im Mehrjahresrhythmus bewegen. An einer neu bezogenen Stelle wird Gelände für einige Jahre urbar gemacht, bis man weiterzieht. Dasselbe gilt für die Haubergwirtschaft des deutschen Mittelalters.²³ Mein Fazit aus diesen Einsichten ist, dass die spezifische Ausformung nichtsesshafter Lebensweisen empirisch erschlossen werden sollte, statt sie über einen Analogienschluss mit heutigen Beobachtungen in Westasien zu rekonstruieren.

Dazu ist eine Methodik vonnöten. Elementar für jede Feststellung von zyklischen oder anderen zeitlichen Strukturen ist die genaue Dokumentation chronologischen Wandels. Das hauptsächliche archäologische Mittel hierzu ist die Stratigraphie, die Zeit aus dreidimensionalen, vertikalen geschichteten Räumen in zweidimensionale Grafiken und Harris-Matrizen überträgt.²⁴ Jedoch interpretieren wir solche Ergebnisse in simplifizierender Weise gemeinhin als lineare Zeit, als eine Aneinanderreihung nicht wiederholbarer Ereignisse der Schichtenablagerung. Wir wissen aber spätestens seit Braudels Arbeiten, dass die Historie in unterschiedlichen Zeitmaßen abläuft. Neben der kleinteiligen Ereignisgeschichte identifiziert Braudel Konjunkturen, die einen mittelfristigen Zeitraum einnehmen und zyklisch sind, sowie die *longue durée*, deren Jahrtausendrhythmen meist an ökologische Bedingungen gebunden sind.²⁵ In der Archäologie sind wir recht gut zur Hand mit Langzeitrhythmen²⁶ und stellen uns gemeinhin Stratigraphien als eine Abfolge von eher uninteressanten Ereignissen vor, deren Akkumulation zu einem Flächenbefund geführt hat, und die als Ablagerung eine chronologische, bestenfalls aber eine ablagerungs-

21 S. hierzu meine Kritik (Bernbeck 2008).

22 de Planhol 1968.

23 Eder 1984; Goldammer et al. 1997.

24 Harris 1989.

25 Braudel 1980; s. dazu auch Burke 1991, 37–68.

26 Knapp 1992.

theoretische Einteilung²⁷ der Funde erlauben. Der soziale und kulturelle Charakter der einer Stratigraphie zugehörigen Ereignisse jedoch wird kaum thematisiert. Noch weniger wird daran gedacht, dass sich in Stratigraphien potenziell nicht etwa nur Ereignisse, sondern die mittelfristigen Braudel'schen Konjunkturen, also zyklische, repetitive Phänomene wiederfinden lassen könnten.

Fıstıklı Höyük: Mobilitätshinweise

Ich komme nunmehr zurück zur Halaf-Zeit und einem konkreten Beispiel für eine Kombination von übersaisonalen, mittelfristig-zyklischen Rhythmen und Mobilität. Dabei beziehe ich mich auf den Ort Fıstıklı Höyük am mittleren Euphrat, wo Susan Pollock und ich in den Jahren 1998 bis 2000 Grabungen durchführten (Abb. 1).²⁸ Fıstıklı Höyük ist eine Kleinstsiedlung von knapp einem halben Hektar, mit einer kurzen stratigraphischen Sequenz von maximal 1,40 m Höhe.

Stratigraphie und Chronologie (Abb. 2–7)

Trotz einiger Widrigkeiten wie Baumbestand erhielten wir einen guten Überblick über die Struktur des Orts, konnten aber Grabungsschnitte nicht direkt nebeneinander anlegen. Die Schichten der einzelnen Schnitte verbanden wir daher über eine Seriation der keramischen Funde. Damit konnten wir alle gut stratifizierten Kontexte ortsweiten Schichten zuordnen. Die Schichten IIIx bis IV gehören in die Halaf-Zeit, mit IV als ältester und IIIx als jüngster. Diese innerörtliche Relativchronologie lässt sich sehr gut mit einer großen Zahl an Radiokarbondaten korrelieren. Die statistische Auswertung der Absolutdaten nach Bayes'schen-Prinzipien ergibt für Fıstıklı Höyük IIIC bis IIIA eine sehr kurze Laufzeit von kaum mehr als 100 Jahren, mit jeweils 30 bis 35 Jahren pro Schicht. Prozesse einer einzigen Schicht dürften sich also mehr oder minder innerhalb einer Generation abgespielt haben. Wir haben keine Absolutdaten für Schicht IV, doch nach der Keramik datiert sie kaum früher als Schicht IIIC. Schließlich haben wir drei Spätdatierungen einer Schicht, die wir bislang als IIIx bezeichnen und aus der es keine architektonischen Hinterlassenschaften gibt. Sie befindet sich knapp unter der heutigen Hügeloberfläche und ist weitestgehend durch römerzeitliche Gräber gestört.

Im Folgenden stelle ich kurz die Befunde der Halaf-Schichten vor, um den zyklischen Charakter der Ortsnutzung herauszustellen. Schicht IV besteht aus einem kleinen Wasser-

²⁷ Schiffer 1987.

²⁸ Hauptsächliche Vorberichte: Pollock et al. 2001; Bernbeck et al. 2003.

graben, wie ihn Nomaden oft um Zelte herum anlegen (Abb. 2). Dünn gesäte Funde bestimmen das Bild. Schicht IIIC weist ein kleines zellenförmiges Vorratsgebäude auf (Abb. 3). Etwas später wurde ein Damm angelegt, der vor Fluten aus den Hängen im Osten schützen sollte. In Schicht IIIB ließen sich Gruppen längerfristig auf dem Hügel nieder (Abb. 4). Wir finden die zwei ältesten runden Wohnbauten oder Tholoi. Ebenfalls während dieser Zeit wurde ein Ofen auf den schon bestehenden Damm gesetzt, und ein zweites gleichartiges Erdwerk weiter östlich errichtet. Schließlich wurde eine Abfallhalde am Hang zum Euphrat angelegt. Die Hauptbesiedlungsschicht IIIA lässt sich in drei Subphasen unterteilen. In der frühen Schicht IIIA wurden zwei weitere Tholoi gebaut (Abb. 5). Tholos I schließt direkt an das Vorratsgebäude an, das schon früh in Schicht IIIC errichtet worden war. Weiter westlich befindet sich ein kleiner, nicht als Wohnhaus benutzbarer Rundbau und ein Ofen sowie Tholos II. Das Vorratsgebäude der Tholos IV ist jetzt nur noch halb so groß wie in Schicht IIIB. In der nächstfolgenden Subphase von Schicht IIIA werden mehr Öfen gebaut, und eine fünfte Tholos III (Abb. 6). Nunmehr werden auch Freiflächen im Norden der Siedlung intensiv genutzt. Schließlich haben wir einen Auflassungsprozess feststellen können. Dabei werden zunächst alle Gebäude im Süden der Siedlung verlassen, inklusive der Tholoi I, II, und IV (Abb. 7). Interessanterweise bleiben vor allem die Öfen weiter in Benutzung, während Vorratsgebäude ebenfalls allmählich verschwinden. Insgesamt ergibt sich folgende Sequenz:

Lagerplatz – Lager und Vorratsgebäude – über drei Schichten Wohnhäuser, Vorratsgebäude und Öfen zu etwa ähnlichen Anteilen – Abnahme der Vorratsgebäude und Wohnhäuser bei Zunahme der Öfen – und schließlich wieder ein Lagerplatz.

Dem Ganzen liegt dem ersten Eindruck nach eine rhythmische, zyklische Entwicklung zugrunde (Abb. 2–7).

Interpretation der Abfolge in Fıstıklı Höyük

Nun stellt sich die Frage, wie diese Abfolge zu interpretieren ist. Dass zu Anfang der Siedlung keine festen Häuser bestanden, ist nichts Außergewöhnliches. Denn an den meisten anderen neolithischen Orten in derselben Region besteht die unterste Schicht ebenfalls aus Gruben. Traditionell werden Ortsgründungen im vorderasiatischen Neolithikum auf Überausbeutung der Ressourcen andernorts, Streitigkeiten und soziale Abspaltung oder schlicht auf Bevölkerungswachstum zurückgeführt, so dass ein neu zu gründender Ort zunächst vor der Aufgabe steht, notdürftige Unterkünfte zu errichten, deren Baumaterial oft der lehmige Boden ist, dessen Entnahme zu den Gruben führte.

Ich möchte hier jedoch einmal von diesen instrumentell orientierten Erklärungen abweichen. Ich gehe davon aus, dass mittelfristig-periodische Ortsverlegungen, wie die saisonalen Züge der heutigen Nomaden, ein Element der kulturellen Lebenswelt sind. Doch unter dieser Maßgabe kann das rasche Wachstum von Fıstıklı Höyük im

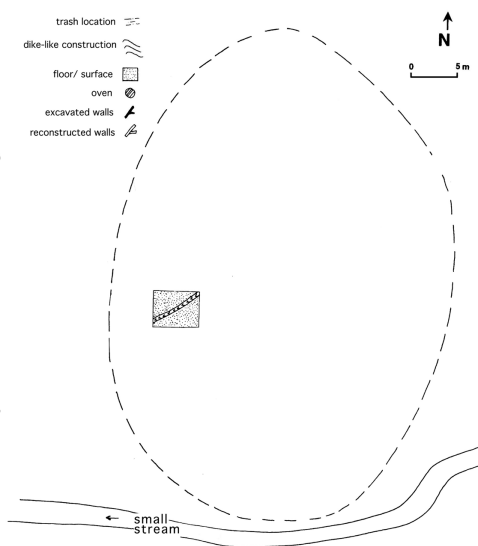


Abb. 2 | Fıstıklı Höyük, Phase IV

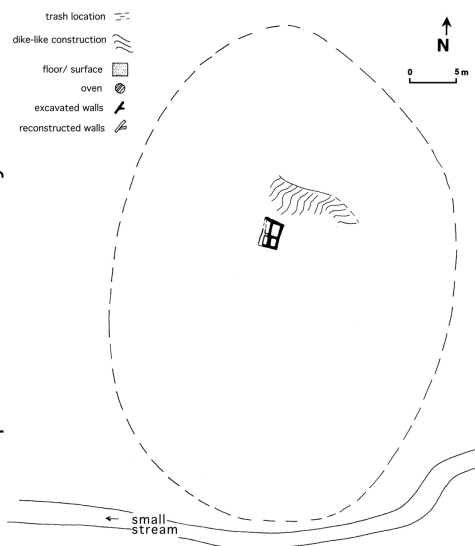


Abb. 3 | Fıstıklı Höyük, Phase IIIC

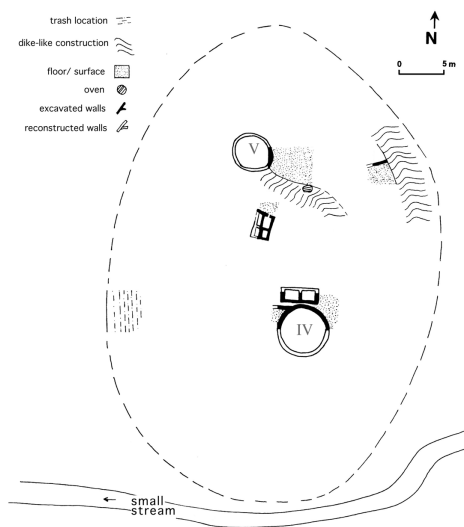


Abb. 4 | Fıstıklı Höyük, Phase IIIB

Zuge seiner Geschichte nicht einfach als interne Bevölkerungszunahme erklärt werden. Denn eine Verdoppelung der Population in einer Generation, durch die Zunahme der Tholoi im Übergang von Schicht IIIB zu IIIA indiziert, ist auf rein biologischen Grundlagen unmöglich. Wir müssen daher mit verstärktem Zuzug von Haushalten in der recht kurzen Zeit des Bestehens von Fıstıklı Höyük rechnen, wobei diese Haushalte genauso schnell wieder wegzogen. Zum vollen Verständnis dieser Vorgänge muss das Wachsen

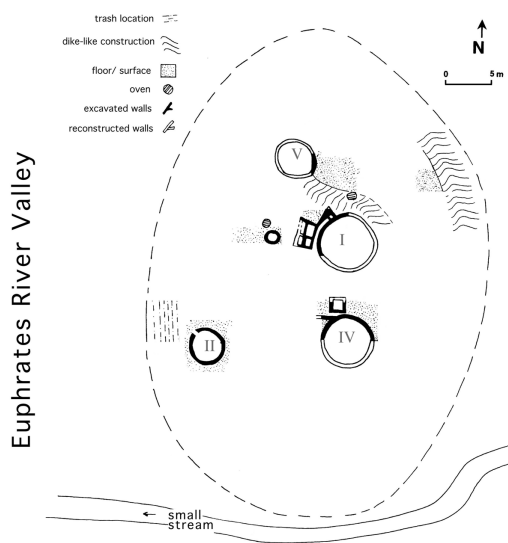


Abb. 5 | Fıstıklı Höyük, Phase IIIA früh

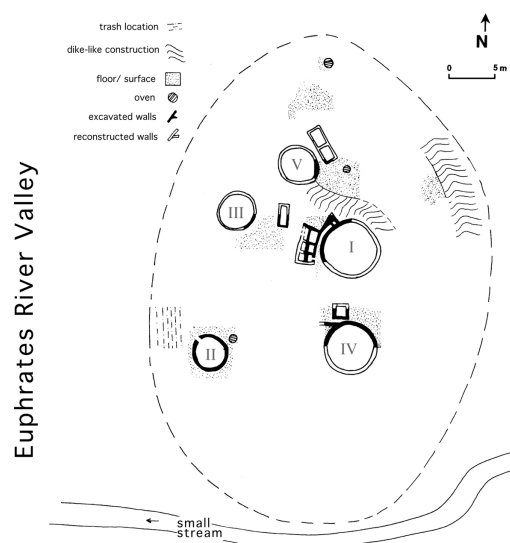


Abb. 6 | Fıstıklı Höyük, Phase IIIA spät

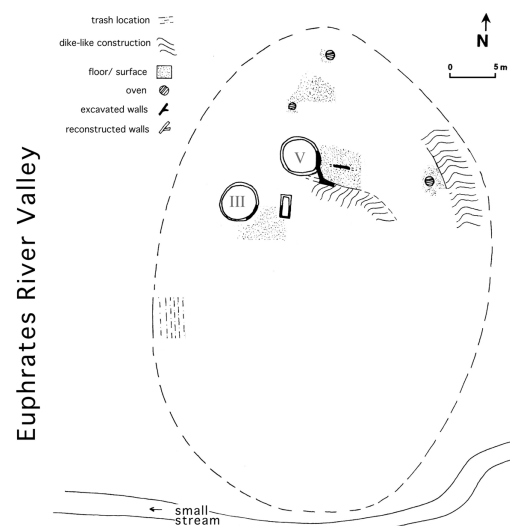


Abb. 7 | Fıstıklı Höyük, Phase IIIA Auflösungsphase.

und Schrumpfen der Siedlung erklärt werden. Dazu ziehe ich einige Fundkategorien heran.

- Wichtig für unser Verständnis ist die relative Zunahme der Öfen gegen Ende der Besiedlung (Abb. 8). Diese Installationen waren nicht, wie oft angenommen, Öfen zum Brot backen. Das Innere konnte sauber gehalten werden, und an der Außenseite finden sich oft Spuren von Feuer, das zum Trocknen des Ofeninhalts angezündet worden

war. Die Öfen dienten wohl vornehmlich zum Rösten von Getreide, um es vor Keimen und Verderb zu schützen.²⁹

- Sichelklingen und Reibsteine indizieren Ackerbau und Weiterverarbeitung der Erträge (Abb. 9).
- Sogenannte Jetons sind abgerundete Scherben oder schlicht Flusskiesel in Scheibenform (Abb. 9). Da sie räumlich dazu tendieren, mit Tierknochen assoziiert zu sein, könnten sie im Herdenmanagement verwendet worden sein.³⁰
- Große Kalksteinscheiben wurden wie Silexartefakte *façonné* (Abb. 9). Diese Geräte kommen oft in Zusammenhang mit grober Kochtopfware vor und sind meist an einer Seite geschmaucht. Es ist daher anzunehmen, dass sie in der Speisezubereitung eine Rolle spielten.³¹
- Schließlich fanden wir eine ganze Reihe von Stempelsiegeln, jedoch kaum Versiegelungen (Abb. 9). Aufgrund starker Abnutzungsspuren an den Bügeln kann angenommen werden, dass Siegel in Fıstıklı Höyük nicht nur sporadisch zur Markierung von Wirtschaftsprozessen oder gar von Eigentum genutzt wurden, sondern dass sie einer Dauerbeanspruchung ausgesetzt waren, etwa durch Tragen am menschlichen Körper. Mithin dürften primäre Funktionen dieser Artefakte eher Körperschmuck oder Apotropäik als Ökonomie gewesen sein.

Alle diese Artefakte fungieren als Anzeiger für Aktivitäten. Ihre jeweilige Dichte pro Schicht nehme ich als ein Korrelat für die *Intensität* der entsprechenden Aktivitäten. Eine an diesen Prinzipien ausgerichtete Auswertung der Funddichten in Abbildung 9 ergibt folgendes:

- Jetons kommen in allen Schichten von der frühesten an vor, sind jedoch in variabler Dichte vertreten. Wenn sie denn mit Herdenhaltung in Bezug zu setzen sind, so ist ein Wandel im Herdenmanagement aus diesem Befund nicht ohne weiteres abzulesen.
- Mit der Etablierung von Rundhäusern in Schicht IIIB treten die Kalksteinscheiben und erste Öfen auf. Damit geht eine rasche Abnahme des Anteils der Kochtöpfe in Schicht IIIB einher, bei gleichzeitiger Zunahme von Vorratsgefäßen.³² Mit der Niederlassung ganzer Haushalte finden wir also einen grundlegenden Wandel der Arten und des Modus (Haltbarmachung) der am Ort zubereiteten Nahrung.
- Siegel, ebenfalls erst ab Schicht IIIB belegt, sind integraler Bestandteil von formal in Tholoi niedergelassenen Haushalten, wobei ihr symbolischer Wert, wie oben dargelegt, etwas unklar bleiben muss.

29 Clayton 2004; Akkermans (1993, 63–64) sieht in den kleinen runden Installationen mit hart gebranntem Boden z. T. Vorratsbehälter.

30 Diese bis zu Handteller-großen Scheiben wurden auch an anderen Halaf-zeitlichen Orten wie Arpachiyah und Domuztepe gefunden (Costello 2000; 2002).

31 Bernbeck et al. 2003, 62–63.

32 Hopwood 2010.

Abb. 8 | Prozentuale Anteile von Strukturen pro Schicht in Fıstıklı Höyük

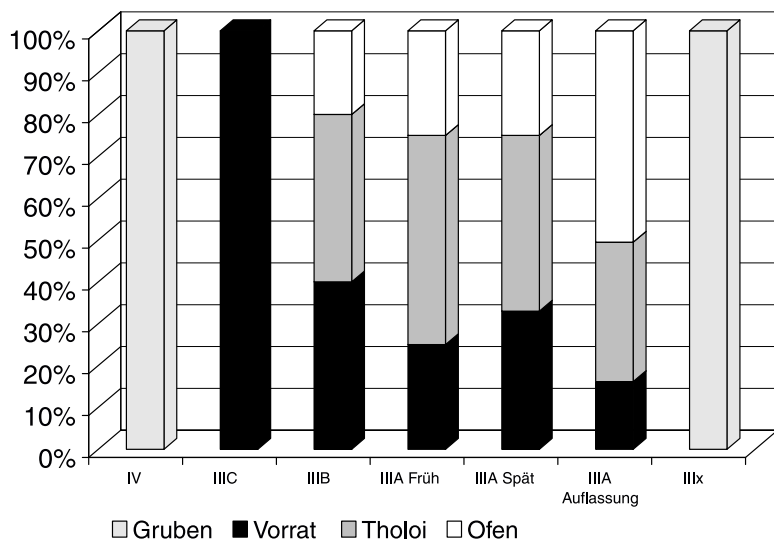
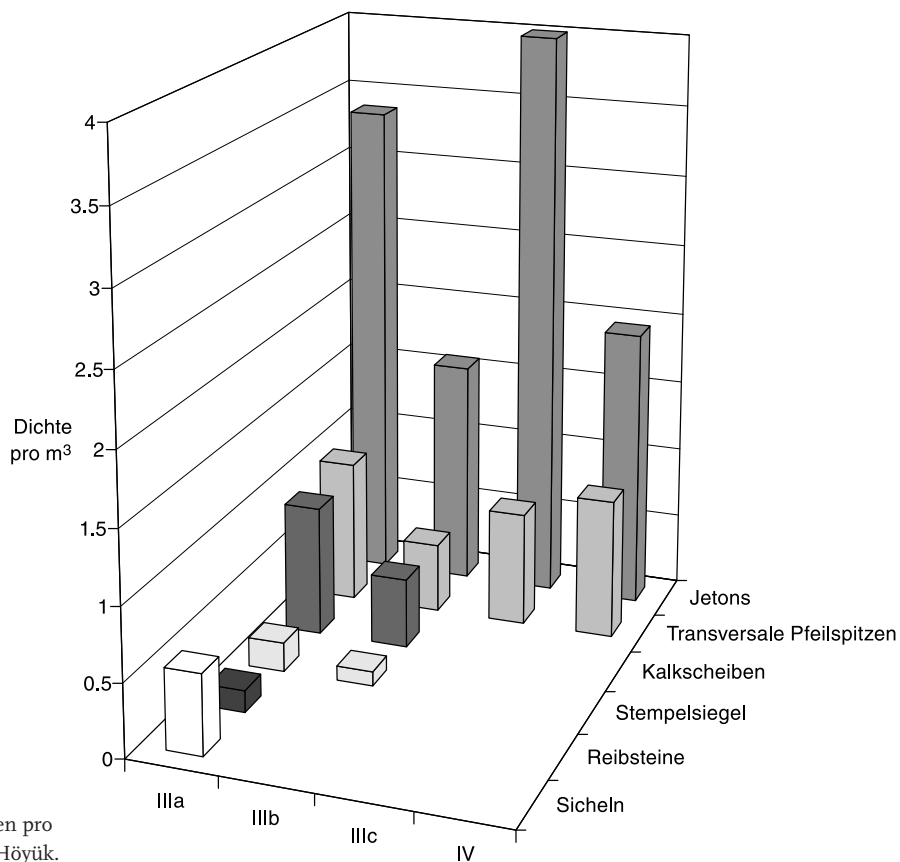


Abb. 9 | Funddichten pro Schicht in Fıstıklı Höyük.



- Das Vorkommen der Reibsteine ist auf die letzte Schicht IIIA beschränkt.³³ Alle diese Artefakte sind zerbrochen. Basalt war vor Ort nicht erhältlich, so dass die Bewohner nach Auflassen des Ortes solche wertvollen Objekte wohl mitnahmen.
- Auch Sichelklingen kommen selten vor und sind auf die letzte Schicht IIIA beschränkt. Das Rohmaterial Silex ist örtlich in ausreichender Menge erhältlich.

Eine Zusatzinformation aus einer Phytolithenanalyse sei angefügt.³⁴ Das Vorkommen von Getreidespelzen zeigt an, dass intensive Verarbeitung von Getreide nur in der letzten Schicht IIIA geschah, dass aber in allen vorigen Schichten inklusive der ältesten kleine Mengen an Getreide ebenfalls verarbeitet wurden.

Die Evidenz aus Stratigraphie, Strukturen, Objekten und Phytolithen kann zu einem komplexen Bild zusammengefasst werden. In den ersten beiden Schichten IV und IIIC hielten sich einige wenige Personen am Ort auf, betrieben etwas Ackerbau sowie Viehzucht und jagten, führten also in extensiver Weise die gesamte Palette der damaligen Subsistenzaktivitäten an einem wohl vorübergehend genutzten Ort aus. Die nächsten Schichten IIIB und IIIA sind durch den schnellen Zuzug etlicher Haushalte, intensive Bautätigkeit und eine starke Differenzierung der Aktivitäten vor Ort gekennzeichnet. Dabei scheint die Verarbeitung von Getreide einen hohen Stellenwert einzunehmen. In der Auflassungsphase wird weiterhin intensiv Feldbau betrieben, jedoch werden Häuser sukzessive verlassen, wonach der Ort dann nochmals als Lagerplatz genutzt wird.

Der regionale Kontext des Befundes von Fıstıklı Höyük

Die zyklische Abfolge in Fıstıklı Höyük ist kein Einzelphänomen, sondern ist fast identisch mit der von Çavı Tarlası, nur wenig Euphrat-aufwärts gelegen (Abb. 1). Nach einem Grubenhorizont der ältesten Schicht 5 folgt ein Vorratsgebäude ohne Wohnhäuser, dann mehrere Schichten mit Tholoi, wobei die letzte sehr viele Öfen und Feuerstellen aufweist

Befund	Schicht in Çavı Tarlası	Schicht in Fıstıklı Höyük
Lagerplatz	?	IIIx
Einige Tholoi, viele Öfen	1	IIIA Auflassung
Tholoi, Silos, Öfen	3, 2b, 2a	IIIA früh, IIIA spät
Lager & Silo	4	IIIB
Lagerplatz	5	IV

Tab. 1 | Vergleich der Stratigraphien von Fıstıklı Höyük und Çavı Tarlası.

³³ Fekete 2010.

³⁴ S. Bernbeck 2008, 58 und Table 3.4.

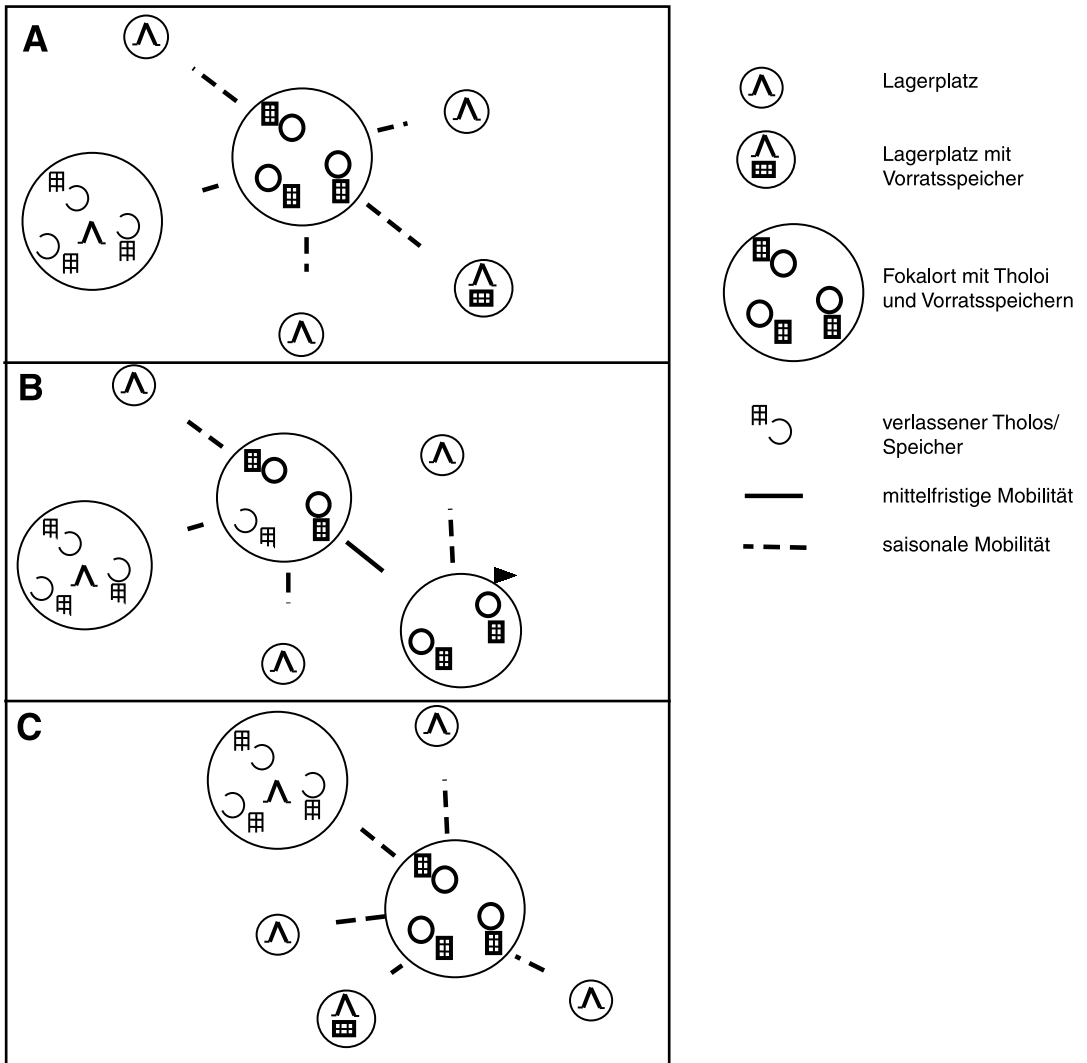


Abb. 10 | Sequenz von Siedlungsmustern in einem mittelfristig mobilen System von *multisited communities*.

(Tab. 1). In meiner Interpretation dieser Parallelbefunde unterscheide ich zwei Arten von Siedlungstypen, Lagerplätze, wie sie etwa durch die Schichten IV, IIIB und IIIx in Fıstıklı Höyük repräsentiert sind, und Fokalorte (*focal sites*),³⁵ wo feste Häuser für ein bis zwei Generationen bestanden.

³⁵ Zur Terminologie und den dahinterstehenden komplexen praktischen Erwägungen s. Bernbeck 2008.

Ein Modell, das den komplexen Befund der kleinen Halaf-Siedlungen weitgehend erklären kann, habe ich andernorts als „multisited community“ bezeichnet.³⁶ Wenn nämlich die Abfolgen in Fıstıklı Höyük und Çavı Tarlası repräsentativ sind, können wir ein komplexes, dynamisches Siedlungsnetzwerk rekonstruieren. Man kann dabei nach Ausweis der absolutchronologischen Schichtendauer in Fıstıklı Höyük innerhalb von etwa zwei Generationen drei Stadien der Besiedlung erfassen:

Von einer Fokalsiedlung begaben sich Kleinstgruppen – möglicherweise nur während bestimmter Jahreszeiten – in die nähere Umgebung, um an Lagerplätzen Vieh zu hüten und Felder zu bestellen (Zustand „A“, Abb. 10). Sie mögen an einen dieser Orte, wenn er besonders günstig gelegen war, über die Jahre hin zurückgekehrt sein. Man errichtete dann ein Lagerhaus für Stroh und Geräte. Der wohl schwerwiegendste Entschluss war dann der allmähliche Umzug des alten Fokalortes an einen neuen, in unserm Falle Fıstıklı Höyük ab Schicht IIIB (Abb. 10B). Dieser neue Ort wuchs und nahm allmählich die Bevölkerung des alten Fokalortes auf (Abb. 10C). Dabei muss man sich aber vorstellen, dass auch während dieses ‚Umzugs‘ weiterhin Lagerplätze in der Umgebung von Teilen der Bevölkerung des Fokalortes aufgesucht wurden. Einer dieser Lagerplätze, sicher recht nahe gelegen, wurde schließlich für so günstig befunden, dass aus ihm ein zukünftiger Fokalort wurde, was zum allmählichen Auflösen des letzteren führte. Man nahm alles Wertvolle mit, etwa die noch benutzbaren Reibsteine. Dennoch kam die Bevölkerung an den alten Fokalort, in unserem Falle Fıstıklı Höyük, zurück, da dort die Felder weiter bestellt wurden. Das belegen u. a. die für die Verarbeitung von Getreide so wichtigen Öfen, deren Anteil an noch bestehenden Strukturen am Ende der Sequenz rasch zunimmt. Wir dürften dies so rekonstruieren haben, dass Getreide erst nach dem Trocknen in den Öfen an den neuen Fokalort verbracht wurde, wo die Landwirtschaft noch nicht so intensiv betrieben wurde.

Befunde aus der näheren Umgebung von Fıstıklı Höyük können diese Besiedlungsdynamik und mittelfristige Mobilität nicht beweisen, enthalten aber auch keine diesem Modell widersprechenden Elemente. So fanden Algaze und sein Team eine nordöstlich von Fıstıklı Höyük gelegene Halaf-Siedlung namens Boztarla Tarlası, die heutzutage nicht mehr auffindbar ist.³⁷ Diese dürfte eine Fokalsiedlung ähnlich Fıstıklı Höyük selbst gewesen sein. In drei anderen Grabungen nahe Fıstıklı Höyük wurden einige wenige Halaf-Scherben gefunden, die aber mit keiner erkennbaren Besiedlung verbunden waren.³⁸

36 Bernbeck 2008.

37 Algaze et al. 1994, 14B.

38 In Mezraa Teleilat wurden diese Scherben zwischen Schichten IV–II des akaramischen Neolithikums und einem eisenzeitlichen Wehrbau (Schicht I) gefunden. Die Ausgräber meinen, ein ganzer halafzeitlicher Ort sei eventuell beim Bau des assyrischen „Palastes“ abgetragen worden (Karul et al. 2004, 103), jedoch kann es sich dabei auch um die Überreste eines ephemeren halafzeitlichen Lagerplatzes gehandelt haben. Halaf-Scherben wurden auch im unmittelbar von Fıstıklı Höyük benachbarten Zeitinli Bahçe gefunden (Marcella Frangipane, pers. Mitt.).

Ich nehme an, dass es sich dabei um ebensolche Lagerplätze wie Fıstıklı Schicht IV–IIIC handelt, die sich aber nie zu einem Fokalort entwickelten. Etwa 15 km weiter südlich ist mit Şavı Höyük II wieder eine kleine Siedlung gegeben, die wohl als Fokalort angesehen werden kann.³⁹ Man müsste allerdings mehrere solcher Siedlungen auf einigermaßen großer Fläche erfassen, um die Prozesse einer *multisited community* genauer zu eruieren.

Hingegen scheinen sich Großsiedlungen wie Sabi Abyad, Domuztepe, Kazane Höyük, oder Tell Halaf zunächst nicht in dieses Modell zu fügen. Doch Sondierungen im 20 ha großen Kazane Höyük in der Mitte der 1990er Jahre führten zur Aufdeckung von Material aus je verschiedenen Subperioden der Halaf-Zeit in unterschiedlichen Arealen. Wir nahmen daher schon für diesen Ort an, dass es sich um eine Häufung kleinerer, konstant sich verschiebender Siedlungen handle, die als Palimpsest den Eindruck eines Zentralortes hervorrufen.⁴⁰ Eine solche Vermutung wurde durch Befunde in Sabi Abyad bestätigt, das sich aus mindestens vier kleineren Komponenten zusammensetzt, die teils nacheinander, teils gleichzeitig besiedelt waren.⁴¹ Verhoeven wies nach, dass die am besten bekannte Komponente von Sabi Abyad in Operation 1 nach jeder Besiedlungsschicht für eine gewisse Zeit verlassen wurde.⁴² Vor Wiederbesiedlung wurden die alten Baureste eingeebnet. Zyklisches Verlassen und Wiederbesiedlung, und zwar von Einzelkomponenten, sind also auch in manchen Großsiedlungen festzustellen.

Unter der Maßgabe des periodischen Verlassens lassen sich auch die Großsiedlungen der Halaf-Tradition in das Modell einer *multisited community* recht gut einfügen. Fokalorte und ihre Umgebung verschieben sich ständig innerhalb eines regionalen Netzwerks von Kleinsiedlungen. An besonders günstigen Stellen entsteht irgendwann eine Agglomeration kleinerer Fokalorte. Ich schlage vor, diese als „Modulsiedlungen“ zu bezeichnen, da sie aus strukturell identischen Einzelkomponenten, eben den anderswo isoliert als Fokalsiedlungen existierenden Gebäudegruppen zusammengesetzt sind. Eine große Siedlung wie Sabi Abyad oder Tell Halaf hätte dann aus homologen Einzelementen bestanden, die relativ unabhängig voneinander blieben. Eine für den ganzen Ort verbindliche Hierarchie gab es nicht, was der Architekturbefund in Sabi Abyad bestätigt. Eine in einer Komponente oder einem Modul lebende, räumlich sich gegen andere gleichwertige Gruppen absetzende soziale Einheit mag nach ein bis zwei Generationen fortgezogen sein, während andere solche Gruppierungen vor Ort blieben.

Modulsiedlungen unterscheiden sich von Fokalsiedlungen nicht nur in Größe und Struktur. Denn Orte wie Sabi Abyad, Kazane, Chaghar Bazar und Tell Halaf wurden immer wieder aufgesucht und weisen daher eine längere chronologische Sequenz auf als andere.

39 Lau 2004.

40 Bernbeck et al. 1999.

41 Akkermans et al. 2006, 151, wo von „segmented nature“ der Siedlung die Rede ist; s.a. Fig. 2 und Table 1, sowie die Website des Projektes unter <http://www.sabi-abyad.nl/> (Zugang am 8. 8. 2010).

42 Verhoeven 2000.

Mithin ist auch das Repertoire der Funde ganz anders. So fand man in Sabi Abyad in einem Lagerhaus große Mengen Reibsteine, die eine geplante Rückkehr andeuten. Der anfangs erwähnte Befund von Versiegelungen in Sabi Abyad, ohne dass es Siegel gäbe, erklärt sich dann ebenfalls als temporäre, dem mittelfristigen Mobilitätsrhythmus geschuldete Abwesenheit einer Modulbevölkerung, die hauptsächlich im Bereich der „Operation I“ in Sabi Abyad gelebt hatte.

Mobilität und Wissenstransfer

Solche komplexen Formen von Mobilität sind bestimmten Arten des Wissenstransfers förderlich, anderen abträglich. In diesem Zusammenhang möchte ich nicht den Wissenstransfer innerhalb einer dynamischen *multisited community* erörtern, sondern einzig den zwischen solchen Gemeinschaften. Nach meiner Rekonstruktion mittelfristiger Mobilitätsrhythmen gibt es zwei Arten von Berührungspunkten zwischen solchen verzweigten, räumlich verstreuten *communities*. Einerseits sind dies die kleinen Lagerplätze, die beim Umherschweifen mit Herden besucht werden. Da mehrere Fokalorte in derselben Region Kleingruppen ausschickten, war die Möglichkeit des Aufeinandertreffens von Mitgliedern unterschiedlicher *multisited communities* an solchen Mikroorten besonders groß. Ebenso waren dann wohl die großen Modulsiedlungen wie Sabi Abyad bevorzugte Orte des Aufeinandertreffens von *multisited communities*, denn dort lebte man zum Teil längerfristig nebeneinander her. Es sind also strukturell die größten und die kleinsten Orte solcher halbsesshaften Systeme, die zur Kopräsenz von Mitgliedern mehrerer *communities* führten. Kopräsenz im Sinne Goffmans aber ist die Vorbedingung für Wissenstransfer.

Man kann jedoch nicht von einem einzigen Modus des Wissenstransfers ausgehen, unabhängig davon, ob er an kleinsten Lagerplätzen oder in Modulorten stattfand. Denn Treffen an peripheren Lagerplätzen waren sicherlich relativ kurz und betrafen nur sehr kleine Gruppen von Personen, die mit spezifischen Aufgaben beschäftigt waren. Das ähnlich gelagerte Interesse dieser Kleingruppen kann zum Austausch von Informationen über günstige ökologische Verhältnisse oder die Warnung vor bestimmten Plätzen geführt haben. Natürlich war dies auch ein Rahmen, sich narrativ über das Gemeinsame oder Unterschiedliche in den jeweiligen normativen Vorstellungen auszutauschen. Der punktuelle Charakter dieser Kopräsenz reduzierte jedoch deutlich das Potenzial für die Vermittlung verkörperten Wissens. Auch die Vermittlung von Wissen, das sich in Dingen materialisiert und damit abgesondert hatte, spielte eine eher untergeordnete Rolle, denn materielle Güter waren an solchen Orten rar, wie der Befund der Schichten IV und IIIC in Fıstıklı Höyük andeutet. Wichtig ist dennoch, dass ausgerechnet die unscheinbarsten Orte diejenigen sind, an denen Netzwerke von *multisited communities* miteinander verknüpft werden.

Eine andere Art der Kopräsenz ergibt sich im Falle der Modulorte, wo die gesamte Bandbreite von Aktivitäten in den benachbarten Modulen ausgeführt wurde. Kopräsenz

unterschiedlicher *communities* war hier von erheblich längerer Dauer, sodass auch die Vermittlung verkörperten Wissens über die Grenzen eines Moduls in ein anderes hinein nicht auszuschließen ist. Die besonders große Dichte der materiellen Kultur gab sicher dazu Anlass, sich über die mit der materiellen Kultur verbundenen Wissenskategorien zu verständigen. Man könnte also meinen, dass die Art der Kopräsenz, die Modulorte erzeugten, dem allgemeinen Wissenstransfer sehr viel zuträglicher war als die flüchtige Kopräsenz an den ephemeren Lagerplätzen. Dem ist jedoch nicht so. Denn Kopräsenz erzeugt nicht nur Verständigung, sondern potentiell auch Spannungen.

Halaf-zeitliche Modulsiedlungen zeigen vielfache Hinweise auf Konflikte. In Sabi Abyad gab es zweimal schwere Brände, der eine gekoppelt mit zwei halbverwesten Individuen, die auf einem Dach den natürlichen Elementen ausgesetzt gewesen waren. Das *Burnt House* in Arpachiyah, der sogenannte *Death Pit* in Domuztepe und ein mögliches „Massengrab“ in Mersin könnten auf ähnliche Problemsituationen hinweisen.⁴³ An den großen Modulorten muss es eine Akzeptanz des Zusammenlebens in größerem Maßstab als an den Fokalorten gegeben haben. Dennoch entstanden gerade in diesen Zusammenhängen wohl auch Strategien der Verweigerung des Prinzips der Anteilnahme als auch der Teilhabe. Derzeit bleibt es eine offene Frage, ob das Teilen (*sharing*) von materiellen Ressourcen der Grund für die Konflikte war, oder ob gar die Verweigerung der Anteilnahme an Wissen hierbei ebenfalls eine Rolle spielte. In letzterem Fall wäre es sehr wahrscheinlich, dass derart strategisch negativ eingesetztes Wissen diskursiv war und in institutionalisierter Art weitergegeben wurde, wobei man etwa an das Geheimwissen von Schamanen oder anderer derartiger Personen denken kann.

Insgesamt können wir festhalten, dass die Rekonstruktion komplexer Mobilitätsformen zu einer präziseren Bestimmung potenzieller Orte des Wissenstransfers führt. Zudem lässt sich die Natur dieser Orte zumindest tendenziell auch mit bestimmten Weitergabekategorien und Wissensformen assoziieren. Lagerplätze und Modulsiedlungen als Orte vor allem diskursiver Wissensweitergabe unterscheiden sich dadurch, dass an Lagerplätzen sich Wissen ausschliesslich lateral bewegte, während in Modulsiedlungen sowohl laterale als auch vertikale Weitergabeformen koexistent gewesen sein können. Längerfristige Kopräsenz wiederum als Vorbedingung für den Transfer verkörperten Wissens kann nur für Fokal- und Modulorte postuliert werden.

Fragen statt Schlussfolgerungen

Ich habe hier Wissensweitergabe in Abhängigkeit von Mobilitätsformen gesetzt. Dieser Versuchung erliegen ArchäologInnen, und besonders diejenigen, die sich mit nichtschriftlichen Perioden beschäftigen, allzu leicht. Wie schon bemerkt, ist dieser Gedanke aber

43 Verhoeven 2000; Campbell 2000; Garstang 1953, III.

auch den Ökonomen nicht fremd. Ich möchte zum Schluss einen Einwand gegen meine eigenen Resultate anführen. Wir haften in der Archäologie immer noch stark einer Art der Wissensproduktion und Vermittlung an, die tabellarisch-kategorisierend vorgeht.⁴⁴ Foucault bezeichnet dies als „klassische Episteme“ und postuliert ihr *Ende* als dominante Wissensform an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert.⁴⁵ Danach wird das Subjekt die zentrale Wissensfigur, die Foucault aber im späten 20. Jh. wieder „wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“ verschwinden sieht.

In ihrem einflussreichen Werk „Tausend Plateaus“ beschrieben Deleuze und Guattari die Strukturen postmodernen Wissens. Wir befinden uns in einer Ansicht nach unaufhaltsamen Wandlungsprozess, der dem Wissen eine zunehmend netzwerkartige Gestalt aufdrückt.⁴⁶ Das Internet ist nur die deutlichste Ausformung hiervon. Latours Analyse, wir seien „nie modern gewesen“, sondern hätten nur ideologisch getriebene Trennungen zwischen Ding- und Subjektwelten vorgenommen, findet ihren Widerhall in diesen Ideen. Deleuze und Guattari verwenden für ihre Bestandsaufnahme der gesellschaftlichen Befindlichkeiten Pflanzenmetaphern: traditionelles Wissen sei dendritisch, also wie ein Baum gestaltet, mit geradem Stamm als zentralem Element, während postmodernes Wissen rhizomatisch sei. Ein Rhizom ist als Pflanzenstock ein Geflecht ohne Stamm, das ein heterogenes Netzwerk bildet. Rhizome können sich endlos verzweigen, horizontal und vertikal wachsen als auch absterben, sich teilen und proliferieren.⁴⁷

Multisited communities tragen so, wie ich sie hier beschrieben habe, ebenfalls deutlich rhizomorphe Züge. Sie waren nicht-hierarchisch, in einem dauernden Wandlungsprozess begriffen, der zur Auflösung bestimmter Siedlungen oder Siedlungsteile und zur Wieder- oder Neubesiedlung anderer führte. Zudem blieben die Aufenthaltsorte nicht das, was sie waren, sondern nahmen den Zustand anderer Orte im Übergang von einem Lagerplatz zu einem Fokalort an. Die Halaf-Gesellschaft bildete also multiple, heterogene Netzwerke. Je nach Ort, an dem man sich aufhielt, erschloss sich eine andere Lebenswelt, bis hinein in die Verästelungen, wie Mahlzeiten zubereitet wurden. All diese Elemente können ebenfalls als rhizomorph beschrieben werden, und es nimmt nicht wunder, wenn Kategorisierungen gerade Halaf-zeitlicher Objekte wie Keramiken, sieht man sich die archäologischen Vorgehensweisen einmal näher an, zunehmend Ambiguitäten offenbaren. Das gilt aber nicht nur für kulturelle Produkte und deren vielfache Umformungen, sondern auch für die Unmöglichkeit, das ‚Kulturelle‘ überhaupt vom Natürlichen zu trennen.⁴⁸

Statt nun also Mobilitätsformen als ursächlich für die Weitergabe von im Voraus kategorisierten, universalisierten Wissensformen (diskursiv, verkörpert, dispers, konzentriert)

44 An anderer Stelle habe ich dies als katalogistischen Diskurs kritisiert (Bernbeck 2010).

45 Charakterisiert ist diese Wissensart durch *mathesis* und *taxinomia*, Klassifizieren und das Denken in Repräsentationsformen (Foucault 1971, 87–97; 165–189).

46 Deleuze/Guattari 1992.

47 S. hierzu das berühmte Einleitungskapitel aus *Tausend Plateaus*, Deleuze/Guattari 1992, 15–42.

48 Pollock/Bernbeck 2011; Job 2009.

anzusehen, sollte man doch wohl eher eruieren, wieweit Wissensformen in einer dialektischen Relation zu Mobilitätsrhythmen stehen. Nicht umsonst erörtern Deleuze und Guattari des längeren die für sie paradigmatische Figur des Nomaden, die sie in Zusammenhang mit der Rhizomatik stellen. Vielleicht existierten im Spätneolithikum Westasiens ja auch rhizomorphe Wissenstrukturen. Dann wäre die Frage nach Wissenstransfer und Mobilität von mir jedenfalls noch nicht hinreichend beantwortet, denn das Wissen, dessen Weitergabe hier untersucht wurde, habe ich als eine umgrenzbar-statische Einheit vorausgesetzt, ob nun als verkörpertes oder diskursives.

Nehmen wir aber das Potenzial rhizomorphen Wissens ernst, stehen wir im Ergebnis vor einem Paradox. Rhizomatische vergangene Wissensformen – und damit auch vergangener Wissenstransfer – können nicht adäquat mit der streng dendritischen Wissensstruktur des akademischen Diskurses erfasst werden. Um über eine Feststellung der Bedingungen von Möglichkeiten des Wissens in der Vorgeschichte hinauszukommen, muss zunächst die Bedingtheit des wissenschaftlichen Diskurses problematisiert und erweitert werden.

Literaturverzeichnis

Algaze et al. 1994

G. Algaze/R. Breuninger/J. Knudstad, The Tigris-Euphrates Archaeological Reconnaissance Project. Final Report of the Birecik and Carcemish Dam Survey Areas. *Anatolica* 20: 1–96.

Akkermans 1993

P. M. M. G. Akkermans, *Villages in the Steppe*. Ann Arbor: International Monographs in Prehistory, Archaeological Series 5.

Akkermans 1996

P. M. M. G. Akkermans (Hrsg.), *Tell Sabi Abyad*. The Late Neolithic Settlement, 2 vols. Leiden: Nederlands Historisch-Archaeologisch Instituut te Istanbul.

Akkermans/Duistermaat 1997

P. M. M. G. Akkermans/K. Duistermaat, Of Storage and Nomads – the Sealings from Late Neolithic Sabi Abyad, Syria. *Paléorient* 22 (2): 17–44.

Akkermans/Verhoeven 1995

P. M. M. G. Akkermans/ M. Verhoeven, An Image of Complexity: The Burnt Village at Late Neolithic Sabi Abyad, Syria. *American Journal of Archaeology* 99 (1): 5–32.

Akkermans et al. 2006

P.M.M.G. Akkermans/ R. Cappers/ C. Cavallo/ O.Nieuwenhuyse/ B. Nilhamn/ N. Otte, Investigating the Early Pottery Neolithic of Northern Syria: New Evidence from Tell Sabi Abyad. *American Journal of Archaeology* 110: 123–156.

Bernbeck 2008

R. Bernbeck, An Archaeology of Multi-Sited Communities. In: H. Barnard and W. Wendrich (Hrsg.), *The Archaeology of Mobility*. Old World and New World Nomadism, pp. 43–77. Los Angeles: Cotsen Institute of Archaeology, UCLA.

Bernbeck 2010

R. Bernbeck, 'La Jalousie' und Archäologie: Plädoyer für Subjektloses Erzählen. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 51 (1/2): 64–86.

Bernbeck et al. 1999

R. Bernbeck/S. Pollock/C. Coursey, The Halaf Settlement at Kazane Höyük: Preliminary Report on the 1996 and 1997 Seasons. *Anatolica* XXV:109–147.

Bernbeck et al. 2003

R. Bernbeck/ S. Pollock/S. Allen/A. G. Castro Gessner/S. Kiehl Costello/R. Costello/M. Foree/M. Y. Gleba/M. Goodwin/S. Lepinski/C. Nakamura/S. Niebuhr, The Biography of an Early Halaf Village: Fıstıklı Höyük 1999–2000. *Istanbuler Mitteilungen* 53: 9–77.

Braudel 1980

F. Braudel, *On History*. Translation Sarah Matthews, Chicago: University of Chicago Press.

Breniquet 1996

C. Breniquet, *La disparition de la culture de Halaf*. Paris: Éditions Recherche sur les Civilisations.

Burke 1991

P. Burke, *Offene Geschichte. Die Schule der „Annales“*. Übersetzt von Matthias Fienbork. Berlin: Wagenbach.

Campbell 2000

S. Campbell, The Burnt House at Arpachiyah: A Reexamination. *Bulletin of the American Schools of Oriental Research* 318: 1–40.

Clayton 2004

L. Clayton, The Technology of Food Preparation: the Social Dynamics of Changing Food Preparation Styles. M.A. Thesis, Department of Anthropology, Binghamton University.

Collins 2001

H.M. Collins, What is Tacit Knowledge? In: T. R. Schatzki/K. Knorr Cetina/E. von Savigny (Hrsg.), *The Practice Turn in Contemporary Theory*, pp. 107–119.

Copeland/Hours 1987

L. Copeland/F. Hours, „L'expansion halafienne, une interpretation de la répartition des sites“. In: J.-L. Huot (Hrsg.), *Préhistoire de la Mésopotamie*, pp. 209–220. Paris: Éditions du CNRS.

Costello 2000

S. Costello, Memory Tools in Early Mesopotamia. *Antiquity* 74 (285): 475–476.

Costello 2002

S. Costello, Tools of Memory: Investigation of the Context of Information Storage in the Halaf Period. Ph.D. dissertation, Binghamton University. Ann Arbor: UMI/ProQuest.

Cruells/Nieuwenhuyse 2004

W. Cruells/O. Nieuwenhuyse, The Proto-Halaf Period in Syria. New Sites, New Data. *Paléorient* 30 (1): 47–68.

Csordas 1990

T. Csordas, Embodiment as a Paradigm for Anthropology. *Ethos* 18 (1): 5–47.

de Planhol 1968

X. de Planhol, *Les fondements géographiques de l'histoire de l'Islam*. Paris, Flammarion.

Deleuze/Guattari 1992

G. Deleuze/F. Guattari, *Tausend Plateaus*. Übersetzt von Gabriele Ricke und Ronald Vouillé. Berlin: Merve Verlag.

Dods 2004

R. Dods, Knowing Ways/ Ways of Knowing: Reconciling Science and Tradition. *World Archaeology* 36 (4): 547–557.

Eder 1984

J. F. Eder, The Impact of Subsistence Change on Mobility and Settlement Pattern in a Tropical Forest Foraging Economy: Some Implications for Archaeology. *American Anthropologist* 86 (4): 837–853.

Erdheim 1982

M. Erdheim, ‚Heiße‘ Gesellschaften und ‚kaltes‘ Militär. *Kursbuch* 67: 59–70.

Fekete 2010

I. Fekete, *A Chaîne Opératoire* Approach to the Groundstone Assemblage from Fıstıklı Höyük. Masters These, Binghamton University.

Foucault 1971

M. Foucault, *Die Ordnung der Dinge*. Übersetzt von Ulrich Köppen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Garstang 1953

J. Garstang, *Prehistoric Mersin*. Oxford: Clarendon Press.

Gieser 2008

T. Gieser, Embodiment, Emotion and Empathy: A Phenomenological Approach to Apprenticeship Learning. *Anthropological Theory* 8: 299–318.

Goldammer et al. 1997

J. G. Goldammer/S. Montag/H. Page, Nutzung des Feuers in mittel- und nordeuropäischen Landschaften. Geschichte, Methoden, Probleme, Perspektiven. In: Alfred Toepfer Akademie für Naturschutz, Schneverdingen, *NNA-Berichte* 10 (5): 18–38.

Harris 1989

E. C. Harris, *Principles of Archaeological Stratigraphy*. 2nd ed. London: Academic Press.

Hopwood 2010

M. Hopwood, *Creating Community*. Food Preparation and Community Cohesion at the Halaf Site of Fıstıklı Höyük, Turkey. PhD Dissertation, Binghamton University, Ann Arbor: UMI/ProQuest.

Job 2009

J. Job, *An Archaeology of the Aesthetic*: Examination of the Güzel Taş from Fıstıklı Höyük. Master Thesis. Binghamton University.

Karul et al. 2004

N. Karul//A. Ayhan/M. Özdoğan, 2001 Excavations at Mezraa Teleilat/ 2001 Yılı Mezraa Teleilat Kazıları. In: N. Tuna/J. Öztürk/J. Velibeyoğlu (Hrsg.), *Salvage Project of the Archaeological Heritage of the Ilisu and Carcemish Dam Reservoirs. Activities in 2001*, pp. 57–106. Ankara: Middle East Technical University and TAÇDAM.

Knapp 1992

A. B. Knapp, *Archaeology, Annales, and Ethnohistory*. Cambridge: Cambridge University Press.

Lakoff/Johnson 1980

G. Lakoff/M. Johnson, *Metaphors We Live By*. Chicago: University of Chicago Press.

Lam 2000

A. Lam, Tacit Knowledge, Organizational Learning and Societal Institutions: An Integrated Framework. *Organization Studies* 21 (3): 487–513.

Lau 2004

D. Lau, *Die Ausgrabungen auf dem Şavi Höyük*. Magisterarbeit, Westfälische Wilhelms-Universität Münster.

Lévi-Strauss 1968

C. Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*. Übers. von Hans Naumann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Lyotard 1979

J.-F. Lyotard, *La condition postmoderne: rapport sur le savoir*. Paris: Éditions Minuit.

Mallowan/Rose 1935

M. E. L. Mallowan/J. C. Rose, Excavations at Tall Arpachiyah, 1933. *Iraq* 2(1):1–178.

Marchand 2008

T. H. J. Marchand, Muscles, Morals and Mind: Craft Apprenticeship and the Formation of Person. *British Journal of Educational Studies* 56 (3): 245–271.

Maskell/Malmberg 1999

P. Maskell/A. Malmberg, Localised Learning and Industrial Competitiveness. *Cambridge Journal of Economy* 23: 167–186.

Pauketat 2007

T. Pauketat, *Chieftoms and Other Archaeological Delusions*. Lanham (MD): Alta Mira Press.

Polanyi 1958

M. Polanyi, *Personal Knowledge*. London: Routledge, Kegan and Paul.

Pollock et al. 2001

S. Pollock/R. Bernbeck/S. Allen/A. G. Castro Gessner/R. Costello/S. Kiehl Costello/M. Foree/S. Lepinski/S. Niehuhr, Excavations at Fıstıklı Höyük 1999. In: N. Tuna/J. Öztürk/J. Velibeyoğlu (Hrsg.), *The Salvage Project of the Archaeological Heritage of the Ilisu and Carcemish Dam Reservoirs. Activities 1999*, pp. 1–64. Ankara: Middle East Technical University.

Pollock/Bernbeck 2011

S. Pollock/R. Bernbeck, An Archaeology of Categorization and Categories in Archaeology. *Paléorient* 36 (1): 37–47.

Renfrew 1983

C. Renfrew, Divided We Stand: Aspects of Archaeology and Information. *American Antiquity* 48 (1): 3–16.

Schiffer 1987

M. B. Schiffer, *Formation Processes of the Archaeological Record*. Albuquerque: University of New Mexico Press.

Schmandt-Besserat 1992

D. Schmandt-Besserat, *Before Writing: From Counting to Cuneiform*. 2 Bände. Austin: University of Texas Press.

Shannon/Weaver 1949

C. E. Shannon/W. Weaver, *A Mathematical Model of Communication*. Urbana, IL: University of Illinois Press

Tomasello 1999

M. Tomasello, *The Cultural Origins of Human Cognition*. Cambridge (Mass.): Harvard University Press.

van Wolputte 2004

S. van Wolputte, Hang on to Your Self: Of Bodies, Embodiment, and Selves. *Annual Review of Anthropology* 33: 251–269.

Verhoeven 2000

M. Verhoeven, Death, Fire and Abandonment. Ritual Practice at Late Neolithic Tell Sabi Abyad, Syria. *Archaeological Dialogues* 7(1): 46–83.

von Wickedede 1990

A. von Wickedede, *Prähistorische Stempelsiegel in Vorderasien*. München: Profil Verlag.

Watson 1983

P. J. Watson, The Halafian Culture: A Review and Synthesis. In: T. C. Young/P. E. L. Smith/P. Mortensen (Hrsg.), *The Hilly Flanks and Beyond*, pp. 231–250. Chicago: Studies in Ancient Oriental Civilization 36.

Wright/Johnson 1975

H. T. Wright/G. A. Johnson, Population, Exchange, and Early State Formation in Southwestern Iran. *American Anthropologist* 77: 267–289.

Yoffee 2005

N. Yoffee, *Myths of the Archaic State*. Cambridge: Cambridge University Press.

Zeder 1994

M. A. Zeder, After the Revolution: Post-Neolithic Subsistence in Northern Mesopotamia. *American Anthropologist* 96 (1): 97–126.

The Circulation of People and Knowledge in Uruk Mesopotamia

Archaeology has long been concerned with movements of objects, materials, and people, as early 20th century discussions of migration, diffusion, and invention make clear.¹ Despite this long-standing interest there has been little explicit discussion about the transmission of knowledge and ideas, although they form a major undercurrent in these discussions: the migration of people, the adoption as well as the rejection of new technologies, and the movement of similar kinds of objects are all predicated on the circulation – as well as the restriction – of knowledge. Theories of exchange have tended to be object-centered, focusing on the things themselves and how they acquire biographies, values, and histories and the new meanings and values imparted to objects as they move through different social fields; alternatively, they are directed toward the underlying social relations that are created and sustained by exchanges of things.² Still, the knowledge and ideas that are thereby transferred and transformed often remain implicit in these discussions.

Despite the fact that knowledge and knowledge transfers are not directly observable archaeologically, there is much that archaeological evidence can contribute to an understanding of knowledge transmission. In this paper I address the implications of the movements of people and things for understanding the circulation of different forms of knowledge in Uruk-period (c. 4100–3100 cal BCE) Mesopotamia. During this time states and urban societies emerged, a variety of technological innovations appeared, demands for non-local resources, especially varieties of stones and metals, were on the rise, artifacts used in bureaucratized systems of accounting proliferated, and iconographic images show some of the first clear pictorial evidence of the taking of captives and killing of people.³ Based on settlement pattern evidence as well as the distribution of similar styles of material culture over extensive areas, many scholars have taken for granted that not just things – raw materials and finished products – but also people moved across large swathes of the Mesopotamian lowlands and neighboring regions, as colonists and traders or as variously conceived nomadic or semi-sedentary components of the populace.⁴ Apart from some rather vague notions about *Mentalitäten*, there have been few explicit attempts to address questions of knowledge transfers that must have accompanied these movements of things and people. I will draw on settlement pattern evidence and associated inferences about demographic

1 Anthony 1990; Härke 1998; Burmeister 2000; Trigger 2006.

2 Mauss 1967 [1925]; Weiner 1985; Graeber 2001; Myers 2001; Hahn 2005.

3 Adams 1981; Johnson 1987; Nissen 1988; Pollock 1992; Rothman 2001.

4 Adams 1981; Wright 1987; Algaze 1993, 2008; Stein 1999; cf. Butterlin 2003.

movements on the one hand and circulation of materials and objects on the other to consider possible forms of accompanying knowledge transfers and their implications.

Movements and Knowledges

In a recent discussion of the circulation of stone vessels, people, and ideas in the eastern Mediterranean during the Bronze Age, Andrew Bevan distinguishes between the movements of objects and ideas with or without their owners.⁵ Owner is a problematic term, both for objects in societies that did not necessarily share contemporary western notions about property and possession as well as when one speaks of ideas and knowledge; for that reason, I use instead the term ‘bearer’. Movements of objects and knowledge with their bearers can be exemplified by colonization, emigration, immigration, or exogamy. In all of these cases people move for substantial periods of time, often for the rest of their lives, taking with them some portion of their material culture and/or knowledge of how to reproduce and use it. In contrast, movements of things and knowledge without their bearers may take the form of trade, gift exchange, or booty. In each of these instances, there are brief encounters or sometimes only indirect ones between previous bearers and the new contexts to which objects and accompanying knowledge are transferred.

These two kinds of movements – with and without bearers – imply different kinds of knowledge that can be transferred. In movements without the bearer, objects and ideas “leap over a cognitive divide across which there is only a partial transfer of information about the purpose of the thing being traded (e.g. about its value or history)”,⁶ and in their new context they may completely lose their original meaning. For example, objects that are transferred to new contexts through plunder or tribute extraction “expose communities to novel ways of expressing wealth and prestige, introducing new values and transforming old ones”.⁷ In the opposite case, when things move with their bearers, they may retain much more of their cultural meaning, although their new “consumption environments” may render them more or less desirable than before.⁸

In a different approach Keane notes that the mobility as well as the durability of objects that can be exchanged “allow them to extend the agency of their producers and original transactors”, but also permit them to be separated from those origins.⁹ He emphasizes attempts to circumscribe the effects of such separation through ritual and other formal

5 Bevan 2007, 21–23; see also Renfrew 1993.

6 Bevan 2007, 22.

7 Bevan 2007, 23.

8 Bevan 2007, 22. For a related discussion involving debates about the spread of a ‘Neolithic package’ around the Mediterranean, see Zeder 2008.

9 Keane 2001, 79.

practices.¹⁰ More important to the matter at hand is that, as objects circulate, the possibilities for them to acquire new meanings, uses, and values are considerable, most especially when they are accompanied only briefly if at all by their makers and originally intended users.

Another crucial distinction among kinds of knowledge as well as the possibilities for their transmission is that between practical, embodied knowledge on the one hand and discursive knowledge on the other. Embodied knowledge plays a central role in Bourdieu's understandings of practice and habitus.¹¹ For Bourdieu, the habitus consists of "durably installed generative principles of regulated improvisations."¹² We internalize these principles as dispositions that are intimately and inextricably tied to the body: "we learn how to hold ourselves, how to defer to others, how to be a presence for others, all largely through taking on different styles of bodily comportment."¹³ Body hexis, in Bourdieu's terminology, refers to "patterns of postures"¹⁴ that are both individual and collective and imbued with a variety of meanings. These postures – real, physical ways of holding and moving one's body – are taught to others, generally without much verbal instruction, but are in no sense thereby unimportant or to be relegated to the realm of epiphenomena. Rather, they incorporate the "structures of the world"¹⁵ and transform bodies, their movements and gestures into a form of memory that enacts the past.¹⁶

Embodied knowledge is acquired through repetitiveness of practices to a point where one no longer needs – and may no longer be likely – to reflect on why and how one does what one does, the kinds of unreflected daily practices referred to by Mauss as *les techniques du corps*.¹⁷ Giddens terms these kinds of practices and the knowledge that sustains them practical consciousness, the "recall to which the agent has access in the *durée* of action without being able to express what he or she thereby 'knows'."¹⁸ For Bourdieu practical action involves a "feel for the game"¹⁹, a practical knowledge and competence that allows the actor to act appropriately and, in some sense, to anticipate the future. It comes with being 'native' or being slowly socialized into a context in which acquisition and transmission of practical, bodily knowledge occurs at a subconscious level.²⁰ Daily life becomes routinized, allowing people to encounter and interact with one another based on a fundamental security, which in turn rests on predictability of actions of and interaction with others. Some degree of rou-

10 Keane 2001, 80.

11 Bourdieu 1977, 1990; see also Bockrath et al. 2008.

12 Bourdieu 1977, 78.

13 Taylor 1993, 58.

14 Bourdieu 1977, 87.

15 Bourdieu 1977, 89.

16 Bourdieu 1977, 87–94; 1990, 69–73.

17 Mauss 1975.

18 Giddens 1984, 49.

19 Bourdieu 1990, 66.

20 Bourdieu 1990, 66–73.

tine and predictability are necessary for us to act as social creatures. This routinization is not, however, automatic, but rather must be continually reproduced through everyday activity.²¹

Embodied knowledge cannot be transmitted in the absence of the bearer of such knowledge. Transmission requires considerable time; a fleeting encounter is insufficient. Although crucial elements of embodied knowledge are acquired early in life, transmission of such knowledge is not confined to childhood. Rites of passage may include initiation into new life stages that require acquisition of new types of embodied knowledge.²²

Discursive knowledge, in contrast, involves “being able to put things into words”.²³ It is prescriptive knowledge that can be discussed and debated, intentionally accepted, modified, or resisted. Because it can be verbalized, discursive knowledge can be transmitted with or without its bearer. Writing is a prime example of a medium that permits transmission of discursive knowledge in the absence of the bearer of that knowledge.

Discursive in contrast to embodied knowledge involves different temporalities and different modes of transmission. Whereas at least in some instances the transfer of discursive knowledge can take place quite rapidly, embodied knowledge is acquired only through longer encounters between bearers of such knowledge and those who are to acquire it. Of course, this strict division between embodied and discursive knowledge represents an idealized situation. As Caysa notes in the context of sport, “Andererseits vollzieht sich körperliche Erkenntnis auf der Basis empraktischen Körpererinnerns von Virtuosen zunächst wort- und bildlos, und dies einzigartige Können wird erst später verwortlicht, verbildlicht sowie verschriftlicht und dann verallgemeinerbar erlernbar.”²⁴ Specific knowledges may also consist of both discursive and embodied components, as, for example, the writing of a text such as this one: the content of the argument is clearly within the realm of discursive knowledge, whereas the act of typing is largely an embodied one that I learned many years ago; nonetheless, when I switch from an American keyboard to a German one, I am constantly forced to think about my typing.

I turn now to a consideration of how these different kinds of knowledge and knowledge circulation can be investigated archaeologically in early state and urban societies in Mesopotamia.

21 Giddens 1984, 64–86; see also Goffman 1967. Note that by “daily life” and “everyday activity” the emphasis is on the mundane, the routine, the *Alltag*, rather than “daily” in a literal sense.

22 Or such things as sports training: Caysa 2008.

23 Giddens 1984, 45.

24 Caysa 2008, 79. “On the one hand this embodied understanding first occurs on the basis of practical, embodied remembering by virtuosos without words or pictures, and then later this unparalleled ability is turned into words, pictures and writing and thereby made generally learnable” (my translation).

Uruk-period Mesopotamia

In the last couple of decades, scholars interested in the emergence and consolidation of state and urban societies in Mesopotamia have devoted substantial attention to the so-called 'Uruk expansion'. The burgeoning interest in this topic is in many ways an outcome of dam-related salvage projects together with the growing difficulties of conducting fieldwork in the 'core' area of the alluvial lowlands of Iraq as a long-term product of colonial policies and power politics. The resulting surveys and excavations in Syria and southeastern Turkey as well as reevaluations of older work in northern Iraq and western Iran have pointed to a widespread distribution of artifacts with characteristic southern Mesopotamian Uruk styles well beyond the alluvial lowlands.²⁵ Although originally thought to be a phenomenon limited to the Late Uruk period (c. 3400–3100 BCE), the 'Uruk expansion' is now widely acknowledged to have begun in Middle Uruk/LC 3–4 times and continued through the end of the Uruk period (c. 3700–3100 BCE).²⁶ Interpretations of the phenomenon vary, but most tend to focus on the presumed importance of acquiring raw materials for the resource-poor lowlands and thereby the role of traders and colonists.²⁷ In other words, both the movements of things and people play a central role in interpretations of the archaeological evidence.

It is not only between the alluvial lowlands and regions to the northwest, east, and northeast that movements of people and things have been considered to be central to Uruk-period developments. Based primarily on regional settlement pattern surveys, Adams has argued for major demographic movements within the alluvial lowlands over the course of the 4th millennium.²⁸ Here, too, settlement patterns and distributions of stylistically similar forms of artifacts have provided evidence from which demographic movements and underlying economic and political motivations have been inferred. Transfers of knowledge have barely been discussed, although they are implicit beneath the surface of these other interpretations.

There has been a marked tendency among archaeologists to view the alluvial lowlands as a single 'culture' in Uruk times, on the grounds that styles of artifacts and architecture throughout southern Mesopotamia exhibit striking degrees of resemblance. Doing so, however, excludes questions of 'culture-making'²⁹ that direct attention not just toward the appearance of things (similar or different) but how they are made, used, and incorporated into daily practices, webs of meanings, and knowledge communities.³⁰ Similar practices, values, and meanings are not upheld in a vacuum but rather depend on con-

25 Algaze 1993; 2008.

26 Rothman 2001.

27 See papers in Rothman 2001 for convenient summaries of various positions; also Algaze 1993, 2007, 2008; Stein 1999; cf. Butterlin 2003.

28 Adams 1981, 60–81.

29 Myers 2001.

30 Pollock 2010; 2011.

tinuous (usually unreflected) acts of reproduction: “The continuity of tradition is due not to its passive inertia but to its active regeneration – in the tasks of *carrying on*.”³¹ Crucial as well are the temporalities of movements and encounters that offer the scope for improvisation, resistance, and rejection as well as possibilities for transferring different kinds of knowledge. In the Uruk case scholars have typically assumed traders and colonists as the motors of transmission, or occasionally intermarriage. The implications of these and other possibilities in terms of different kinds of knowledge transmission have not, however, been much considered.

To explore this case in greater detail, I turn to the settlement pattern evidence from the alluvial lowlands as presented by Adams,³² in an effort to consider the implications of the settlement data for movements of people and knowledge during the 4th millennium BCE. I limit my discussion to the alluvial lowlands, which are almost uniformly viewed by scholars as the core or heartland of Uruk developments. This widely shared viewpoint has been recently reemphasized through coining of the phrase “Sumerian takeoff.”³³

Settlement Patterns in Alluvial Mesopotamia

During the 1950s – 1970s Robert McCormick Adams undertook extensive regional surveys in the alluvial lowlands of Iraq.³⁴ The work was conducted in less than ideal conditions and prior to many recent technical and analytical developments in survey methods and remote sensing. As a result, the available data suffer from a variety of problems. In addition to geomorphological processes that obscure ancient settlements through alluviation, dune movement and severe deflation. Adams’ extensive, automobile-based survey coverage privileged the identification of mound sites that were occupied over extensive timespans rather than flat sites resulting from brief occupations.³⁵ Chronological resolution among the surveyed sites is also far from ideal. Adams divided most of his Uruk-period survey material into two phases, earlier Uruk and later Uruk. Since little of the actual ceramic material or other artifacts has been published in detail, there is no option but to adopt this rough chronological division, whereby “Earlier Uruk” corresponds approximately to Early and Middle Uruk/LC 2–4 (4100–3400 BCE) and “Later Uruk” to Late Uruk/LC 5 (3400–3100 BC).

Despite the less-than-ideal data, Adams’ survey evidence allows the identification of a number of important patterns in settlement over the course of the 4th millennium BCE. The first of these is a massive proliferation of new settlements in the earlier Uruk period in marked contrast to the sparse distribution of settlements in Ubaid times. Although the

31 Ingold/Hallam 2007, 6.

32 Adams/Nissen 1972; Adams 1981; see reevaluation of the evidence in Pollock 2001.

33 Algaze 2007; 2008.

34 Adams 1965; 1981; Adams/Nissen 1972.

35 Adams/Nissen 1972, 1–8; Adams 1981, 37–43.

apparent absence of earlier settlement may be related in part to geomorphological processes that have buried or destroyed sites, especially smaller ones from earlier periods, the dramatic growth in numbers of settlements in the early 4th millennium points with a high probability to a substantial increase in settled communities. In a recent evaluation of satellite imagery to assess geomorphological changes, Jennifer Pournelle contends that there was a significant drying out of the southernmost lowlands in the early 4th millennium, making available wide tracts of dry land where there had previously been islands in the midst of extensive marshes.³⁶ This may have been one of the contributing factors to the dramatic rise in settlement in the earlier Uruk period. In addition to major increases in numbers of sites, there was also a striking growth in the sizes of some settlements. Whereas previously the largest sites in the alluvial lowlands had attained a size of approximately 10 ha, in the earlier Uruk three settlements occupied 25–50 ha, with Uruk itself reaching 100 ha. The trend toward increasing site size continues over the course of the 4th millennium. In the most extreme case, the city of Uruk attained a size of 230 ha by the Late Uruk period; the next largest site (1306) did not exceed 50 ha.

In his evaluation of the regional survey data, Adams remarked upon striking differences in settlement patterns in two sub-regions of the alluvial lowlands, separated by a band with little or no settlement.³⁷ He named the two distinct areas the Nippur-Adab and Uruk regions after major settlements in each. The two sub-regions are characterized by distinct settlement trajectories. From the beginning of the 4th millennium, the Uruk region was dominated by the site of Uruk itself. Uruk seems to have prevented the growth of other large settlements: only in the Late Uruk period did another site attain a size of 24 ha, warranting its placement in a category of large settlements.³⁸ In contrast, several settlements of 25–50 ha were established in the Nippur-Adab region in the earlier Uruk period, none of which, however, stands out as paramount on the basis of size. In Late Uruk the number of medium-sized sites in the Nippur-Adab region appears to decline and one of the large settlements disappears.

In addition to the striking difference in numbers of larger settlements in the two sub-regions, Adams argued for a movement of population from north (Nippur-Adab area) to south (Uruk region) from earlier to later Uruk. His argument is based on the total settled area (sum of sizes of all sites) in each subregion during the two periods (Table 1). Based on these figures Adams contended that the settled area – and hence population – of the Uruk region grew by nearly the same amount in Late Uruk as the Nippur-Adab area lost. As a result he interpreted these observations as an indicator of a crucial change in the lowlands: although total population numbers changed relatively little during the 4th millennium,

³⁶ Pournelle 2007.

³⁷ Adams 1981, 60–81.

³⁸ Adams differentiated two size categories: sites 10 ha or larger, which he called towns and cities, and those less than 10 ha, which he referred to as villages. Based on a reexamination of histograms of site sizes, I have proposed a tripartite division: sites less than 8 ha (small), 8–14 ha (medium), and 20 ha or larger (large): Pollock 2001, Fig. 6.2.

Region	Earlier Uruk	Later Uruk	Change
Nippur-Adab	374	194	– 180
Uruk	198	477	+ 279
Total	572	671	+ 99

Table 1 | Total settled area (in hectares) in the Nippur-Adab and Uruk regions, based on the settlement data of Adams (1981).

a major southward migration fueled the growth of Uruk as a city as well as of its rural hinterland population. In this scenario, Uruk exerted a strong magnetic pull, while at the same time effectively preventing the emergence of any large competitor settlements in its vicinity.

Based on a modified nearest neighbor analysis,³⁹ it appears that medium and large sites in the Uruk region were much more isolated than those in the Nippur-Adab area during the *earlier* Uruk period, as indicated by the sum of distances to their five nearest neighbors. In the Late Uruk period the situation is reversed, with medium and large sites in the Nippur-Adab area considerably more isolated than those in the Uruk region. These patterns suggest that over time the city of Uruk was increasingly able to keep (or draw) rural population into its vicinity and to prevent people from moving further away. This appears to fit well with what we otherwise know of Uruk’s precocious development – as the source of the vast majority of the earliest written texts, home to an unparalleled array of non-domestic architecture and a diversity of unusual, and in some cases unique, objects, including monumental depictions of people.

The Contemporaneity Problem and its Consequences

Adams’ contention that the growth in the Uruk region over the course of the 4th millennium is neatly matched by a corresponding decline in the Nippur-Adab area has been widely accepted. It fails, however, to take into consideration the so-called contemporaneity problem, which arises when sites that yield artifacts diagnostic of a particular period are assumed to be occupied throughout that entire period. Unless compensated by means of a correction factor, the contemporaneity problem leads to the appearance of ‘overfilled’ site maps, and thereby inflated estimates of the number of sites occupied contemporaneously as well as overall population.

I have made use of a model proposed by Robert Dewar to correct conventional settlement pattern data in order to account for the contemporaneity problem.⁴⁰ Dewar’s model

39 Pollock 2001, 190–194; see also Adams/Nissen 1972, 26–28.

40 Dewar 1991.

Region	Earlier Uruk	Later Uruk	Change
Nippur-Adab	88	112	+ 24
Uruk	81	210	+ 129
Total	169	322	+ 153

Table 2 | Total settled area (in hectares) in the Nippur-Adab and Uruk regions, based on the use of Dewar's model to correct for the contemporaneity problem.

estimates site establishment and abandonment rates and uses these estimates to calculate the average number of contemporary occupations. The basis of Dewar's model is straightforward: a site with diagnostic artifacts indicating occupation during period Q can only be considered to have been occupied for the full duration of period Q if it also contains artifacts diagnostic of occupation during preceding and succeeding phases. Otherwise it must be treated as if it were occupied for only a portion of period Q. Abandonment and founding rates are calculated and used as input data for a simulation that estimates how many sites were occupied at any one time. While the simulation allows us to discern overall patterns of change over time, it is not possible to specify *which* sites were occupied during which phases. Although Dewar's model contains some oversimplifications, it nonetheless offers a useful corrective for raw data that may approximate a more accurate pattern of settlement activity.

Applying Dewar's method to the Uruk-period data results in far fewer sites and hence lower total hectares occupied than conventional observations would suggest (Table 2). Of greater interest, however, is that *patterns* of growth and decline differ significantly from those identified using the uncorrected data. The Nippur-Adab area ceases to exhibit a decline in the Late Uruk period and instead appears to have witnessed modest growth. There is a continual increase in total settled area in the Uruk region, regardless of whether conventional or corrected observations are used. However, the comparative figures do not support the observation of a direct reversal from earlier to later Uruk in population and settlement trends in the two regions, although they continue to show a substantial growth in the Uruk region. It seems likely that at least some of that increased settlement in and around Uruk was due to the immigration of people from elsewhere – including at least some from outside the alluvial lowlands, as the Nippur-Adab region no longer appears to have been a major source – into the Uruk region and/or the settling down of previously more mobile elements of the population.

Estimated annual rates of settlement establishment and abandonment as calculated by the Dewar model provide indications of the degree of volatility or stability in settlement. These numbers indicate the level of fluctuation in settlement, with low figures indicating relative stability and higher numbers greater fluctuation. Of particular interest is the relationship between founding and abandonment rates within each region (Table 3). In the earlier Uruk period, both founding and abandonment rates are higher in the Nippur-Adab

	Nippur-Adab region	Uruk region	Deh Luran Plain
Earlier Uruk: Founding	.215	.058	.004-.036*
Earlier Uruk: Abandonment	.177	.047	.004-.020*
Earlier Uruk: Total fluctuation	.392	.105	.008-.056
Later Uruk: Founding	.065	.370	.010
Later Uruk: Abandonment	.115	.255	.030
Later Uruk: Total fluctuation	.180	.625	.040

* Early and Middle Uruk are differentiated in the analysis conducted by Neely and Wright.

Table 3 | Comparisons of rates of settlement founding and abandonment in the Nippur-Adab, Uruk, Ur-Eridu and Deh Luran regions (Neely and Wright 1994: 201, Table VI.3; Pollock 2001: 73, Table 3.2).

than in the Uruk region. In the Late Uruk period, there is a precipitous rise in *both* founding *and* abandonment rates in the Uruk region; conversely, both rates drop sharply in the Nippur-Adab region. These figures suggest that there was far more settlement volatility – characterized by frequent establishment *and* abandonment of settlements – in the Nippur-Adab region in the earlier part of the fourth millennium and in the Uruk region in the later Uruk period.

Tribute, Production, and Settlement Fluctuation

One possible reason for the differential settlement patterns in the Nippur-Adab and Uruk regions is the extent to which tribute exactions fell upon rural populations and what options they saw for escaping unacceptable demands by ‘voting with their feet’.⁴¹ In a previously published analysis,⁴² I used the densities of several types of production indicators (clay sickles, for cutting reeds and perhaps grain; chipped stone implements for use in agricultural tasks; pottery wasters as indicators of firing ceramics) and non-local raw materials (chert and obsidian) on site surfaces to examine differential intensities of production and use and thereby to indicate the extent to which residents depended on materials and products from outside their own settlement. The data enabled me to compare large and small sites, but unfortunately not the Nippur-Adab versus Uruk region. The one major exception is the thorough, systematic survey conducted at Uruk itself.⁴³

Each of the indicators of production shows a similar pattern, with either equivalent densities in larger and smaller settlements or higher densities in larger communities. The

⁴¹ Johnson 1987, 126.

⁴² Pollock 2001.

⁴³ Finkbeiner 1991.

density data suggest that residents of larger settlements engaged in production of tools used in agricultural pursuits, the generation of agricultural products, and the manufacture of ceramics to a similar if not greater degree than rural dwellers; they also tended to have greater access to imported stone. If the amount of work expended on basic productive endeavors is directly related to surplus production geared, at least in part, to meet tribute demands, this evidence implies that demands on town residents were as high if not higher than those on villagers.⁴⁴

As a result I have suggested that it may be more appropriate to envision the larger communities in the Nippur-Adab area as 'agricultural towns' rather than 'centers' in the classical sense of the term. By using the term 'agricultural town' I refer to communities that were involved primarily in local production, whereas 'center' generally implies a significant degree of involvement in managerial functions and a concomitantly reduced proportion of people involved in the production of basic goods to meet residents' subsistence needs. Many agricultural towns may not have depended initially upon a heavy extraction of tribute from rural neighbors; rather, an examination of available land in relation to population size suggests that larger settlements had ample land in their immediate vicinities and sufficient labor with which to work it. In marked contrast, the dependence of the city of Uruk on the extraction of food and labor from rural dwellers in the form of tribute suggests that its internal organization as well as its relationships to other communities may have been quite different.⁴⁵

In summary, adjustment of settlement patterns to take into account contemporaneity problems results in a picture of initial settlement fluctuation in the Nippur-Adab region in the earlier part of the Uruk period, followed by relative stability, especially among larger communities. In contrast, the initial growth rates in the Uruk region were more modest, followed by a much higher degree of volatility in the later Uruk period. The Nippur-Adab region was characterized throughout the fourth millennium by a number of large communities, which were less dependent on tribute exactions to sustain their residents than was Uruk. The extraordinary growth in settled population in the Uruk region between earlier and later Uruk may indeed have drawn some people away from the Nippur-Adab area, but the greater demographic stability in the latter area hints strongly that the situation was far more complex than a simple north-to-south migration would suggest. Rather, it seems more likely that substantial numbers of people came to the city and perhaps also to the hinterlands of Uruk from outside the alluvial lowlands. This conclusion supports an element of Hans Nissen's recent reinterpretation of the Uruk region, in which he contends that the increase in settlement over the course of the 4th millennium points to the

44 Note that densities are quantities per unit area or volume, not absolute amounts. In other words, higher densities in larger settlements are not simply a function of a larger population with greater needs.

45 Pollock 2001, 194–196.

immigration of new groups into the southernmost lowlands around Uruk.⁴⁶ That Uruk's growth was far from conflict-free is clearly visible in the so-called prisoner scenes on Late Uruk seals from Uruk in which a dominant figure (*"Mann im Netzrock"*) – generally thought to be a political leader – is portrayed killing bound individuals or supervising others who were doing so.⁴⁷

Movements and Knowledge in Uruk Mesopotamia

The available evidence leaves little doubt that people, things, and knowledge moved frequently and were transported widely within as well as beyond the alluvial lowlands during the fourth millennium BCE. These movements include immigration into the alluvial lowlands and/or settling down of previously more mobile population elements around the beginning of the Uruk period; movement into the southernmost alluvium and into the Uruk orbit in the course of the fourth millennium; as well as within the Uruk region, as indicated by the high abandonment and founding rates of settlements. That the degree of internal, medium-term mobility – the abandonment of sites and establishment of others, probably within a handful of generations at most – was high can be seen by comparing rates of settlement founding and abandonment in the alluvial lowlands with those for the Deh Luran Plain (Table 3). Although a variety of factors affect these values, the fact that the rates calculated for Mesopotamia are often several times higher than in Deh Luran is a clear indicator of the elevated degrees of movement in Mesopotamia.

From these kinds of movements, we can infer that there was substantial circulation of knowledge both with its bearers as well as separately from them. However, the likelihood of transmission of embodied knowledge – knowledge that accompanies its bearers – may have been greater in the Nippur-Adab region in earlier Uruk, with its higher degree of settlement volatility, but then dramatically lower in later Uruk times, in comparison to the Uruk region. It should be emphasized that a greater stability of settlement need not *necessarily* imply lesser circulation of knowledge with bearers, as people may resettle as individuals, families, or small groups without the establishment or abandonment of whole settlements. Turning the argument around, we can provisionally identify a high degree of such circulation in the Uruk region in the later Uruk period and with it frequent encounters among people with different backgrounds and expectations. In the Uruk region the higher degree of mobility, attested by higher rates of settlement founding and abandonment as well as the enormous growth of Uruk itself, would have led to many more encounters among objects, people, and their ideas that cross-cut cognitive and practical realms. The result is likely to have been uncertainties and misunderstandings, as taken-for-granted commonalities may

46 Lecture in the Institut für Vorderasiatische Archäologie, Freie Universität Berlin, 6 November 2009.

47 Boehmer 1999, 20–24; see also similar scenes from the Susiana Plain: Amiet 1972, Pl. 18.

have been partly or even fully lacking. These uncertainties need not have been only negative, but rather could also have had productive sides; indeed, urban centers are often characterized by this mixture of the unexpected, leading to uncertainty and insecurity but also to improvisation and creativity. In any event, the high degree of medium-term mobility of people in the Uruk region would have produced an elevated potential for transmission of embodied forms of knowledge, from specific ways of forming pots, to the fine points of how to prepare bread, to the spatial arrangement of mundane practices within the house. It is also possible that the proximity and frequent encounters of people with different practices and ways of doing things may have resulted in deliberate attempts to limit their exchange by emphasizing “in-group” belonging and constraining close contacts with those perceived as “other.” The transmission of embodied forms of knowledge may have been less pronounced in the Nippur-Adab region, where longer-term settlement stability may tentatively be interpreted as indicative of a lower – though by no means negligible – degree of movement of people to new places where they stayed for sufficient periods of time to pass on embodied practices and knowledge.

It should be noted that my analysis does not speak directly to the frequency or quantity of circulation of things without their bearers and the accompanying transmission of discursive knowledge. The presently available evidence does not permit an evaluation of the degree of intra-alluvial circulation of materials and objects, as the interests of most scholars who study this period have centered around the relations between the alluvial lowlands as a whole and regions beyond.

If the conclusion holds – that the transmission of practical, embodied knowledge among settled communities was greater in the Uruk than in the Nippur-Adab region in the later fourth millennium BCE – we should find (somewhat) different ways of making and/or using objects in the two regions. These would not necessarily involve differences in the *outward* appearance of objects. Rather, the crucial question is how the sequences of production and the specific gestures and practices involved in making and using objects differed or were similar: these are the places at which we can begin to distinguish access to different kinds of embodied knowledge and separate it from the more discursively based forms of knowledge.

To evaluate these possibilities would require different approaches to the analysis of archaeological remains than are usually conducted in the study of Mesopotamia or the archaeology of Western Asia more generally. Instead of comparing overall appearances of finished products, whether vessel forms and decoration or the layout of buildings, analyses would have to consist of examinations of the small-scale differences in how things were made and/or used as well as the form of objects at the end of the production process. A few examples of such work may serve to illustrate what I am proposing.

Using detailed measurements of specific forms of Late Uruk pottery from Farukhabad (on the Deh Luran Plain in southwestern Iran), Habuba Kabira (in the Tabqa dam region of the Middle Euphrates in Syria), and the site of Uruk, Henry Wright has shown that the

microstylistic attributes of these vessels were extremely similar.⁴⁸ He concludes that the vessels either must have been trade goods or that there were close connections among pottery workshops throughout the region. Alternative possibilities include the existence of itinerant potters or that artisans or whole families emigrated, bringing with them their embodied knowledge of how to make vessels, which they then transmitted to the next generation of potters in their new homes.

A second example comes from Gil Stein's work at Hacinebi Tepe in southeastern Turkey, where he argues for distinct preferences in the kinds of animals used for food but also in the butchery practices used.⁴⁹ He claims that there was a segregation between the local community and a group of immigrants from the alluvial lowlands, based on the distinction in both preferred meats and ways of turning the animal carcasses into specific cuts of meat. In other words, it is not just what one eats but especially how food is prepared that serves to differentiate people, with the latter consisting of series of embodied practices that are argued in this case to have remained segregated despite the long-term encounter of different groups within one settlement.

A quite different kind of knowledge transfer can be inferred from the work of Rainer Michael Boehmer and Holly Pittman, who have compared seals from Uruk and the Susiana Plain.⁵⁰ Over the course of the second half of the fourth millennium, the seal traditions of the two regions exhibit abundant indications of regular contact. Despite numerous similarities in style and composition, best demonstrated in the Late Uruk Level IV at Uruk and contemporary material from the Susiana Plain, the seals of the two regions exhibit distinct iconographies. Unlike the previous two examples, these iconographic differences belong primarily to the realm of discursive knowledge.

Future Expectations

Finally, I would like to take these reflections one step further, to consider their implications for notions about the future and the relations between future and past. The historian Reinhart Koselleck has argued that a perspective in which the future is thought to be markedly different than the past, rather than largely a repetition of what came before, is characteristic of modernity.⁵¹ He contends that this is due to the rapidity of change in modern times and thereby the likelihood that people will experience major changes in the course of their lifetime. In such cases, he argued, it is more probable that people will harbor expectations for the future (*Erwartungshorizont*) that incorporate something not yet experienced rather

48 Wright 1981, Table 51, 187–188.

49 Stein 1999, 145.

50 Boehmer 1999; Pittman 2001.

51 Koselleck 1992.

than envisioning the future as dependent on past personal and collective experiences (*Erfahrungsraum*).

I suggest that Koselleck's argument can be extended beyond modernity to postulate that an open future characterizes other contexts in which people were exposed to rapid change or to widely differing ways of doing things. An obvious example would be situations in which there were frequent and substantial movements and encounters of people, things, and knowledge, whereby people may have been more inclined to envision the future as uncertain (whether in a positive or negative sense) rather than patterned closely on the past. The result would be a spiral, in which more new people, ideas, and things led to a more dynamic notion of the future. This is perhaps another way of responding to Algaze's question of why the southern alluvial lowlands (and more specifically the Uruk region) seems to have been a motor ('the Sumerian takeoff') driving innovations and rapid change in the later 4th millennium.⁵²

This is, however, decidedly *not* an argument for regarding other regions, such as the Nippur-Adab area, as conservative backwaters. Rather, it is a plea to examine archaeological remains with close attention to the practices of daily life. These can tell us about the ways in which people tried, whether consciously or not, to reproduce, resist, and change elements of their daily lives in the face of the continual drama of a world with growing mobility of people, objects, and knowledge.

Conclusions

Although archaeology may seem at first glance to be focused on places and things that are (relatively) fixed – settlements, objects, architecture – it also offers multiple possibilities for examining movements, including the circulation of things, people, and knowledge. Two crucial elements in any discussion of knowledge circulation are temporality and type of interaction. The length or fleetingness of encounters plays a crucial role in opening up or constraining the possibilities for transfer of embodied as well as discursive forms of knowledge. At the same time, the type of encounter – with or without the bearers of objects and knowledge – influences the kinds of knowledge transferred. Short-term movements, whether in the form of visits, trading encounters, or raids, typically allow the transfer of discursive forms of knowledge, by means of chatting, shared meals, negotiations, or violent interactions. Although some short-term movements may recur regularly, for example among trade partners or visits of friends, the encounters tend to remain relatively brief and hence allow little or no transfer of embodied forms of knowledge. When encounters take place in the medium- or long-term, as is the case with intermarriage or migration of indi-

⁵² Algaze 2007; 2008.

viduals, families or whole communities, the possibilities for knowledge transfers in both the discursive and embodied realms are much greater.

The *possibilities* of knowledge circulation must not, however, be confused with *actual* transmission. Specific social relations and *Handlungsräume* (spaces for action) affect the degree to which innovations are welcomed, rejected, or reworked and hence the paths through which knowledge is circulated, transformed, or repudiated. A better understanding of the specifics of these processes requires an attention to the microlevel, the practices of daily life, and to the complex intersections of discursive and embodied forms of knowledge.

Bibliography

Adams 1965

R. McC. Adams, *Land Behind Baghdad*. Chicago: University of Chicago Press.

Adams 1981

R. McC. Adams, *Heartland of Cities*. Chicago: University of Chicago Press.

Adams/Nissen 1972

R. McC. Adams/H. Nissen, *The Uruk Countryside*. Chicago: University of Chicago Press.

Algaze 1993

G. Algaze, *The Uruk World System: The Dynamics of Expansion of Early Mesopotamian Civilization*. Chicago: University of Chicago Press.

Algaze 2007

G. Algaze, The Sumerian takeoff. In: *Settlement and Society: Essays Dedicated to Robert McCormick Adams*, Elizabeth Stone (ed.), pp. 343–368. Los Angeles: Cotsen Institute of Archaeology.

Algaze 2008

G. Algaze, *Ancient Mesopotamia at the Dawn of Civilization: The Evolution of an Urban Landscape*. Chicago: University of Chicago Press.

Amiet 1972

P. Amiet, *La glyptique susienne*. Mémoires de la Délégation Archéologique en Iran 43. Paris: Paul Geuthner.

Anthony 1990

D. Anthony, Migration in Archeology: the Baby and the Bathwater. *American Anthropologist* 92: 895–914.

Bevan 2007

A. Bevan, *Stone Vessels and Values in the Bronze Age Mediterranean*. Cambridge: Cambridge University Press.

Bockrath et al. 2008

F. Bockrath/B. Boschert/E. Franke (eds.), *Körperliche Erkenntnis. Formen reflexiver Erfahrung*. Bielefeld: transcript.

Boehmer 1999

R. M. Boehmer, *Uruk. Früheste Siegelabrollungen*. Ausgrabungen in Uruk-Warka Endberichte 24. Mainz: Philipp von Zabern.

Bourdieu 1977 [1972]

P. Bourdieu, *Outline of a Theory of Practice*. Translated by Richard Nice. Cambridge: Cambridge University Press.

Bourdieu 1990 [1980]

P. Bourdieu, *The Logic of Practice*. Translated by Richard Nice. Stanford: Stanford University Press.

Burmeister 2000

St. Burmeister, Archaeology and Migration: Approaches to an Archaeological Proof of Migration. *Current Anthropology* 41: 539–567 (with comments).

Butterlin 2003

P. Butterlin, *Les temps proto-urbains de Mésopotamie. Contacts et acculturation à l'époque d'Uruk au Moyen-Orient*. Paris: CNRS Éditions.

Caysa 2008

V. Caysa, Körperliche Erkenntnis als empraktische Körpererinnerung. In: F. Bockrath/B. Boschert/E. Franke (eds.), *Körperliche Erkenntnis. Formen reflexiver Erfahrung*, pp. 73–85. Bielefeld: transcript.

Dewar 1991

R. Dewar, Incorporating variation in occupation span into settlement-pattern analysis. *American Antiquity* 56: 604–620.

Finkbeiner 1991

U. Finkbeiner (ed.), *Uruk Kampagne 35–37, 1982–84: Die archäologische Oberflächenuntersuchung (Survey)*. Ausgrabungen in Uruk-Warka Endberichte 4. Mainz: Philipp von Zabern.

Giddens 1984

A. Giddens, *The Constitution of Society: Outline of the Theory of Structuration*. Berkeley: University of California Press.

Goffman 1967

E. Goffman, *Interaction Ritual: Essays on Face-to-Face Behavior*. New York: Anchor Books.

Graeber 2001

D. Graeber, *Toward an Anthropological Theory of Value: The False Coin of Our Own Dreams*. NY: Palgrave.

Hahn 2005

H. P. Hahn, *Materielle Kultur: Eine Einführung*. Berlin: Reimer.

Härke 1998

H. Härke, Archaeologists and Migrations. *Current Anthropology* 39:19–45 (with comments).

Ingold/Hallam 2007

T. Ingold/E. Hallam, Creativity and Cultural Improvisation: an Introduction. In: E. Hallam/T. Ingold (eds.), *Creativity and Cultural Improvisation*, pp. 1–24. Oxford: Berg.

Johnson 1987

G. Johnson, The Changing Organization of Uruk Administration on the Susiana Plain. In: F. Hole (ed.), *The Archaeology of Western Iran*, pp. 107–39. Washington: Smithsonian.

Keane 2001

W. Keane, Money is no Object: Materiality, Desire, and Modernity in an Indonesian Society. In: F. Myers (ed.), *The Empire of Things: Regimes of Value and Material Culture*, pp. 65–90. Santa Fe: School of American Research.

Kosselleck 1992

R. Kosselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Mauss 1967 [1925]

M. Mauss, *The Gift: Forms and Functions of Exchange in Archaic Societies*. Translated by Ian Cunnison. New York: W.W. Norton.

Mauss 1975 [1935]

M. Mauss, Die Techniken des Körpers. In: *Soziologie und Anthropologie II*. pp. 199–220. München: Hanser.

Myers 2001

F. Myers (ed.), *The Empire of Things: Regimes of Value and Material Culture*. Santa Fe: School of American Research.

Neely/Wright 1994

J. Neely/H. T. Wright, *Early Settlement and Irrigation on the Deh Luran Plain: Village and Early State Societies in Southwestern Iran*. University of Michigan Museum of Anthropology Technical Report 26. Ann Arbor.

Nissen 1988

H. Nissen, *The Early History of the Ancient Near East, 9000–2000 B.C.* Chicago: University of Chicago Press.

Pittman 2001

H. Pittman, Mesopotamian Intraregional Relations Reflected through Glyptic Evidence in the Late Chalcolithic 1–5 periods. In: M. Rothman (ed.), *Uruk Mesopotamia and Its Neighbors: Cross-cultural Interactions in the Era of State Formation*, pp. 403–443. Santa Fe: School of American Research.

Pollock 1992

S. Pollock, Bureaucrats and Managers, Peasants and Pastoralists, Imperialists and Traders: Research on the Uruk and Jemdet Nasr Periods in Mesopotamia. *Journal of World Prehistory* 6: 297–336.

Pollock 2001

S. Pollock, The Uruk Period in Southern Mesopotamia. In: M. Rothman (ed.), *Uruk Mesopotamia and Its Neighbors: Cross-cultural Interactions in the Era of State Formation*, pp. 181–231. Santa Fe: School of American Research.

Pollock 2010

S. Pollock, Practices of Daily Life in Fifth Millennium B.C. Iran and Mesopotamia. In: R. A. Carter/G. Philip (eds.), *Beyond the Ubaid: Transformation and Integration in the Late Pre-historic Societies of the Middle East*, pp. 93–112. *Studies in Ancient Oriental Civilization* 63. Chicago: Oriental Institute of the University of Chicago.

Pollock 2011

S. Pollock Imperial Ideologies and Hidden Transcripts: a Case from Akkadian-period Mesopotamia. In: R. Bernbeck/R. McGuire (eds.), *Ideologies in Archaeology*, pp. 130–150. Tucson: University of Arizona Press.

Pournelle 2007

J. Pournelle, KLM to CORONA: a Bird's-Eye View of Cultural Ecology and early Mesopotamian Urbanization. In: E. Stone (ed.), *Settlement and Society: Essays Dedicated to Robert McCormick Adams*, pp. 29–62. Los Angeles: Cotsen Institute of Archaeology.

Renfrew 1993

C. Renfrew, Trade beyond the Material. In: Ch. Scarre/F. Healy (eds.), *Trade and Exchange in Prehistoric Europe*, pp. 5–16. Oxford: Oxbow.

Rothman 2001

M. Rothman, Mitchell (ed.), *Uruk Mesopotamia & Its Neighbors: Cross-Cultural Interactions in the Era of State Formation*. Santa Fe: School of American Research.

Stein 1999

G. Stein, *Rethinking World Systems: Diasporas, Colonies, and Interaction in Uruk Mesopotamia*. Tucson: University of Arizona Press.

Taylor 1993

Ch. Taylor, To follow a rule ... In: C. Calhoun/E. LiPuma/M. Postone (eds.), *Bourdieu: Critical Perspectives*, pp. 45–60. Chicago: University of Chicago Press.

Trigger 2006

B. Trigger, *A History of Archaeological Thought*. Second edition. Cambridge: Cambridge University Press.

Weiner 1985

A. Weiner, Inalienable Wealth. *American Ethnologist* 12:210–227.

Wright 1981

H. T. Wright (ed.), *An Early Town on the Deh Luran Plain: Excavations at Tepe Farukhabad*. Memoir 13. Ann Arbor: University of Michigan Museum of Anthropology.

Wright 1987

H. T. Wright, The Susiana Hinterlands during the Era of Primary State Formation. In: F. Hole (ed.), *The Archaeology of Western Iran*, pp. 141–155. Washington: Smithsonian.

Zeder 2008

M. Zeder, Domestication and Early Agriculture in the Mediterranean Basin: Origins, Diffusion, and Impact. *Proceedings of the National Academy of Sciences* 105:11597–11604.

Überlegungen zu Schrift, Schriftlichkeit und der ‚Mobilität von Wissen‘ im Alten Orient

Historischer Wandel manifestiert sich auch in Wissensbeständen, Wissensfigurationen und Wissenspraktiken. Er äußert sich als Zuwachs, Innovation und Fortschritt, aber auch als Routine, Stagnation, Rückschritt bis hin zu Unterdrückung, Verdrängung, Überlagerung, Zerstörung und Vergessen. Bei diesen Prozessen spielen spatiale Phänomene wie Mobilität und Verteilung eine nicht unbedeutende Rolle. Dabei ist die Möglichkeit der Dissoziation und (Re-)Allokation von Wissen im weitesten Sinne nicht etwa ein Proprium rezenter Globalgeschichte. Die damit verbundenen Prozesse und ihre anthropologischen wie gesellschaftlichen Konsequenzen prägen Kulturgeschichte von Anbeginn und überall – wenn auch in veränderlicher Intensität. Kulturgeschichte ist immer auch Geschichte von isolierten wie interagierenden, sich überlagernden, konvergierenden oder konkurrierenden Wissensformationen. Wenn diese Dynamik für die frühen historischen Epochen einerseits überwiegend als Transfer-, Migrations- oder Diffusionsprozess wahrgenommen wird und andererseits in ihrer Partikularisierung und Zerdehntheit teilweise geradezu statisch erscheint, ist dies wesentlich den (jeweiligen) Rahmenbedingungen historischen Erkenntnisinteresses und der Natur der Quellen geschuldet. Insbesondere in der historischen Rückschau bestimmt dabei die mediale Verfasstheit von Wissen, d.h. die Qualität seiner konkreten Materialisierung nicht erst die Möglichkeiten der Forschung, sondern eben bereits die Möglichkeiten der Mobilität von Wissen in den erforschten Kontexten.

Im Folgenden sollen am Beispiel von Schrift und Schriftgebrauch im Alten Orient drei verschiedene Ansichten auf die Mobilität von medial materialisiertem Wissen aufgezeigt werden. Eine erste Ansicht betrifft die Verbreitung der Kulturtechnik Schrift als Ergebnis von Mobilitätsprozessen; eine zweite Perspektive beschreibt das materiale Schriftstück mit dem darin niedergelegten Inhalt als raumbezogenes Artefakt; drittens schließlich geht es um die Bewegung von Wissen im Zeithorizont, indem Texte als diachrone Transmitter fungieren. Ob dabei eher die eigentlichen Mobilitätsfaktoren oder eher die Resultate solcher Bewegungen, nämlich die (immer wieder aufs Neue disparitätische) Verteilung von Wissen in den Vordergrund treten, ist eine Frage der Betrachtungsperspektive und der Quellenlage.¹

1 Modellierungen, die in der Lage sind, die komplexen Mobilitätsphänomene historischer Prozesse abzubilden, sind ein Desiderat. Typischerweise wird z.B. auf Karten gerichtete Bewegung als „Pfeil“ und Verteilung als farblich oder strukturell herausgehobener Bereich markiert. Auf die Problematik historisch-kulturwissenschaftlicher Modellbildungen für Mobilität und Verteilung kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.

1 Mobilität einer Innovation

In der zweiten Hälfte des 4. vorchristlichen Jahrtausends wird im Vorderen Orient mit der Schrift eine neue, höchst leistungsfähige Technologie zur Entpersonalisierung und Speicherung von Informationen entwickelt und zum Einsatz gebracht. In Vorderasien verbindet sich mit dieser Erfindung vor allem der Name der Stadt Uruk im südlichen Mesopotamien. Hier konnten die bislang umfangreichsten Funde von Texten gemacht werden, allerdings in sekundären oder tertiären Fundlagen. Welche Rolle in der langen Vor- und Frühgeschichte der Schriftentwicklung der Kontakt mit dem südlichen Iran gespielt hat, ist noch nicht geklärt. Es ist damit zu rechnen, dass auch in anderen Regionen in Vorderasien vergleichbare Entwicklungen stattfanden, die jedoch nicht oder nur begrenzt zur Anwendung kamen bzw. (noch) nicht entdeckt wurden. Die Schriftsysteme in Ägypten oder im Indus-Tal sind Beispiele für chronologisch ähnlich situierte, ebenfalls erfolgreich implementierte Erst-Erfindungen. Unbestritten ist freilich, dass die Stadt Uruk eine bedeutende Rolle für die Durchsetzung der Keilschrift im Zweistromland spielte. Eine noch immer nicht befriedigend beantwortete Frage betrifft dabei die Art und Weise des Transfers dieser Kulturtechnik, die innerhalb von wenigen Jahrzehnten in mehreren räumlich getrennten, kulturell unterschiedlich orientierten Regionen Zentral- und Obermesopotamiens, ja sogar in der Peripherie zur Anwendung kommt.²

Zu den basalen Eigenschaften dieser Technologie zählen eine relative Unabhängigkeit von räumlicher oder zeitlicher Begrenzung und eine theoretisch unbegrenzte Speicherkapazität. Diesen Möglichkeiten sind in der Praxis allerdings Grenzen gesetzt: durch materielle Umstände, wie z.B. die Qualität des Schriftträgers oder die Art des spezifischen Zeichen-Systems; durch den Gebrauchs- und Funktionszusammenhang, d.h. die gesellschaftlichen Kontexte von Schrift und Schriftlichkeit; und nicht zuletzt durch die Fährnisse des historischen Überdauerns. Zudem setzen der aktive Gebrauch und die Nutzung von Schrift, das heißt das Schreiben und das Lesen, Kenntnisse und Fähigkeiten voraus, die grundsätzlich auf strukturierter Vermittlung beruhen. Damit diese Technologie ihr Wirkungsspektrum voll entfalten kann, muss ein System von Konventionen und Regeln aufgerichtet und befolgt werden. Unter günstigen Bedingungen kann eine Technologie wie die Schrift aufgrund ihrer Nutzungspotentiale relativ rasch verschiedene gesellschaftliche Segmente durchdringen und der kulturellen Veränderung eine bestimmte Richtung und Dynamik verleihen. Zweierlei allerdings ist zu bedenken: Zum einen ist eine derartige Entwicklung keineswegs regelhaft der Fall. Vielmehr verstellt die Konzentration auf die erfolgreichen, weil im Sinne des Wortes eben *produktiven* Schrifterfindungen den Blick auf die Tatsache, dass man – wie in vielen anderen Technologien auch – mit mehr oder weniger folgenlosen Start-ups rechnen muss, ganz zu schweigen von vielen unausgereiften Forma-

2 Glassner (2003); Englund (1998).

ten und Vorstufen.³ Zum anderen verbindet sich mit der Kulturgeschichte dieser Technologie eine Vielzahl von qualitativ sehr unterschiedlich ausgestalteten Transfer-, Adaptations- und Diffusionsprozessen, innerhalb derer Schrift und Schriftgebrauch unter ganz anderen Bedingungen vergesellschaftet werden, als dies in Kontexten einer Erst(er)findung der Fall ist.⁴

Auch in der mehrtausendjährigen Schriftgeschichte Alt-Vorderasiens haben derlei sekundäre Transfer, Adaptions- und Diffusionsprozesse stattgefunden. Ein komplexes Gefüge von Abhängigkeiten, Übernahmen, Nachahmungen und Neufindungen verschränkt die drei in diesem Raum in der Hauptsache genutzten Schriftarten, nämlich Keilschriften, Linearschriften und Hieroglyphenschriften, und führt zu einer dichten Kulturgeschichte der Schriftlichkeit. Diese Bewegungen der Kulturtechnik ‚Schrift‘, d.h. die Verbreitung des Wissens um die Funktionsweise und Nutzungsmöglichkeiten, einschließlich der Ablösung älterer ‚Systemkomponenten‘ durch neue Mechanismen, prägt die Geschichte des altvorderasiatischen Raumes, von den Wegen in benachbarte Kulturräume ganz zu schweigen. Sie prägt aber auch und vor allem unsere Sicht auf den altorientalischen Raum, die neben den archäologischen Befunden und den Artefakten in den historischen Zeiträumen maßgeblich durch die Überlieferung der Texte bestimmt wird. Dabei darf nicht übersehen werden, dass es zahlreiche Geschichten der Zurückweisung und der Nicht-Übernahme von Schrift, d.h. eben schriftlose Gesellschaften gegeben hat, die dann nicht oder nur marginal in der Wahrnehmung des Historikers auftauchen.

Inwieweit die pristinen Anfänge der Schriftimplementation einerseits und gegebenenfalls die Phasen ihrer Verbreitung in Vorderasien andererseits mit Modellen der *Innovationsdiffusion* beschrieben werden können, bedarf weiterer und zumal kritischer Untersuchung. Schließlich sieht sich die Applikation von Theorien, die unter den Bedingungen und für die Analyse der Moderne erstellt wurden, mit nicht unerheblichen methodischen Schwierigkeiten konfrontiert, wie z.B. der Fragmentiertheit historischer Informationen oder der Problematik historischer (Re-)Konstruktion. Zudem ist der Begriff der „Innovation“ stark im Konzept der gezielten und systematischen Suche nach neuen Lösungen unter marktwirtschaftlichen Bedingungen verankert, so dass bereits die Verwendung des Begriffes leicht in Post-Factum-Erklärungen führt. Dennoch bietet m.E. eine solche Konfrontation, die freilich auf die Bedingungen nicht-marktwirtschaftlicher komplexer Gesellschaften mit (aus heutiger Sicht) stark verlangsamten bzw. zerdehnten Kommunikationsprozessen abgestellt werden muss, eine Reihe interessanter Perspektiven. Dies verdeutlichen die Phasen des Mobilisierungsprozesses, das heißt jener Weg, der letztendlich in die Entscheidung über die Durchsetzung(sfähigkeit) einer Innovation führt. Im Allgemeinen gliedert man diesen Prozess in fünf Abschnitte von der *Bekanntmachung* (knowledge) über *Überzeugung* (persuasion), *Entscheidung* (decision), *Einrichtung* (implementation) bis hin zur *Bewährung* (confirmation). Jede dieser Phasen ist ihrerseits mit einer gan-

3 Houston/Baines/Cooper 2203.

4 Glassner 2003; Cooper 2004; Cancik-Kirschbaum 2012.

zen Reihe von Subparametern bewehrt, so dass die in Rede stehende Innovation in jeder Phase scheitern kann. Da man vergleichbare Phasen auch in chronologisch rezenten Fällen kulturtechnischer Innovationen im Bereich von *Notationssystemen* beobachten kann – man denke an die Einführung des Lineatursystems im Bereich der europäischen Notenschrift, den Buchdruck oder die Blindenschrift, um nur einige Beispiele zu nennen –, wird man sie auch für den erstmaligen systematischen Einsatz von Schrift in Vorderasien postulieren dürfen. Jedoch wird es in diesem speziellen Fall kaum möglich sein, diese Phasen hinsichtlich der Akteursperspektive zu konkretisieren, also beispielsweise Aspekte wie sozioökonomische Abwägungen, Überlegungen zu Aufwand und Risiken etc. genauer zu belegen, da die verfügbaren Quellen darüber keinen oder nur geringen Aufschluss geben. Immerhin, die zügige großmaßstäbliche Verwendung der Schrift im Rahmen der staatlichen Wirtschaftsverwaltung ist ein deutliches Indiz für die offensichtlichen sozioökonomischen Vorteile der Innovation. Denn die zu beobachtende innere Dynamik der Schriftlichkeit setzt nicht nur eine relativ hohe Investition in effiziente Strukturen zur Vermittlung der entsprechenden Fertigkeiten voraus, d. h. zur Ausbildung einer entsprechenden Expertengruppe. Sie geht zugleich mit kontinuierlichen Modifikationen mit dem Ziel einer Erweiterung und Verbesserung der Funktionen einher. Derartige Modifikationen betreffen z. B. die Eindeutigkeit in der Wiedergabe von Sprache, die Lesbarkeit, die Schreib-Ergonomie und die Erweiterung der Anwendungsgebiete von Schrift.

2 Materialisierung von Wissen in Schrift – die Möglichkeit zur räumlichen Mobilität

Die Klassifikation der Schrift als kulturtechnische *Innovation* hat – bei aller Problematik, die eine unkalibrierte Übertragung des Innovationskonzeptes auf antike Kontexte mit sich bringt – einen nicht zu unterschätzenden Effekt: sie verdeutlicht eine mehr oder weniger implizite heuristische Vorannahme hinsichtlich der Entstehung der Schrift: mit der Charakterisierung der Schrift(erfindung) als Antwort auf einen gesellschaftlichen *Bedarf* ist dieser zugleich präjudiziert.⁵ Es wäre (jedoch nicht im Rahmen dieses Beitrages) zu hinterfragen, inwieweit diese Vorannahme alternativlos ist. Dass die Herausbildung der Schrift letztendlich im gesellschaftlichen Problemlösungspotential verankert wird, belegt ihre fortgesetzte Nutzung. Eine Fokussierung auf Schrift als erweitertem Instrument der Wirtschaftsverwaltung, auf die Funktionsweise des Notationssystems und die darin gespeicherten Inhalte blendet aus, dass dieses Werkzeug nur einer sehr begrenzten gesellschaftlichen Gruppe zur Verfügung stand. Die vergleichsweise hohe Gebrauchsdynamik, die Investitionen, die sich mit der Konservierung, Normierung und konsequenten Weiterentwicklung durch Schriftexperten verbinden, signalisieren eine hohe Akzeptanz durch die primären Anwender. Doch dies könnte eine sehr einseitige Wahrnehmung sein, die nicht zuletzt

5 Ehlich (1980).

durch die relative Wertschätzung der Schrift und die Fokussierung auf den Text als historische Quelle befördert wird.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage nach den indigenen Einschätzungen der Innovation Schrift, wie sie sich beispielsweise in der Diskussion über Sinn und Zweck von Schrift in Platons Dialog *Phaidros* darstellen. Dort eröffnet Sokrates die Debatte mit einer Erzählung über die Anfänge der Schrift – nicht etwa bei den Griechen, sondern in Ägypten. Das Ganze ist als Dialog zwischen der Gottheit Teuth und einem mythischen Urkönig Thamus gestaltet. Dieser präsentiert dem König für seine Untertanen allerhand, wie er sagt, nutzbringende Künste, z. B. das Rechnen, die Astronomie, die Geometrie, das Würfelspiel. Unter diesen nennt er auch die Schrift und es entfaltet sich in Rede und Gegenrede eine Apologie der Schrift:

„Dies, König“ – sagte nun Teuth – „diese Kenntnis wird die Ägypter weiser machen und ihr Gedächtnis stärken; denn als Gedächtnis- und Weisheits-Elixier ist die Schrift erfunden.“ Der König aber erwiderte: „Oh, meisterhafter Techniker Teuth, der eine ist imstande technische Fertigkeiten zu ersinnen, der andere, das Urteil darüber zu fällen, welchen Schaden oder Nutzen sie denen bringen, die sie gebrauchen sollen. Auch Du, als Vater der Schrift, hast nun aus Zuneigung gerade das Gegenteil dessen angegeben, was sie vermag. Denn sie wird Vergessenheit in den Seelen derer schaffen, die sie lernen, durch Vernachlässigung des Gedächtnisses. Aus Vertrauen auf die Schrift werden sie von außen durch fremde Gebilde, nicht von Innen aus Eigenem sich erinnern lassen. Also nicht für das Gedächtnis, sondern für das Wiedererinnern hast Du ein Elixier erfunden. Von der Weisheit aber verabreichst Du den Zöglingen nur Schein, nicht Wahrheit. Denn, Vielkundige geworden ohne Belehrung, werden sie einsichtsreich zu sein scheinen, während sie größtenteils einsichtslos sind, und schwierig im Umgang – anstelle von Weisen werden sie – Scheinweise.“ (Phaidros 274f., Übers. Schleiermacher)

Indem er die Ambiguität der Technik zum Kernpunkt der exemplarischen Debatte erklärt, weist er nicht nur auf das Problem-Lösungs-Potential der Schrift hin, sondern eben auch auf das Veränderungspotential, auf die Folgen, welche die Einführung der Schrift für die Gesellschaft hat. In aller Deutlichkeit wird hier die Frage nach den Folgen einer technischen Innovation für den Menschen und für die Gesellschaft aufgeworfen. Eine abschließende Antwort hat Sokrates nicht gefunden.

Aus dem Alten Orient liegen vergleichbare Diskurse nicht vor. Die Umstände der Ersteinführung der Schrift in Mesopotamien sind in zeitgenössischen Quellen des späten 4. und frühen 3. Jahrtausends nicht ausgeführt. Doch eines der seltenen ausführlicheren Zeugnisse über den Beginn der Schriftnutzung stellt die Erfindung der Schrift in den Kontext der Überwindung räumlicher Distanz. Es handelt sich um die sumerische Dichtung *Enmerkar und der Herr von Arata*,⁶ die über 600 Verse umfasst und zur Gruppe der Er-

6 Mittermayer 2009.

zählungen um die heroischen Könige der Frühzeit wie Gilgamesch und Lugalbanda von Uruk zählt. Die ältesten bisher bekannten Textzeugen dieser Dichtung stammen aus altbabylonischer Zeit, das heißt dem frühen 2. Jahrtausend. Die darin überlieferten Textfassungen dürften aus dem 21. Jh. stammen, doch die darin berichtete Auseinandersetzung zwischen dem Herrn der südmesopotamischen Stadt Uruk und dem Herrn der in Iran gelegenen Stadt Arata wird eigenzeitlich in der ersten Dynastie von Uruk situiert, d.h. in jener Zeit, in die nach derzeitigem Kenntnisstand die Erfindung der Vorstufe von Schrift, der sogenannten „Proto-Keilschrift“ fällt. Wie viel ‚historischer Kern‘ in Ätiologien zur Schriftentstehung in Form mythologischer Narrative steckt, ist umstritten. Doch der Eigenwert des Textes als Zeugnis für entsprechende Überlegungen um die Wende vom 3. zum 2. Jahrtausend ist in jedem Falle wichtig.

In der Erzählung sind drei Motivstränge miteinander verschränkt: Enmerkar, Herrscher von Uruk-Kulab, benötigt kostbare Materialien – vor allem Lapislazuli und Edelmetalle, die in den Schwemmebenen des Zweistromlandes nicht zu finden sind. Eine offenbar auch historisch genutzte Quelle hierfür ist das südliche iranische Bergland, im Epos repräsentiert durch eine bislang nicht identifizierte Stadt mit Namen Arata. Eine wichtige Rolle spielt die Göttin Inanna, die nicht nur Schwester des Enmerkar, sondern auch Stadtgöttin von Uruk ist, zugleich aber auch dem Herrscher von Arata verbunden ist. Die in der Erzählung beschriebene Rivalität der beiden Städte und ihrer Stadtherren um die Gunst der Göttin ist wohl als Machtkampf um politisch-ökonomische Vormachtstellung zu verstehen – ausgetragen in einem intellektuellen Wettstreit, der einen zweiten Erzählstrang darstellt. Den dritten Erzählstrang bilden zwei Ätiologeme, Erzählmotive mit ätiologischer Funktion: das eine Motiv erklärt die Existenz verschiedener Sprachen bei den Menschen, das zweite schildert die Erfindung der Schrift. Die räumliche Distanz zwischen den beiden Orten Uruk und Arata bestimmt die Struktur von Handlung und Erzählung, das zentrale Indiz dafür ist die Gestalt des Boten, der – zwischen der Tiefebene und dem Bergland hin- und hergehend – den Kontakt zwischen beiden Herrschern in Form von mündlich übermittelten Botschaften herstellt. Dieser Bote verkörpert mit seinem Scheitern an der gestellten Aufgabe die Notwendigkeit, den Anstoß zur ‚Erfindung‘ der Schrift: Auf dem Höhepunkt der Erzählung, in der Übermittlung der dritten und letzten Rätselbotschaft findet sich die in Rede stehende Episode:

„Das war seine (d.h. Enmerkars, E.C.-K.) Forderung, (doch) ihr Inhalt war vollkommen untergegangen. Der Bote konnte sie nicht wiederholen, (denn) die Angelegenheit war (zu) bedeutend. Weil der Bote nicht in der Lage war, sie zu wiederholen – die Angelegenheit war (wirklich zu) bedeutend! –, schlug der Herr von Kulaba (einen Klumpen) Ton (flach) und setzte (seine) Worte darauf wie ein Siegel. Früher hatte man nie Wort auf Ton festgehalten, heute aber, unter der Sonne dieses Tages, sollte es tatsächlich so sein! Der Herr von Kulaba hielt (seine) Worte [auf Ton] fest. So geschah es tatsächlich!“⁷

7 Z. 500–506, Übersetzung Mittermayer 2009, 145.

Der Text ist in mehrfacher Hinsicht erstaunlich und aufschlussreich. Die Angabe von Uruk als Ursprungsort der Schrift und der Hinweis auf das Siegel als strukturelle Parallele bieten eine Bestätigung für die bisherige Rekonstruktion der Vor- und Frühgeschichte der Schrift. Darüber hinaus wird die enorme kulturelle Bedeutung dieser Innovation gewissermaßen durch einen Akt der Benennung unterstrichen: die Erfindung der Technologie des Aufschreibens wird auf diese Weise personalisiert, und der Primat der Innovation für die sumerisch-mesopotamische Kultur in Anspruch genommen. Enmerkar von Uruk erscheint als Inbegriff des findigen Ingeniums, als *Protos Heures* eröffnet er das Zeitalter der Schrift. Eingebunden in höfisch-edlen Wettbewerb und repräsentative Machtdemonstration ist die Schrift charakterisiert als gleichermaßen machtvoll wie kostbares Prestigegut. Hier steht die Erzählung in scheinbarem Widerspruch zu den Annahmen der Forschung, die in den administrativ-ökonomischen Bedürfnissen einer schnell wachsenden, komplexen Gesellschaft die treibende Kraft vermutet. Wie immer man die Historizität dieses Widerspruchs vor dem Hintergrund eines möglicherweise fiktiven Charakters der Enmerkar-Erzählung wertet, für ihren Wert als Zeugnis für eine mesopotamische These zur Erfindung der Schrift ist dieses Problem bedeutungslos. Es ist kein Zufall, dass diese Erfindung in eine konkrete Bedarfssituation eingebunden wird, die sich durch ein Höchstmaß an *Mobilität* – idealisiert in der Figur des Boten – auszeichnet. Enmerkars Urtext signalisiert die Ablösung der Oralität durch die Literalität. Er steht exemplarisch für die Übermittlung, d.h. den Transfer von Inhalten und damit die Mobilität von auf diese Weise gegenständlich gewordenen Wissenskomplexen.

Mit der Schriftlichkeit ist ein Mittel zur Speicherung und Darlegung von Wissen gewonnen. Gegenüber anderen materialisierten Repräsentations- bzw. Kommunikationssystemen wie z.B. dem Bild zeichnet sich die Technologie der Schrift durch eine besondere Form der Explizitheit aus, wenn (was keineswegs immer oder zwingend der Fall ist!) nämlich Sprache als ihr primäres und unmittelbares Referenzsystem fungiert. Damit gewinnt auch die Mobilität von Wissen eine neue Dimension. Unabhängig von Qualität und Struktur der jeweiligen Wissensgegenstände eröffnet das Medium Schrift diesen gänzlich neuen Bewegungsrichtungen, die anderen Wissensmedien, allen voran dem Menschen, sodann aber auch Artefakten oder bildlichen Darstellungen nicht oder nur teilweise eigen sind.

3 Überlieferung – zeitliche Mobilität durch Schriftlichkeit

Die Materialisierung von Wissen in Form von Texten eröffnet zwei Mobilitätsdimensionen: räumlich (im engen Sinne) und zeitlich. Jegliches auf einer Tafel abgelegte Wissen kann – absichtlich oder unabsichtlich – disloziert werden, Schriftlichkeit wird somit zu einem mächtigen Mobilitätsfaktor für Wissen jeder Art.

Zwei Beispiele zeigen extreme Formen solcher Mobilität. Im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts erlebt das mittellassyrische Reich in Obermesopotamien einen ersten Gip-

fel an politischer Macht und räumlicher Ausdehnung. Der assyrische König Tukultī-Ninurta I. unternimmt mehrere Feldzüge gegen den südlich angrenzenden Nachbarn, das kassitisch-babylonische Reich. Er erobert die Hauptstadt Babylon, und für einige Jahre scheint Babylonien zumindest formal unter assyrischer Vorherrschaft gestanden zu haben. Über die genaueren Umstände des assyrischen Vorstoßes nach Süden haben wir keine Kenntnis, doch im sogenannten *Tukultī-Ninurta-Epos* wird nicht nur der heldenhafte Kampf des assyrischen Königs gegen seinen babylonischen Widersacher Kaštiliaš IV. sondern auch die Eroberung und Plünderung Babylons, des Sitzes des Königtums, geschildert. Babylon fungierte allerdings in dieser Zeit nicht nur als politisches und kultisch-religiöses Zentrum, die Stadt galt gerade in den Kreisen der assyrischen Elite als Inbegriff der intellektuellen Tradition Mesopotamiens. Die Eroberung Babylons eröffnete dem assyrischen König umfassenden Zugriff auf das dort zusammengetragene Wissen. Bei den Plünderungen ließ er neben allerhand wertvollen Objekten und Materialien auch in großem Umfang Texte der gelehrten Tradition in seine Hauptstadt Assur fortschaffen. Es heißt dort:⁸

*„Tafeln aus [...];
Die Gesamtheit der Lehr-Text[e ...];
Die Gesamtheit der Beschwörungs-Text[e ...];
Die Herzberuhigungsklagen, die gemäß [...];
Die Gesamtheit der divinatorischen Texte [...] den Zeichnungen von Himmel und Erde;
Medizinische Texte, die Maßnahmen für die Festigung des [...];
Die Listen seiner Vorfahren [...];
Die Aufzeichnungen über die ...?, die Aufseher, die Krieger [...];
Nicht ein (Text) wurde zurückgelassen im Land von Sumer und Akkad!“*

Woher genau diese Texte stammen, ist in dem Epos nicht näher ausgeführt – denkbar wären Palast- und Tempelbibliotheken, aber auch die Bibliotheken von Gelehrten-Familien, in denen zentrale Texte über mehrere Generationen bewahrt und weitergegeben wurden. Doch die Aufzählung zeigt das typische Spektrum von Textmaterial, das man gemeinhin dem keilschriftlichen Traditionsstrom zurechnet. Dazu gehören die Texte der Divination, im Wesentlichen sicher Leber- und Eingeweideschau, aber auch andere Gruppen von Vorzeichentexten, ferner Texte aus dem liturgischen und kultischen Bereich, der Korpus medizinischer Texte, ferner offenbar auch historiographische Texte.

Dass es sich dabei nicht etwa um eine literarische Fiktion handelt, sondern dass auf diesem Wege tatsächlich gezielt Wissen mobilisiert und von Babylonien nach Assyrien transferiert wurde, zeigt ein Blick auf die Tontafelbestände in Assur.⁹ Dort finden sich Ta-

⁸ Kol. VI' 1'-12'; eckige Klammern [...] stehen für Lücken im Text, die nicht ohne weiteres ergänzt werden können.

⁹ Heeßel 2011.

feln babylonischer Tradition, die bereits aufgrund ihrer Herkunft hohes Prestige genossen. Daneben dienten sie aber offenbar auch zur Errichtung einer eigenständigen assyrischen Traditionslinie, d.h. dem Aufbau einer assyrischen Gelehrtenelite.

Das hier gewählte Beispiel der systematischen Abschöpfung, Dissoziation und Re-Implementierung einer ganzen Wissenskultur in Gestalt ihrer Textüberlieferung zählt sicher zu den Extremfällen – es ist allerdings in der Geschichte keineswegs ohne Parallelen. Doch es zeigt sehr eindrücklich, in welcher Weise Schriftlichkeit zur Mobilisierung von Wissen mitbeitragen kann. Doch nicht nur geraubtes Wissen ist mobil, tatsächlich weist die Schriftkultur des Alten Orients besonders seit dem 2. Jahrtausend eine intensive Dynamik im Bereich der schriftlich niedergelegten Wissensbestände auf. Dieser Austausch geht weit über die Weitergabe von tradiertem Schriftgut im Rahmen des Schreibercurriculums hinaus. So reisten Gelehrte in andere Städte, um dort Texte zu kopieren, besonders prestigeträchtige Texte wurden weitergereicht. Auf diese Weise entstanden in wiederholten Akkumulations- und Exzerpierungsprozessen mächtige Wissenscluster, wie die Unterschrift unter einem Text aus dem 12. Jh. v. Chr. aus Babylon zeigt, dort heißt es:

„Günstige Tage nach dem Wortlaut von sieben T[afel]n, Originale aus Sippar, Nippur, Babylon, Larsa, Ur, Uruk und Eridu. Die Gelehrten exzerpierten, wählten aus und überreichten (sie) Nazimarutša, dem König der Welt.“¹⁰

Diese Prozesse des schriftgebundenen Wissenstransfers durchziehen die gesamte altorientalische Kulturgeschichte. Dieser Transfer findet nun keineswegs nur synchron im Raum statt, sondern mindestens ebenso bedeutsam ist der Transfer in der Zeit, d.h. die Weitergabe von Wissen. Schriftlichkeit ermöglicht sowohl den Blick in die Vergangenheit als auch natürlich die Niederlegung von Wissen „für künftige Generationen“. Beide Optionen wurden bewusst und intensiv genutzt. Beispielhaft sei hier aus einem Brief eines babylonischen Gelehrten an den assyrischen König Assurbanipal zitiert:

*„An den König, meinen Herrn, (dies schreibt) Dein Diener Ašarēdu.
Nabû und Marduk mögen den König der Länder, meinen Herrn, segnen!
Die Textfassung (wörtl. ‚Tafel‘), die der König, mein Herr, verwendet, ist unvollständig und nicht intakt. Nunmehr habe ich eine Textfassung, die König Hammurabi anfertigte (sowie) eine Inschrift (aus der Zeit) vor König Hammurabi, – wie ich schrieb – aus Babylon beigebracht. (...)“¹¹*

Zwischen dem Textmaterial des Hammurabi von Babylon und Assurbanipal von Assyrien liegt mehr als ein Jahrtausend! Auch hierbei handelt es sich um einen Extremfall von Wis-

¹⁰ Heeßel 2010, 172.

¹¹ ABL 255, s. SAA X Nr. 155, 1–13 (Übers. E. Cancik-Kirschbaum).

sensmobilität – doch ist die Überbrückung chronologischer Distanz die zweite wichtige Dimension der Schrift. Dieses Merkmal macht Wissen durch die Zeiten mobil, führt zur Errichtung von Kanones und Traditionen. Im Kontext früher Staatlichkeit führt der Schriftgebrauch nicht nur zu einer grundsätzlichen Mobilität von Wissen unterschiedlichen Typs im Sinne der oben beschriebenen Unabhängigkeit von Raum und Zeit. Es entsteht darüber hinaus in bewusster Bindung an diese Technologie eine Wissenskultur als eigenständiges gesellschaftliches Teilsegment. Allerdings ist die Möglichkeit der Teilhabe an Schriftlichkeit extrem eingeschränkt. Denn das in Schriftlichkeit gebundene und generierte Wissen wird konstituiert durch Experten und spezialisierte Institutionen. Horizontale (synchrone) und vertikale (diachrone) Mobilität sind nicht beliebig, sondern strukturiert, Verfügbarkeit und Zugang werden kontrolliert.

Literaturverzeichnis

Cancik-Kirschbaum 2007

E. Cancik-Kirschbaum, Text, Situation, Format. Die materielle Gegenwart des Textes. In: S. Schorch/L. Morenz (Hrsg.), *Was ist ein Text?* Alttestamentliche, ägyptologische und altorientalische Perspektiven, Beihefte zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft Bd. 362, Berlin/New York, 155–168.

Cancik-Kirschbaum 2012

E. Cancik-Kirschbaum, Writing, Language and Textuality: Conditions on the transmission of knowledge and the emergence of systematic thought in the Ancient Near East. In: J. Renn (Hrsg.), *Globalization of Knowledge and its Consequences*, Based on the 97th Dahlem workshop Berlin 2007. Edition Open Access-Studies 1, Berlin, 125–151.

Cooper 2004

J. Cooper, Babylonian Beginnings: The Origin of the Cuneiform Writing System in Comparative Perspective. In: S. D. Houston (Hrsg.), *The First Writing*. Cambridge, 71–99.

Ehlich 1980

K. Ehlich, Schrifterfindung als gesellschaftliches Problemlösen. *Zeitschrift für Semiotik* 2/1–2, S. 335–359

Englund 1998

J. Bauer/R. K. Englund/M. Krebern timer, *Mesopotamien, Späturuk-Zeit und Frühdynastische Zeit* (*Orbis Biblicus et Orientalis* 160/1), Freiburg/Göttingen.

Glassner 2003

J. J. Glassner, *The Invention of the Cuneiform: Writing in Sumer*. Aus dem Franz. übersetzt v. Z. Bahrani & M. van de Mierop. Baltimore, Maryland.

Heeßel 2010

N. Heeßel, „Sieben Tafeln aus sieben Städten“. Überlegungen zum Prozeß der Serialisierung von Texten in Babylonien in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. In: E. Cancik-Kirschbaum/M. van Ess/J. Marzahn (Hrsg.) *Babylon – Wissenskultur zwischen Orient und Okzident* (*Topoi. Berlin Studies of the Ancient World* 1), Berlin, 171–195.

Heeßel 2011

N. Heeßel, Divination in Assur. Assyrische Gelehrte und babylonische Traditionen. In: J. Renger (Hrsg.) *Assur – Gott, Stadt und Land. ^dAššur – Aššur^{ki} – māt Aššur*. Akten des V. Internationalen Colloquiums der Deutschen Orient Gesellschaft Berlin, CDOG 5, Wiesbaden, 371–384.

Houston/Baines/Cooper 2003

S. Houston/J. Baines/J. Cooper, *Last Writing. Script Obsolescence in Egypt, Mesopotamia, and Mesoamerica*. Comparative Studies in Society and History Vol. 45/3, 2003, 430–479, zu Keilschrift bsd. 450–456.

Lamberg-Karlovsky 2003

C. C. Lamberg-Karlovsky, To Write or Not to Write. In: T. F. Potts/M. Roaf/D. L. Stein (Hrsg.), *Culture through Objects: Ancient Near Eastern Studies in Honour of P. R. S. Moorey*, Oxford: Cambridge, 59–75.

Mittermayer 2009

C. Mittermayer, *Enmerkara und der Herr von Arata. Ein ungleicher Wettstreit*. Orbis Biblicus et Orientalis 239, Fribourg Göttingen 2009

Meusburger 2008

P. Meusburger, The Nexus of Knowledge and Space. In: P. Meusburger/M. Welcker/E. Wunder (Hrsg.), *Clashes of Knowledge. Orthodoxies and Heterodoxies in Science and Religion*, New York, 35–90.

Nissen/Damerow/Englund/ 1990

H.-J. Nissen/P. Damerow/R. K. Englund, *Frühe Schrift und Techniken der Wirtschaftsverwaltung im alten Vorderen Orient*, Bad Salzdetfurth: Franzbecker (erweiterte. engl. Üb.: *Archaic Bookkeeping: Early Writing and Techniques of Economic Administration in the Ancient Near East*, Chicago.)

Whittaker 2001

G. Whittaker, The Dawn of Writing and Phoneticism. In: D. Borchers/F. Kammerzell/S. Weninger (Hrsg.), *Hieroglyphen, Alphabete, Schriftreformen: Studien zu Multiliteralismus, Schriftwechsel und Orthographieneuregelungen*, Göttingen: Seminar für Ägyptologie und Koptologie, 11–50.

Wilcke 2000

C. Wilcke, Wer las und schrieb in Babylonien und Assyrien: Überlegungen zur Literalität im Alten Zweistromland. *Sitzungsberichte/Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse* 6. München.

Abkürzungen

ABL = Sigle „Assyrian and Babylonian Letters“

SAA C = S. Parpola, *Letters from Assyrian and Babylonian Scholars*. State Archives of Assyria vo. X, Helsinki, 1993.

Technologie und Kommunikation

Innovationsschübe vor dem Hintergrund der Außenbeziehungen Altägyptens

Ausgangsbetrachtungen

Formen von Mobilität und Wissenstransfer im Spiegel der Quellen¹

Die Verbreitung von Spezialkenntnissen bzw. technologischen Neuerungen wird grundsätzlich gern als Folge von Kontakten zwischen unterschiedlichen Kulturen erklärt. Als Ursache dafür gelten Fremdkontakte, die durch militärische Auseinandersetzungen, Migration oder Handelsbeziehungen erfolgen konnten. Dementsprechend werden in unterschiedlichen Gesellschaften anzutreffende, kulturelle Merkmale überwiegend als Folgen der Ausbreitung eines an einer bestimmten Stelle entstandenen Phänomens durch Übernahme angesehen. Solche lassen sich für das pharaonische Ägypten in hohem Maße während des 2. Jts. v. Chr. nachweisen. Die Hyksos Herrschaft² im 17. Jh. v. Chr. sowie die folgenden Feldzüge der Thutmosiden im 15. Jh. v. Chr. gelten dabei als prägende Einschnitte, die zu einem Wandel in technologischer und gesellschaftlicher Hinsicht geführt haben. Die Hyksoszeit wird daher häufig als Ausgangspunkt für eine größere Anzahl von Innovationen in der folgenden 18. Dynastie und als Ursache für Wandlungen in der politischen Situation Ägyptens im 16. und 15. vorchristlichen Jahrhundert gesetzt.³

Außenbeziehungen Ägyptens mit seinen Nachbarn, insbesondere mit der Levante, haben möglicherweise zu jeder Zeit bestanden; bereits seit der frühdynastischen Zeit bestehende Handelsbeziehungen mit Byblos⁴, ägyptische Importfunde und Darstellungen von Fremden („Asiaten“) auf Reliefs des Alten Reiches⁵ machen einen direkten Kontakt in dieser Epoche plausibel; die Tragweite und Direktheit der Kontakte sowie ihre Reichweite lässt sich freilich schwer bemessen. Die Qualität und Quantität der Belege für Fremdkontakte nimmt

1 Die Verf. dankt J. F. Quack für die Durchsicht des Manuskriptes vorab und seine überaus hilfreichen Anregungen.

2 Bezeichnung der Heka-chasut (Herrscher der Fremdländer) in der ägyptischen Geschichtsschreibung; Eine Machtelite, die sich aus fremden Einwanderern aus der Levante zusammensetzte und von der Residenz Awaris (Tell el Dab'a) die übrigen Landesteile in Form eines Vasallenverhältnisses dominierte. Grundlegend zum „Hyksos-Phänomen“: Oren 1997.

3 Helck 1987, 16ff; Bietak/Hein 1994, 34; 54–55; Oren 1997, 24.

4 Redford 1992, 38.

5 Redford 1992, 52, Abb. 4 (Pyramidentempel des Sahure, Regierungszeit um 2496–2446/2483–2433 v. Chr.; nach v. Beckerath 1997, 188).

im 2. vorchristlichen Jahrtausend erheblich zu.⁶ Obwohl die Zeit der Hyksos und der Thutmosiden-Feldzüge aufgrund ihrer vergleichsweisen Fülle von überlieferten Informationen verschiedener Formen von Außenbeziehungen geeignete Fallbeispiele für das hier diskutierte Thema Mobilität und Wissenstransfer liefern, wird im Folgenden zunächst die unmittelbar vorangehende Epoche, das Mittlere Reich, in den Blickpunkt gestellt. Gerade weil der Hyksos-Zeit eine besondere Rolle für technologische und gesellschaftliche Änderungen beigemessen wird, eignet sie sich auch besonders als Ausgangspunkt zur Beurteilung des „Davor“ und „Danach“. Eine solche Betrachtung verspricht, die Bedeutung solcher historischen Belege für die Mobilität und den Wissenstransfer konkreter zu fassen und ihren Anteil am Wandel etwa technologischer und gesellschaftlicher Phänomene beurteilen zu können.

Außenbeziehungen Ägyptens im Mittleren Reich

Schon im Mittleren Reich (um 2000–1700 v. Chr.), besonders ab dem 19. Jh. v. Chr., lassen sich, besonders in der Regierungszeit Amenemhês II. (1914–1879/76 v. Chr.),⁷ deutlichere Belege für Außenkontakte finden: von in Ägypten ansässigen Asiaten, sogar von Expeditionen in den östlichen Mittelmeerraum unter Amenemhêt II. wird berichtet, dabei außer von Handelsware auch von 1554 Menschen, die daraufhin nach Ägypten verbracht wurden.⁸ Der unter der Bezeichnung Schatz von El Thôd bekannte, umfangreichste Silberfund des Mittleren Reiches, der neben zahlreichen Silbergefäßen, silberne Ring- und Zungenbarren enthielt,⁹ belegt den Bezug dieses Materials aus Vorderasien bzw. dem ostmediterranen Raum.¹⁰ Der Zeitpunkt der Deponierung ist umstritten,¹¹ die Aufschrift auf den Truhen nennt wiederum Amenemhêt II.

Die Sinai-Expeditionen zu den Türkis- und Kupferminen bezogen zunehmend asiatische Kontingente ein, die vom Bruder des Fürsten von Retenu (Kanaan) begleitet wurden.¹² Dokumente von Illahun bezeugen in Ägypten ansässige Asiaten, die zumeist in eigenen Siedlungen lebten und zunächst in eher untergeordneten Berufen für Ägypter in höheren Haushalten tätig waren.¹³ Ausländerinnen, speziell asiatische Frauen, die in der Weberei tätig sind, werden seit dem Mittleren Reich genannt.¹⁴ Einwandernde Asiaten werden in den Gaufürstengräbern bildlich wiedergegeben.¹⁵ Auch im Delta bilden sich bereits Siedlungen der Asiaten, so auch die spätere Residenz Awaris, die aus einer größeren Enklave dieser Zeit

6 Helck 1995, 14 ff.; 37 ff.

7 v. Beckerath 1997, 189.

8 Altenmüller/Moussa 1991, 1–48; Redford 1992, 78–80; zur Diskussion der einzelnen Angaben wie Materialbestimmung siehe auch Eder 1995, 176–194; Quack 1996, 75–81; Marcus 2007, 137–190.

9 Bisson de la Roque et al. 1953, Taf. II, Taf. III; Menu 1994; ausführliche Auflistung zuletzt: Hirsch 2004, 69–72.

10 Kemp/Merrillees 1980, 290 ff.; Helck 1995, 14; Marcus 2007, 158 ff.

11 Kemp/Merrillees 1980, 290 ff.; Helck 1995, 14.

12 Zum Expeditionswesen im Mittleren Reich: Seyfried 1981.

13 Bietak/Hein 1994, 20; Hayes 1955.

14 Helck 1962, 80; Schneider 1998, 257.

15 Newberry 1893, Taf. XXI; in Konfliktsituationen: ders. Taf. XVI und XLVII.

hervorging. Keramikimporte aus der Levante sind seit der 12. Dynastie im Delta (Ezbet Rushdi) in größerer Anzahl belegt, aber auch an anderen Fundorten Ägyptens nicht selten.¹⁶

Im Verlauf der 12. und v.a. 13. Dynastie bestehen enge Beziehungen Ägyptens zu Byblos bzw. der Levante-Küste, die anhand ägyptischer Importe und ägyptischer Einflüsse auf einheimische Kunst, insbesondere Glyptik, nachweisbar sind.¹⁷ Sogar ägyptisierender Goldschmuck ist in der Levante nachgewiesen: Aus einem Grab eines hohen Würdenträgers aus Byblos stammt beispielsweise ein Halskragen aus Goldblech mit Falkenköpfen. Diese Art von Totenschmuck erinnert sehr an jenen der ägyptischen Elitegräber.¹⁸

Ägypten während der Hyksoszeit

In der Hyksoszeit ist im östlichen Delta, in Awaris und Umgebung, bis nach Mittelägypten, mit einer großen Anzahl von Immigranten aus Syrien oder Palästina zu rechnen. Archäologische Ausgrabungen bestätigen Unterschiede in der materiellen Kultur wie auch in der Architektur und Bestattungssitten.¹⁹

Das von den Hyksos dominierte Oberägypten ist von den wichtigen Handelsrouten nach Osten und Süden abgeschnitten.²⁰ Die Hyksos dagegen beziehen im Fernhandel Prestigegüter. Besonders Tell el Ajjul gilt als wichtiger Handelspartner von Awaris.²¹ Vermutlich wurde der Handel auf dem Seeweg über den pelusischen Nilarm organisiert, wie auch die Kamossestele später von 300 Schiffen berichtet, die mit Handelswaren wie Gold, Silber, Lapislazuli, Beilen bzw. Äxten aus Bronze, besonderen Ölen, Weihrauch und Edelhölzern, beladen waren.²² Nach der Eroberung der Hyksos-Residenz durch das ober-ägyptische Fürstentum wurde diese von den Ägyptern weitergenutzt, an die Stelle der Rückeroberung trat eine neue Offensive der Expansion. Damit wurden die begehrten Handelswaren aus Süden und Osten wieder für Ägypten zugänglich.

16 Marcus 2007, 161.

17 Bietak/Hein 1994, 22; ausführlich zur Glyptik: Eder 1995, wobei er eine ägyptische Beeinflussung schon für altsyrische Siegel und Abrollungen belegt (loc. cit 41 ff.). Die ägyptische Einflussnahme auch auf den Motivschatz in Nordsyrien endet mit der Machtübernahme der Hethiter (loc. cit 49); für die Hyksoszeit sind Einzelfunde in der Levante belegt; insgesamt zeichnet sich ein Höhepunkt des Einflusses auf den Motivschatz während der 12. und 13. Dynastie ab, der sich mit den Belegen für Handelstätigkeiten, Expeditionen und Dominanz Ägyptens auf die Levante auch durch andere Quellen ausdrückt, wie die Erwähnung entsprechender Orts- und Personennamen auf Ächtungstexten, Annaleninschriften und biografischen Texten sowie Grabmalereien, die auf militärische Auseinandersetzungen hinweisen; Eder 1995, insbes. 170 ff., 194–195.

18 Abb. z.B. Bietak/Hein 1994, Nr. 65; zusammenfassend zu den Beziehungen Ägyptens in den östlichen Mittelmeerraum während des Mittleren Reiches siehe auch Eder 1995, 173–194.

19 Redford 1992, 114–115; Bietak/Hein 1994, 22; allgemeiner zur Erfassung fremder Bevölkerung in Ägypten: Sparks 2004, 25–54.

20 Zur Chronologie von Warentransfer im Verlauf der 2. Zwischenzeit vgl. Ryholt 1997.

21 Bietak/Hein 1994, 22.

22 Auszug aus dem Text der Kamossestele: „... Ich habe keine Planke der hundertten Schiffe aus frischem Zedernholz übrig gelassen, die voll Gold, Lapislazuli, Silber, Türkis und zahlloser bronzener Streitäxte waren, darüber hinaus voll von Ben-Öl, Weihrauch, Fett, Honig, Itern-, Sesenedjem- und Sepni-Holz – allen ihren edlen Hölzern und allen guten Produkten von Retenu ...“: Bietak/Hein 1994, 273–275; Habachi 1956, 200–201; Habachi 1972.

Deutlich minoische Einflüsse werden für Prunkwaffen, insbesondere Dolche, postuliert, die mit der Hyksoszeit bzw. den Fürsten der thebanischen 17. Dynastie assoziiert werden,²³ wie z. B. der Dolch des Ahmose bzw. Ahhotep und der Dolch des Apophis. Sie zeichnen sich durch kunstvolle Verzierungen aus verschiedenen Metallen bzw. Legierungen mit Motiv-Einlagen aus (Tauschierung) aus, die sich auf einem kontrastreich patinierten, dunklen Hintergrund abheben (Niellotechnik).²⁴ Die Motive der Mittelrippe des Ahmose-Dolches beispielsweise finden Entsprechungen in Dolchen aus den Schachtgräbern von Mykene.²⁵ Die Technik selbst, Motive durch Einlagen und Patinierung des Hintergrundes aus unterschiedlichen Metallen oder deren Legierungen zu gestalten, ist jedoch in Ägypten schon in der 12. Dynastie an Bronzefigurinen belegt.²⁶

Die Fresken im Palast der späteren Phase des Palastes von Tell el Dab'a²⁷ sowie die Schmuck- und Waffenfunde, die stilistisch unter minoischem Einfluss stehen, legen zwar deutliche Kontakte zur Ägäis nahe, doch lassen sie sich als direkten Kontakt in Ägypten selbst nicht belegen: es fehlen zeitgenössische Keramikimporte in den entsprechenden Schichten;²⁸ sie reichen nur bis zur frühen 13. Dynastie,²⁹ wobei die Fresken jünger datiert werden.³⁰ Die Quellen anderer Residenzen in der Levante, nämlich z. B. das Mari-Archiv, verweisen auf Importe von Kreta;³¹ Fresken im minoischen Stil finden sich auch in Ugarit, Mari sowie in Alalakh und Qatna.³²

Die Rückeroberung des Deltas und Neueinrichtung des Einflusses in der Levante ermöglichen einen engeren Kontakt Ägyptens mit Kreta, der sich durch Importe in beiden

23 Bietak (1997, 59) konstatiert direkte Kontakte zwischen den Fürsten der 17. Dynastie bzw. beginnenden 18. Dynastie und der Minoischen Kultur.

24 Die dunkle, künstliche Patinierung von Kupfer- bzw. Bronzeobjekten bezeichnet auch der ägyptische Begriff *hmtj km*.

25 Die Mittelrippe zeigt einen ein Kalb verfolgenden Löwen und Heuschrecken; auch ein Prunkbeil greift Motive aus der Ägäis auf: z. B. den Greif. Abb. Kat. Kairo 1986, Nr. 121 und 122= JE 4666 (Dolch) und JE 4673 (Beil). Beides datiert inschriftlich in die Regierungszeit des Ahmose (1554–1529 v. Chr.). Zu den Herkunftsbestimmungen der Motive: Diskussion der möglichen Herkunft bzw. Kulturkreis des Herstellers Helck 1995, 47–50, mit Verweis auf Buchholz/Karageorghis 1971, 683 und Marinatos/Hirmer 1959, Taf. XXXV. Zuletzt zur Deutung des Motivs auf dem Ahmosedolch: Malek 1997, 207–219.

26 Wilde 2003, 84; s. auch loc. cit. Taf. 17–18.

27 Bietak 1995, 23ff.; Morgan 1995, 31ff.; Weinstein 1995, 84ff.

28 Morgan 1995, 44; Marcus 2007, 163–164. Zum Import minoischer Ware grundlegend: Kemp/Merrillees 1980.

29 Schon Helck (1995, 69; 76) stellt fest, dass an Funden der 2. Zwischenzeit ein starker kretischer Einfluss auf Ägypten im stilistischen Bereich feststellbar ist, den er als Folge von Handelskontakten ansieht, aber keinen deutlichen Hinweis auf einen ägyptisch-kretischen Handel dieser Zeit gibt. Kamares-Ware bzw. minoische Keramik ist aus der 13. Dynastie in Tell el Dab'a nachgewiesen, das zu jener Zeit noch königliche Domäne der ägyptischen Könige war. Ikonografische Darstellungen von Kretern, generell von Szenen zum Fernhandel, sind erst seit der frühen 18. Dynastie bzw. seit Thutmosis III. nachgewiesen.

30 In die Hyksoszeit bis in die frühe 18. Dynastie: Bietak (1995, 23) ging von zwei Phasen aus, einer hyksoszeitlichen und einer thutmosidischen; mittlerweile präferiert er die Datierung in die frühe 18. Dynastie. Bietak et al 2001, 31, 38; 44–45.

31 Helck 1995, 88ff.

32 Bietak 2007, 269–300; Bietak 2009 24–49; v. Rüdén 2009, 177–181.

Ländern stützen lässt und die Fremdvölkerdarstellungen dieser Kultur in Grabmalereien der frühen 18. Dynastie erklärt. Auch ägyptische Importe oder andere Formen des kulturellen Austauschs³³ lassen sich während der 18. Dynastie in die Levante³⁴ und auch in Bezug auf die Ägäis³⁵ nachweisen.

Weitere Beispiele für Formen der Kommunikation und Mobilität von Personengruppen im 2. vorchristlichen Jahrtausend

Mobilität im Sinne eines regelmäßigen, länger andauernden, gegebenenfalls ständigen Aufenthaltes in fremdem Gebiet infolge von Migration und Fernhandel, lassen sich in der Hyksoszeit belegen. Nach deren Ende gewinnen Feldzüge und damit verbundene Deportationen sowie Tribute der dominierten Territorien in Ägypten an Bedeutung. Abgesehen von mit dem Militär und Konflikten verbundenen Formen des Austauschs beziehen sich Fremdkontakte nach der Hyksoszeit vorrangig auf Handelstätigkeiten, die sich neben archäologischen Funden von Importen und deren ikonographischer Wiedergabe, auch durch Wrackfunde von Handelsschiffen im östlichen Mittelmeer belegen lassen.³⁶ Besondere Formen des Warentransfers und gelegentlich auch Personalentsendung erschließen sich aus diplomatischer Korrespondenz. Deportationen und Zwangsumsiedlung fremder Bevölkerungsgruppen nach Feldzügen erscheinen im Alten Orient als übliche Praxis.

Im Folgenden werden Beispiele für diese Formen der Fremdkontakte, die allesamt im 2. Jt. v. Chr. belegt sind und damit eventuell verbundener Mobilität kurz vorgestellt und mit der Stellung von Spezialhandwerkern in der Palastwirtschaft des Alten Orients in Beziehung gesetzt.

1) Handel: Für das Neue Reich ist privater Besitz an Booten, die in den Fernhandel eingebunden waren, schriftlich³⁷ sowie anhand ikonographischer Quellen³⁸ belegt. Hochrangige Würdenträger beschäftigten Händler als Teil ihres Haushaltes.³⁹ Den Aufenthalt ausländischer Kaufleute in Ägypten belegen ferner die Amarna-Briefe⁴⁰ und einige Bildquellen.⁴¹

33 Z.B. Verehrung ägyptischer Götter wie Hathor in Syrien-Palästina, in Ägypten dagegen Übernahme des Baal; anthropoide Särge in Palästina (Bsp: Kat. Wien 1998, 63–65, Kat. 85–89).

34 Z.B. Kat. Wien 1998, 58–59; 65–68; Kat. 76, 78, 90–104.

35 Cline 1995, 91–115.

36 Z.B. das Wrack von Uluburun: Bass 1967; ders. 1986; Yalçın et al. 2005.

37 Castle 1992, 249ff, mit Verweis auf pAnastasi IV. 3, 10f.

38 Z.B. aus dem Grab des Kenamun: de Garis Davies/Faulkner 1947, 40ff.; zum ‚privaten‘ Fernhandel siehe auch Kemp 1989, 247–248.

39 Eyre 1987, 200.

40 Helck 1962, 476.

41 de Garis Davies/Faulkner 1947, Taf. 8.

2) Handwerker und Personal mit ‚Migrationshintergrund‘ konnten auch unabhängig von Deportationen in Ägypten tätig sein, da ja schon seit der 12. Dynastie Immigranten aus der Levante nachweisbar sind und schon längere Zeit in Ägypten tätig sein konnten (s.o.). Im Neuen Reich sind asiatische (Kunst-)Handwerker in verschiedenen Sparten ägyptischer Produktion tätig.⁴² Darunter ist auch von Gold- und Kupferschmieden, syrischen Winzern sowie von Handwerkern im Schiffs- und wahrscheinlich im Wagenbau die Rede. Unter Thutmosis III. ist sogar ein kanaanäischer Zeichner für den Amun-Tempel tätig.⁴³ In diesen Fällen ist es aufgrund der Quellen nicht mehr fassbar, wann und auf welche Weise gerade dieses Personal nach Ägypten kam, und es ist unmöglich, sie von Belegen deportierter Spezialisten abzugrenzen: Deportationen von ‚Spezialpersonal‘ in der Thutmosidenzeit⁴⁴ (15. Jh. v. Chr.) betreffen, soweit aus den Quellen hervorgeht, besonders *Maryannu* mitsamt deren Bewaffnung; syrische Kunsthandwerker, v.a. aber Schiffsbauer und Weberinnen sowie Gärtner; vereinzelt werden auch v.a. Syrer als Gold- und Kupferschmiede⁴⁵ genannt und Asiaten als Schatzmeister eingesetzt. Die Mehrheit deportierter Arbeitskräfte dürfte im Wesentlichen unspezialisiertes Hilfspersonal umfasst haben und steht somit einer vergleichsweise geringen Zahl an Spezialisten gegenüber, die für einen hier thematisierten Technologie- bzw. Wissenstransfer überhaupt in Frage kommen. Ägypter ihrerseits werden im 1. Jt. v. Chr. durch Assyrier und Perser deportiert.⁴⁶ Auch die Texte des 3. Jts. v. Chr. bis zur neoassyrischen Zeit aus dem Vorderen Orient belegen Massendeportationen von meist unspezialisierten Arbeitskräften; nur gelegentlich wird auf spezialisierte Handwerker, auch hier im Zuge von Eroberungen, Bezug genommen.⁴⁷

3) Diplomatische Korrespondenz enthält Informationen über den Warentransfer bzw. Gabentausch; in diesem Zusammenhang werden gewünschte Gaben bezeichnet und sogar Kaufleute namentlich genannt.⁴⁸ Im Rahmen des diplomatischen „Gabentauschs“ wurden auch Personen mit Spezialwissen angefordert, innerhalb der Königshöfe versendet und „ausgeliehen“. ⁴⁹ Besonders Ärzte aus Ägypten sowie aus Babylonien werden vom hethitischen Hof angefordert und auch entsendet.⁵⁰

42 Zu Berufen, die von Asiaten ausgeübt wurden vgl. Schneider 1998, 256 ff.

43 Redford 1992, 225.

44 Redford 1992, 225; Helck 1971, 342–44; 356–357.

45 Schneider 1998, 258, 259.

46 Helck 1995, 46.

47 Bsp: Im Lugalbanda-Epos wird die Entwendung von Edelmetall und Goldschmieden sowie Edelsteinen und Juwelieren als auch Model für den Metallguss erwähnt. Zaccagnini 1983, 257.

48 Z. B. EA 11, „Salmu, der Händler ...“, im Rahmen einer Liste von Prestigegütern, die erbeten werden: Moran 1987, 85; eine umfangreiche Liste von Prestigegütern enthält auch EA 14 (Gaben Amenophis' IV. an Burnaburiash II.), insbesondere nach Schmuckformen unterschiedene, z.T. näher beschriebene Fertigprodukte aus Gold sowie Wagenteile und Beschläge, Gegenstände bzw. Gefäße aus Elfenbein sowie Textilien, die in ihrer Gesamtheit das Spezialhandwerk jener Zeit repräsentiert haben dürften. Moran 1987, 93–104.

49 Zaccagnini 1983, 250 ff.

50 Zaccagnini 1983, 252–253; Edel 1976, 31 ff. (beziehen sich auch auf Arzneien, nicht nur auf die tatsächliche Entsendung von Ärzten; Brief 127/r, Brief NBC 3934 (ders., 45–46) und KUB III 67 (ders. 46–47) beziehen sich

Eine internationale Mobilität von Personal, auch Fachpersonal, ist damit für die 2. Hälfte des 2. Jts. v. Chr. impliziert, aber nur unter besonderen Rahmenbedingungen und in geringem Maße anzunehmen. Der Warentransfer im Rahmen von Diplomatie und Tributen bezog sich in erster Linie auf Roh- und Fertigprodukte.

Freie Wanderhandwerker lassen sich für die hier untersuchte Zeit und Gesellschaftsform nicht nachweisen und sind in palastwirtschaftlichen Gesellschaften auch nicht anzunehmen.⁵¹ Der Status von angeforderten Spezialisten, die im Rahmen des diplomatischen Austauschs in die eine oder andere Richtung entsendet werden, ist damit in keiner Weise vergleichbar, sondern eine Form von Mobilität und Wissenstransfer im speziellen Einzelfall und nur für einen geringen, ausgewählten Teil der Handwerkerschaft zutreffend:⁵² Spezialisiertes Personal im Alten Orient war rar, vergleichsweise hoch angesehen und direkt für den Auftraggeber, meist in Palast- oder Tempelwerkstätten, tätig.⁵³

Alle hier vorgestellten Quellen scheinen durchaus für eine starke Kommunikation, für Wissens- und Ideenaustausch, vielleicht sogar Technologietransfer zwischen Ägypten und dem Zweistromland um die Mitte des 15. Jh. v. Chr. bis in die Ramessidenzeit zu sprechen: Nach den Feldzügen Thutmosis' III. befand sich Ägypten auf dem Höhepunkt seiner territorialen Ausbreitung und verfügte infolge der Tribute nach den Feldzügen über beträchtliche ökonomische und personelle Mittel.

Technologische Innovationen im 2. Jahrtausend v. Chr.

Aufgrund der Annahme, dass die Einführung technologischer Neuerungen in hohem Maße durch Fremdeinflüsse, wie sie für die fragliche Zeit in unterschiedlichen Quellen belegt werden kann, stimuliert wurde, wird eine Gegenüberstellung ägyptischer Funde hinsichtlich der Verarbeitung und Verbreitung entsprechender Materialien im Verhältnis zu den Nachbarkulturen des Vorderen Orients anhand ausgewählter Objektgattungen typischer Innovationen des 2. vorchristlichen Jahrtausends vorgestellt. Auf diese Weise lassen sich chronologische und technologische Parallelen oder Unterschiede feststellen, die Aufschluss über den Innovationsverlauf und die mögliche Herkunft der Innovation versprechen.

auf tatsächliche Personalentsendung aus Ägypten. Generalisierend zur Korrespondenz mit dem hethitischen Hof s. auch Klengel 2002, 94–107.

51 Helck 1995, 185–186; die Verfasserin schließt sich dieser Sichtweise an, die Wanderhandwerker aufgrund der Sozialstruktur der hier behandelten Kulturen ausschließt. Zaccagnini schließt die Annahme freier, mobiler Handwerker und v.a. ihr Zusammenhang mit der Verbreitung von grundlegenden Technologien für die gesamte vorklassische Antike aus.

52 Beispiele: Ärzte, Architekten, Schreiber; ihre Entsendung ist nach Zaccagnini (1983, 252) eine Form des diplomatischen Gabentauschs, wobei die Spezialisten nur ‚geliehen‘ werden. Edel (1976, 49) zieht dagegen die dauerhafte Anwesenheit ägyptischer Ärzte am hethitischen Hof in Betracht.

53 Ägypten betreffend: Eyre 1987, 167–222; Kemp 1989, 69; zum Alten Orient: Zaccagnini 1983, 247–249.

Um die Herstellungsart bzw. die Art der Verarbeitung und damit die technische Entwicklung historisch verfolgen zu können, muss zunächst auf eindeutig datiertes Material aus Fundzusammenhängen zurückgegriffen werden, dessen Niederlegung sich eng eingrenzen lässt oder mit königlichen Inschriften versehen ist: Grabbeigaben der Oberschicht oder Funde aus Residenzen bzw. Palastbauten.⁵⁴ Die vergleichende Analyse der Funde, die sich auf Beobachtungen zur Form, Verzierung, Machart und Verbreitung der Objekte nach publizierten Materialvorlagen bezieht, erlaubt Rückschlüsse auf Ähnlichkeiten oder Unterschiede in der angewandten Technik oder auch Formgebung und Verzierung.⁵⁵ Die Schriftquellen wie Berichte über Feldzüge, Ansiedlung von Fremden oder diplomatische Korrespondenz der zu untersuchenden Kulturen ergeben den historischen Rahmen, innerhalb dessen sich diese Entwicklungen abspielten, und tragen zur Klärung des Zeitpunkts, Begründung und Weg der Innovationen bei.

Im folgenden Abschnitt werden Beispiele von Technologien vorgestellt, die sich im Zusammenhang von Fremdkontakten belegen lassen. Dabei werden Techniken, die eine Assoziation mit der Hyksoszeit nahelegen, von solchen, die eine davon unabhängige Entwicklung zeigen, abgegrenzt.

Mit der Hyksoszeit verbundene Innovationen

Entgegen der Erwartungshaltung hat sich in meinen vorangegangenen Untersuchungen⁵⁶ herausgestellt, dass einzelne Techniken keinerlei Bezug zu zeitlich vergleichbaren Funden der Hyksoszeit bzw. aus den Fundorten vorderasiatisch geprägter Siedlungen und Bestattungen des 17.–16. Jh. v. Chr. haben. Dafür ließ sich aber näher bestimmen, welche Techniken tatsächlich während der Hyksoszeit weiterentwickelt wurden.

1.) Töpferei: Die typische Keramik, die mit den Hyksos verbunden wird, ist die sog. Tell el Jahudiyeh-Ware. Diese in Unterägypten, v.a. im östlichen Delta sowie in Palästina und syrischem Küstenland gefundene Ware⁵⁷ gilt zunächst als Import, wird aber auch bald in Ägypten selbst hergestellt. Die schnellrotierende Töpferscheibe, deren Einführung mit der Hyksoszeit verbunden wird,⁵⁸ verändert nachhaltig das Keramikspektrum.⁵⁹

54 Grabfunde aus dem Tal der Könige, aus Residenzen wie Theben, Malqata und Amarna wurden schon in den vorangegangenen Studien (Wilde 2003) mit solchen aus Siedlungsbefunden im östlichen Nildelta, den Tempel- und Residenzbauten der Levante, des oberen Euphrats und des Zweistromlandes wie Alalakh, Nuzi, Assur und Tell Rimah verglichen sowie mit Grabfunden aus den Gräften von Assur.

55 Die Verzierung und Formgebung werden eher untergeordnet betrachtet, sie können auf Kontakte hindeuten und auf Fremdeinflüsse, aber nicht zwingend auf Technologietransfer.

56 Wilde 2003; Wilde 2011.

57 Beispiele: Kat. Wien 1998, 46–48 (Kat. 56–60). Zur Verbreitung der Tell el Jahudiyeh-Ware: Bietak 1997, 91 ff.

58 Bietak/Hein 1994, 55.

59 Arnold 1976, 1–34; 1981; Arnold/Bourriau 1993; Aston 2003, 135–162; zuletzt Seiler 2005, die die Änderung des Spektrums vorrangig auf die Änderung lokaler Totenkultpraxis zurückführt: loc. cit 161 ff. Zur Änderung des Keramikspektrums während der 2. Zwischenzeit s. Bourriau 1997 sowie Seiler 2005, 132 ff., wobei ihre Gliederung vorrangig aufgrund des Stils basiert und weniger auf technologischen Entwicklungen. Der „neue Stil“ entwickelt sich demzufolge zum Ende der 17. Dynastie in Oberägypten und dauert bis in die Mitte der 18. Dynastie

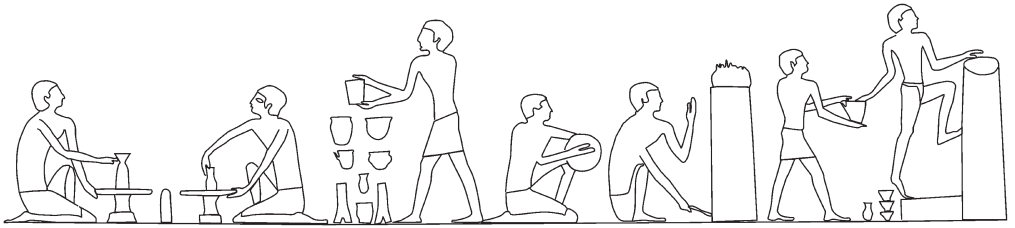


Abb. 1 | Töpferei Mittleres Reich: Zeichnung nach einer Grabmalerei in Beni Hassan (nach P.E. Newberry 1893 I, Taf. XI).

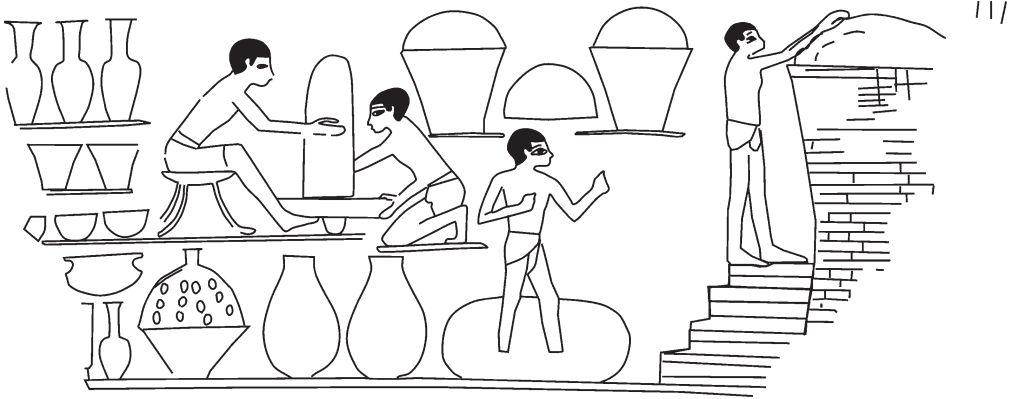


Abb. 2 | Töpferei Neues Reich: Zeichnung nach einer Grabmalerei der 18. Dynastie, Theben (nach N. de. G. Davies 1930, Taf. LIX).

Auch in der Töpferei Oberägyptens werden während der 2. Zwischenzeit Veränderungen auch an einheimischer Ware spürbar. Technologische Innovationen sind anhand der charakteristischen Merkmale am Boden der Gefäße, die auf die Verwendung der schnellrotierenden Töpferscheibe hinweisen,⁶⁰ feststellbar.

Der früheste ikonografische Beleg für den Gebrauch einer neuen Töpferscheibe, die sich in der Konstruktion und Handhabe von jenen des Mittleren Reiches unterscheidet (Abb. 1),⁶¹ ist die Darstellung einer Töpferei in einer Grabmalerei der frühen 18. Dynastie (Abb. 2).

(loc. cit 60); der Annahme, die Änderung des Spektrums im Zusammenhang mit der schnellrotierenden Töpferscheibe zu verbinden, widersprechen die Ergebnisse A. Seilers nicht, da die Einführung des neuen ‚Stils‘ und die Verwendung der neuen Töpferscheibe zeitlich zusammenfallen, nämlich gegen Ende der 2. Zwischenzeit: loc. cit 155.

60 Arnold 1976, 30 ff.; Seiler 2005, 155.

61 Beschreibung der dort dargestellten Töpferscheibe bei Arnold 1976, 27–28.

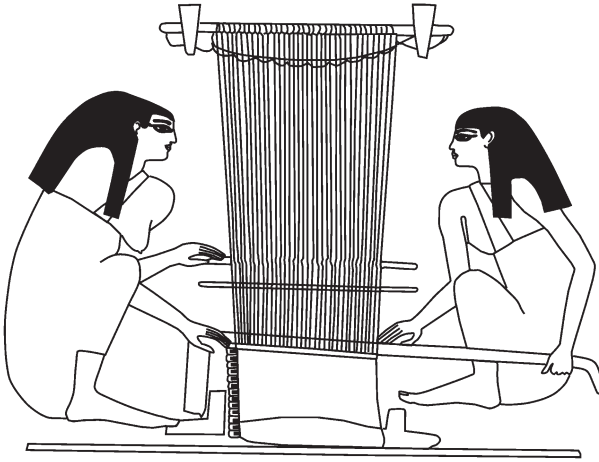


Abb. 3 | Webstuhl des Mittleren Reiches, Zeichnung nach einer Grabmalerei in Beni Hassan (nach Vogelsang-Eastwood 1995, 28, Abb. 40).

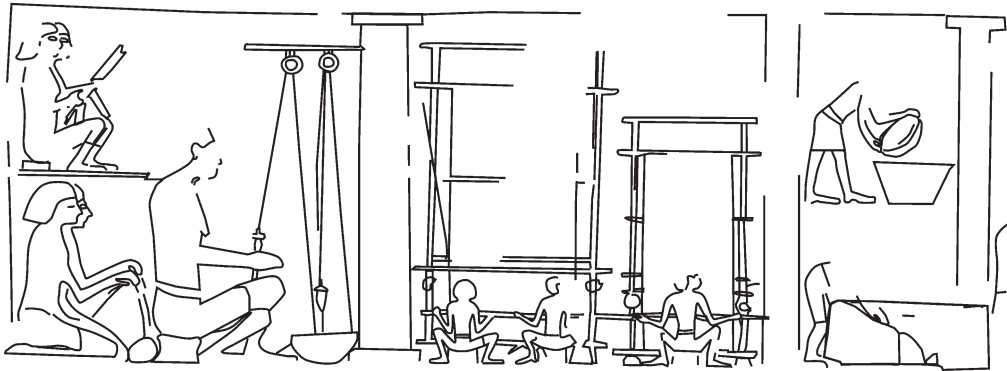


Abb. 4 | Weberei des Neuen Reiches, nach einer Grabmalerei in Theben (nach G. Vogelsang-Eastwood 1995, 14, Abb. 11).

2.) Weberei: Die Einführung des vertikalen Webstuhls mit Webgewichten gilt als eine der technologischen Neuerungen zu Beginn des Neuen Reiches.⁶² Zuvor war ein sehr einfacher, flach auf den Boden gepflockter ‚Webrahmen‘ üblich (Abb. 3), wie er im Neolithikum schon nachgewiesen ist. Der vertikale Webstuhl tritt im Fundgut asiatisch geprägter Siedlungen, v.a. im Nildelta,⁶³ auf und verbreitet sich von dort nach Ägypten.

Aufgrund der bildlichen Darstellungen wird deutlich, dass im Neuen Reich vorwiegend Männer die neue Form der Webstühle bedienten (Abb. 4) und hier eine Änderung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in diesem Zusammenhang zu beobachten ist bzw.

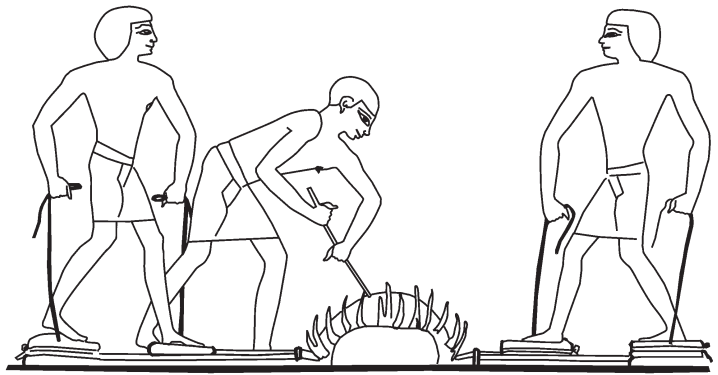
⁶² Barber 1991, 83ff.; 91; 114–115; 156.

⁶³ Z.B. Tell el Maskhuta: Holladay 1997, 251, Abb. C.

Abb. 5 | Metallschmelze im Alten Reich. Zeichnung nach einer Darstellung im Grab des Ti (Epron/Wild 1966, Taf. CLXXIII).



Abb. 6 | Metallschmelze im Neuen Reich: Zeichnung nach einer Darstellung im Grab des Rehmire (nach N. de G. Davies 1943, Taf. LII).



eine Änderung des Personaleinsatzes nahelegt. Für die gesellschaftliche Bedeutung dieser Änderung ist noch eine Antwort zu finden, und sie belegt einmal mehr, dass technologische Innovationen mit sozialen Innovationen verbunden sind.

Den Anteil fremder Impulse auf die Weiterentwicklung der Weberei und der Töpferei deutlicher zu benennen, ist künftiger Forschungsgegenstand der Verfasserin. Es ist zu erwarten, dass diesbezüglich zu einem späteren Zeitpunkt ausführlichere Aussagen getroffen werden können.

3.) Metallurgie: Nach einer Zunahme von Zinnbronzen im Spektrum der Metallgeräte seit der 17. Dynastie lässt sich die allgemeine Durchsetzung der Zinnbronze für Gebrauchsgegenstände wie Werkzeuge und Waffen zu Beginn des Neuen Reiches nachweisen.⁶⁴ Diese Innovation wird unterstützt oder hervorgerufen durch Änderungen in der Vorgehensweise der Metallschmelze: Über die Levante verbreiten sich sogenannte Geblä-

⁶⁴ Wilde 2003, 97.

setöpfe, die im Zweistromland schon in der mittelbabylonischen Zeit belegt sind,⁶⁵ spätestens zu Beginn der 18. Dynastie bis nach Ägypten. Nach Ausweis der ikonographischen Belege wurde noch im Mittleren Reich, in der 1. Hälfte des 2. Jts. v. Chr., die Metallschmelze mit Blasrohr und Tiegel direkt im offenen Herdfeuer erhitzt, wie im Alten Reich (Abb. 5).

Die Gebläsetöpfe (Abb. 6) ermöglichen eine konstantere Sauerstoffzufuhr und damit höhere sowie kontinuierlich haltbare Temperaturen. Zusätzlich werden Gussverfahren verfeinert und erleichtert, wie mittels Klappgussformen und der Anwendung des Wachsausschmelzverfahrens.⁶⁶

Die Verbindung dieser Innovationen mit der Hyksoszeit basiert auf Siedlungsfunden im östlichen Nildelta der fraglichen Zeit, die solche mechanischen Gebläsevorrichtungen erbrachten.⁶⁷ Die allgemeine Verbreitung der Zinnbronze ist für den gesamten Alten Orient und ostmediterranen Raum in der Mitte des 15. Jh. v. Chr. nachweisbar,⁶⁸ auch wenn ältere Funde von Zinnbronzen nachgewiesen sind. Doch die grundsätzliche Ablösung der unterschiedlichen Kupferlegierungen bewirkte auch eine regelmäßige Nachfrage nach den Ausgangsstoffen Kupfer und Zinn, das nur begrenzt in der Alten Welt zur Verfügung steht und erklärt damit die Ausdehnung des Fernhandels ab der Mitte des 2. Jts. v. Chr. Folgerichtig werden allgemein verbreitete Handelsformen für die einzelnen Metallsorten verwendet. Die sog. Ochsenhautbarren werden zur typischen Handelsform für Kupfer der damaligen Zeit und lassen sich von der Ägäis bis ins Zweistromland und Ägypten nachweisen.⁶⁹

4.) Ferner werden mit der Hyksoszeit auch neue Waffentypen wie Bronzepfeilspitzen und Reflexbogen, Sichelschwert sowie der vom Pferd gezogene Streitwagen verbunden.⁷⁰ Insbesondere der Einsatz von Streitwagen, Reflexbogen und Panzerung ist für das Ende der Hyksoszeit bzw. zu Beginn der 18. Dynastie belegbar.⁷¹ Die militärischen Innovationen

65 Müller-Karpe 1994, 104; zur Kupfermetallurgie im Alten Orient siehe auch RIA 8, 96–146 (Metalle); Moorey 1994, S. 242ff.

66 Garenne-Marot 1985, 93; Wilde 2003, 95, 98ff.; 139ff.

67 Z. B. aus Tell el Maskhuta. Holladay 1997, 194.

68 Wilde 2003, 140.

69 Gale 1989, 248; Ergänzung Bartelheim/Pernicka 2009, 268: Die Verbreitungskarte schließt den Fund eines Fragmentes, das möglicherweise zu einem solchen Kupferbarren gehörte, aus Süddeutschland mit ein.

70 Shaw 2001, 58; Bietak/Hein (1994, 49) weisen in Tell el Dab'a Knochenfunde einzelner Pferde ab der 13. Dynastie zu. Zuletzt zu Pferde- und Maultierskeletten: von den Driesch/Peters 2001, 3010–310. Als ältester Fund eines Pferdeskelettes in Ägypten gilt bislang das sog. Buhen-Pferd, dessen Datierung bzw. Stratigraphie umstritten bleibt, aber nach neuerer Revision (Rawling/Clutton-Brock 2009) keinen Anlass zur Datierung in das Neue Reich ergibt: Die ältesten inschriftlichen Erwähnungen sind auf der Kamosestele für beide Seiten nachgewiesen, was eine zeitlich parallele Adaption der neuen Technik sowohl von den Hyksos als auch von den Ägyptern nicht ausschließt. Vgl. Shaw 2001, 65; Wilde 2003, 113–114; 138; Rawling/Clutton-Brock 2009, 73–77.

71 Shaw (2001, 68–69) sieht die Adaption neuer Waffentypen wie Streitwagen und mit ihm verbundene Fernwaffen bzw. Panzerung nicht im direkten Zusammenhang des Austauschs mit den Hyksos, sondern als Resultat am Ende der Hyksoszeit. Vorher war Oberägypten von den Handelsrouten abgeschnitten, die die Einfuhr wichtiger Rohstoffe, wie für den Wagenbau oder Pferde, ermöglicht hätten. Somit erweisen sich die Hyksos hier eher als Hindernis technologischer bzw. militärischer Innovationen.

lassen sich mit Änderungen in der Kriegsführung erklären, wurden aber sicherlich auch durch den Fortschritt in der Metallurgie begünstigt (s.o.).

Von der Hyksoszeit unabhängige technologische Änderungen

Als Beispiele für technologische Neuerungen prestigeträchtigen Spezialhandwerks des 2. vorchristlichen Jahrtausends will ich nun zwei für diese Zeit charakteristische Spezialtechniken vorstellen.

1.) Innovationen in der Goldschmiedetechnik: Schon in der 1. Hälfte des 2. Jts. v. Chr. sind Weiterentwicklungen in der Metallverarbeitung im gesamten Vorderen Orient zu erkennen, die sich indirekt auf die Verarbeitung des Goldes auswirkten und z. B. zugunsten feiner und aufwändiger Lötarbeiten umgesetzt wurden. Zwei neue und damit verbundene Verzierungsstechniken sind die Cloisonnée- und die Granulationstechnik. Beide sind in Ägypten im 18. Jh. v. Chr. voll ausgebildet.⁷²

Die Cloisonnée-Technik ist schon seit dem 19. Jh. v. Chr. in Ägypten in ausgereifter Form nachweisbar (ab Amenemhêt II.). Sehr kleinteilige, schuppenartige Einlagen sind ab Sesostri II. als Wiedergabe von Gefieder oder Lotosblüten an Pektoralen (Abb. 7) oder Muschelanhängern (Abb. 8) typisch. Zuweilen wurden muschelförmige Anhänger mit beiden Spezialtechniken, Cloisonné⁷³ und Granulationsmuster⁷⁴ (zu Granulation s.u.) verziert. Direkt vergleichbare, ältere Funde aus der Levante oder dem Zweistromland sind nicht belegt; ein Muschelanhänger mit aus Cloisonnée und Granulation gestaltetem ägyptisierenden Motiv⁷⁵ zeigt m.E. eher eine Anlehnung an ägyptische Vorbilder. Weitere typische, mehrteilige Einlagen, die zeitlich anschließen, sind aus Oberägypten der 2. Zwischenzeit (17. Dynastie, 1650–1550 v. Chr.) an Grabfunden der thebanischen Oberschicht belegt.⁷⁶ Einen Vergleich bildet der Fund einer Schmuckrosette mit ähnlicher Anordnung der Einlagen aus der als Königsgruft bezeichneten Mehrfachbestattung von Qatna.⁷⁷ Nicht nur eine formal sehr ähnliche Verzierung, sondern auch die Materialverwendung und die Farben der Einlagen entsprechen der typischen Zusammensetzung ägyptischer Schmuckfunde der Elite: Karneol, Lapislazuli und Türkis bzw. Glas.

Auch die als Granulation bezeichnete plastische Verzierung aus in Ornamenten aufgelöteten Goldkügelchen ist eine in ihrer ausgereiften Form seit dem 18. Jh. v. Chr. im gesamten Vorderen Orient, dem ostmediterranen Raum und Ägypten verbreitete Technik.⁷⁸ Dolche aus Ur und auch Beispiele von Schmuckfunden aus Anatolien des 3. Jts. v. Chr. gel-

⁷² Wilde 2011, 159.

⁷³ Z.B. Kat. Wien 2002, 62, Kat. 49 (Sesostri III.; um 1872–1852 v. Chr., v. Beckerath 1997, 189).

⁷⁴ Z.B. Kat. Wien 2002, 70, Kat. 65. (Sesostri II.; um 1882–1872 v. Chr., v. Beckerath 1997, 189).

⁷⁵ Müller/Thiem 1998, Nr. 239 (Nationalmuseum Beirut).

⁷⁶ Kat. Hildesheim 1987, Kat.-Nr. 1; weitere Bsp. an Schmuckfunden der Ahhotep (Kettenglieder eines Halschmucks; Armband): Müller/Thiem 1998, Nr. 248; 250–252. Kairo CG 52793, CG 52688; CG 52793.

⁷⁷ Kat. Stuttgart 2009, 229.

⁷⁸ Lilyquist 1993, 29–94; Politis 2001, 161–194.



Abb. 7 | Pektoral mit Namen Amenemhêt III. Grab der Mereret, Mittleres Reich, 12. Dynastie, um 1810 v. Chr. Kairo, CG 52003 (JE 30878) (Bildrechte: E.Thiem, Lotos-Film).



Abb. 8 | Muschelanhänger mit Cloisonnéverzierung. Grab der Mereret, 12. Dynastie, Zeit Seostis' III., um 1810 v. Chr. Kairo CG 53070 (JE 30877) (Bildrechte: E.Thiem, Lotos-Film).

ten als Vorläufer der Granulationstechnik. Es handelte sich dabei um ein Muster mit plastischer Wirkung aus Gold, das zunächst mit mechanischen Arbeitstechniken umgesetzt wurde.⁷⁹ In Ägypten sind keine vergleichbaren Vorläufer der Granulationstechnik bekannt, was grundsätzlich sehr für eine Entlehnung aus dem vorderasiatischen Bereich spricht. Die in Ägypten erstmals anhand der Schmuckbeigaben der Chnumet nachgewiesene Granulationstechnik ist, unter Voraussetzung der Datierung dieses Konvolutes in die Zeit Amenemhêts II., seit dem 19. Jh. v. Chr. in Ägypten belegt, d.h. zur gleichen Zeit wie die ältesten Funde von Cloisonnée. Typisch für Objekte mit Granulationsverzierung in Ägypten sind die sogenannten Stabamulette (z.B. Abb. 9), die schwerpunktmäßig von der 12. Dynastie bis zur 2. Zwischenzeit belegt sind (ca. 18.–15. Jh. v. Chr.).⁸⁰ Aufgrund der Verarbeitung, des Stils und der Motivwahl favorisiert C. Lilyquist den ostmediterranen, kretisch-anatolischen Raum als Herstellungsort für den Schmuck der Chnumet,⁸¹ während sie Schmuckfunde der Ahhotep mit Granulation als kanaanäische Arbeit bezeichnet.⁸² Somit erreichte dieser Anstoß die ägyptischen Goldschmiede noch vor der Hyksoszeit. Ohringe aus Goldblech, aber mit aufwändiger Granulationsverzierung fand man auch in den hyksoszeitlichen Grabfunden Unterägyptens;⁸³ diese haben stilistische Parallelen in der Levante.⁸⁴ In der 2. Hälfte des 2. Jts. v. Chr. herrscht im gesamten Vorderen Orient die Anordnung in Rauten oder Dreiecken vor. Sie finden sich im Zusammenhang von Grabfunden der Oberschicht bzw. Tempeldepots. Seit der Mitte des 2. Jts. v. Chr. wird die Anordnung der Kügelchen in dreieckigen oder rautenförmigen Mustern bevorzugt (vgl. Abb 10).

Nach bisherigen zusammenfassenden Betrachtungen tritt die ‚echte Granulation‘ abgesehen von vereinzelten Hinweisen auch im Vorderen Orient nicht wesentlich vor 1750 v. Chr. auf.⁸⁵ Die für diese Zeit in Ägypten so typischen, mit Granulation verzierten Stabamulette und Muschelanhänger (Abb. 8–9) finden im Vorderen Orient keine älteren Vergleichsfunde.⁸⁶ Dies spricht gegen eine direkte Adaption solcher Techniken in Verbindung mit Fremdformen aus dem vorderorientalischen Raum, aber für eine Inspiration durch Fremdkontakte, die auf einheimisches Gut übertragen wird. Die Art der Aufbringung oder Anordnung der Kügelchen könnte Aufschluss über den Ursprung des Werkstückes oder den Ausgangspunkt der Verbreitung geben, dem die Verfasserin in weiteren Studien nachgehen wird. Die Cloisonnée-Technik hingegen deutet auf einen Impuls aus Ägypten hin, wo sich auch einzelne Entwicklungsstadien dieser Technik gut an ägyptischen Funden belegen lassen.⁸⁷

79 Politis 2001, 162–163.

80 Lilyquist 1993, 38.

81 Lilyquist 1993, 36.

82 Lilyquist 1993, 50.

83 Kat. Wien 1994, 239, Kat. 298; Kat. Wien 2002, Kat. 93, Abb. auf S. 91.

84 Beispiele: Lilyquist 1993, 86–87, Abb. 20–21.

85 Politis 2001, 170–171.

86 Lilyquist 1993, 38.

87 Wilde 2011, 231.



Abb. 9 | Stabamulett mit Granulationsverzierung. Grab der Mereret, 12. Dynastie, Zeit Seostris' III., um 1810 v. Chr. Kairo CG 53071 (JE 30882). (Bildrechte: E.Thiem, Lotos-Film).



Abb. 10 | Dolch Tutanchamuns (Tal der Könige, KV 55, Kairo, Inv.-Nr. JE 61584).

2.) Hohlglasherstellung: Die ältesten Glasfunde in Ägypten sind in Gestalt von Einlagen, die alternativ anstelle von Türkis in Goldschmuck und Prunkwaffen der 17. Dynastie eingesetzt wurden, d.h. seit der 2. Zwischenzeit bzw. Hyksoszeit, nachweisbar. Nur gelegentlich treten einzelne Kleinfunde wie Amulette auf. Beides spielt aber im Fundgut der Hyksos im Gegensatz zu den Grabfunden der thebanischen Fürsten kaum eine Rolle.⁸⁸ Glasgefäße, die in der sogenannten Sandkerntechnik hergestellt wurden, treten im gesamten vorderorientalischen bzw. ostmediterranen Raum ab dem 15. Jh. v. Chr. auf. Die ältesten Hohlgläser Ägyptens lassen sich in die Zeit Thutmosis' III. datieren⁸⁹ (um 1480–1450 v. Chr.), sie stammen aus der Bestattung dreier Nebenfrauen:⁹⁰ in seiner Regierungszeit sind Hohlgläser belegt, die nach traditioneller Handwerkstechnik wie ein Steingefäß gearbeitet wurden (Abb. 11). Daneben stammen auch die ältesten Belege für Glasgefäße in Sandkerntechnik⁹¹ aus derselben Zeit. Beide Handwerkstechniken sind somit aufgrund von Inschriften Thutmosis' III. auf den Gläsern selbst in seine Regierungszeit (1479–1425 v. Chr.)⁹² zu datieren.

Für die Interpretation des Glases als regionale Innovation spricht, dass in Ägypten und Mesopotamien unterschiedliche Glasrezepturen verwendet wurden⁹³ und auch die ersten Hohlgläser in Ägypten sowie in Mesopotamien in einer regionalen, traditionellen Technik hergestellt wurden.⁹⁴ In Ägypten wurde das Glas kalt verarbeitet wie Stein, in Mesopotamien hingegen führte möglicherweise das Experimentieren mit Glasuren zur Innovation der Sandkerntechnik.⁹⁵ Dies verbreitete sich nun offenbar und wurde in Ägypten übernommen; die alte Methode wurde zugunsten der neuen Technologie aufgegeben. Charakteristisch für die frühen Sandkerngläser sind zonale, polychrome Fadenverzerrungen, oftmals wellen-, bald mäander- oder zickzackförmig.

Diese lassen sich wiederum unproblematisch auf ägyptisches Gestaltungsgut zurückführen; beispielsweise auf Holz- oder Keramikgefäßen, die als Grabausstattung Steingefäße imitierten.⁹⁶ Diese Herleitung führt zurück zur Behandlung des Glases wie einen Stein, in der frühen Phase seiner Verarbeitung. Entsprechend wird es als ‚künstlicher‘ Lapislazuli bzw. Türkis bezeichnet und verbindet als Materialbezeichnung möglicherweise sogar seinen Innovator mit der Bezeichnung „Türkis/Lapislazuli Thutmosis' III.“.⁹⁷ Dem entspricht die mehrheitliche Entscheidung, die Grundfarbe der Gläser blau zu färben, wie

88 Wilde 2003, 141.

89 Brill/Lilyquist 1993; Wilde 2003, 24–25; 36 ff.

90 Winlock 1948; Lilyquist 2003.

91 Zur Sandkerntechnik: Schlick-Nolte/Stern 1994, 31.

92 v. Beckerath 1997, 189.

93 Brill 1970, 105–128; Wilde 2003, 144.

94 Wilde 2003, 24–30; 36 ff.

95 Peltenburg 1992, 5–31, insbes. 19–20.

96 Beispiele: Kat. Hildesheim 1987, Nr. 267–270; vgl. ikonographische Darstellungen von Steingefäßen, z.B. aus dem Grab des Rechmire (de Garis Davies 1943, Taf. LXIV; XXXVII).

97 Wilde 2011, 9; Urk. IV, 638 ff.; Hannig 1995, 619–620.



Abb. 11 | Kosmetikgefäß aus Hohlglas nach Vorbildern aus Stein, Zeit Thutmosis III.
(Britisches Museum London, Inv.-Nr. 24391).



Abb. 12 | Flasche des Maiherperi (Tal der Könige, Zeit Amenophis' II. KV 36, Kairo Inv.-Nr. 2405).

Abb. 13 | Flasche aus Assur, Gruft 37.
Berlin, VA Inv.-Nr. 5912.



Lapislazuli oder Türkis, der in beiden Kulturkreisen hoch angesehen war. Die älteren Sandkerngefäße seit Mitte des 15. Jh. v. Chr. repräsentieren überregional vergleichbare Formen (Abb. 12 mit Abb. 13 als Vergleich).

Während die Form der Flasche in Ägypten bald aufgegeben wird und vorrangig einheimische Steingefäßformen nachgebildet werden, wird die charakteristische, zonale polychrome Wellenverzierung weitgehend beibehalten. Bis in die Ramessidenzeit treten daneben auch monochrome Gefäße oder gar flächendeckende Verzierungen auf. Westasiatische Gläser werden weiterhin vorzugsweise unter Beibehaltung der Fadenverzierung flächendeckend verziert. Die letzten deutlichen Entsprechungen lassen sich an Glas der Amarnazeit nachweisen.⁹⁸

Die Glasindustrien entwickelten sich autark nach einer Zeit weiter, die von regen diplomatischen Beziehungen geprägt war. In einzelnen Fällen lassen sich zudem durch naturwissenschaftliche Analysen Importe von Roh- oder Halbfabrikaten nachweisen: Analysen von Glasfunden belegen zwei Typen von Glasrezepten: 1. mit Kobalt gefärbtes, auf Natron basierendes Alkali aus ägyptischem Lokavorkommen und 2. mit Kupfer gefärbtes

⁹⁸ Glasscherbe mit Augendekor; Tell el Amarna. Britisches Museum London, Inv.-Nr. 6566. Abb.: Cooney 1976, Taf. III, Nr. 663, s. auch Wilde 2003, 206, Kat. I-159; Vergleich Flasche mit Augendekor, Assur; Barag 1970; s. auch Wilde 2003, 205, Kat. I-173. Berlin, VA Inv.-Nr. Ass. 3659.

Glas mit aus Pflanzenasche hergestelltem Alkali, das für mesopotamisches Glas typisch ist. Man importierte demnach zusätzlich Rohglas.

In Ägypten wurde die Herstellung von Hohlgläsern am Beginn des 1. Jts. v. Chr. vorläufig eingestellt, während im ostmediterranen Raum und im Zweistromland weiterhin Sandkerngefäße nach altem Vorbild mit polychromer Wellenverzierung hergestellt wurden.

Möglichkeiten und Grundlagen der Feststellung technologischen Wandels in diachroner und interkultureller Perspektive

Nachdem wir festgestellt haben, dass vor, während und nach der Hyksoszeit direkte Fremdkontakte als sicher belegt gelten dürfen, stellt sich die Frage nach dem tatsächlichen Einfluss der Hyksoszeit sowie der Interpretation anderer Fremdkontakte bezogen auf technologische Entwicklungen im pharaonischen Ägypten. Auch der Bedeutung bzw. Qualität der belegten Formen von Fremdkontakten in Bezug auf technologische Innovationen sowie ihre Konsequenzen für die postulierten Formen von Mobilität und damit verbundenen Wissenstransfers wird an dieser Stelle nachgegangen.

Um überhaupt Aspekte technologischen Wandels, der eine Mobilität und Wissenstransfer in bestimmten Sphären der Gesellschaft bzw. in bestimmten Zeitabschnitten impliziert, feststellen zu können, müssen zunächst methodische Voraussetzungen für einen interkulturellen Vergleich geschaffen werden, der im ersten Schritt der Betrachtung von der jeweiligen Quellenlage und fachspezifischen Kontexten, d.h. die Diskrepanz schriftlicher und materieller Hinterlassenschaften beispielsweise, weitgehend losgelöst ist. Die kulturellen bzw. gesellschaftlichen Unterschiede der Gemeinschaften, deren Objekte verglichen werden, werden auf diese Weise marginalisiert und das Fundgut selbst rückt zunächst in den Vordergrund der Betrachtung. Formale und herstellungsspezifische Vergleiche von Objektgattungen anzustellen, verspricht eine systematische Erfassung der einzelnen Phänomene und bildet die Grundlage für den Vergleich der Fundspektren untereinander. Diese Sichtweise versucht, den überlieferungsbedingten und kulturspezifischen Unterschieden der Quellen größtmögliche Rechnung zu tragen und eine interdisziplinäre, interkulturelle Basis für den Vergleich zu schaffen. Das pharaonische Ägypten, die Stadtstaaten der Levante sowie die Territorien des Zweistromlands sind zweifelsohne Hochkulturen mit zahlreichen Textquellen, doch Beschreibungen von Herstellungsprozessen oder Material, wie in den Keilschriftarchiven,⁹⁹ sind mit Ausnahme von medizinischen Texten und Salbenrezepten aus Ägypten in dieser Form nicht belegt. Dafür sind die zahlreichen ikonographischen Zeugnisse¹⁰⁰ sowie die Funde bzw. ihr Erhaltungszustand aus dem pharaonischen Ägypten reichhaltiger als in anderen Epochen oder Kulturen. Diese kulturspe-

99 Robson 2001, 39–57; Oppenheim 1970, 2–102; bezüglich der Metallverarbeitung: Reiter 1997.

100 Z. B. Klebs 1915–1934; de Garis Davies 1963; Drenkhahn 1976; Winlock 1948.

zifischen Quellen werden im zweiten Schritt der Betrachtung von technologischem und formalem Wandel im Fundspektrum herangezogen, die die Interpretation der Entwicklung erleichtern und ihr einen kulturhistorischen Kontext geben. Das Zusammenspiel dieser unterschiedlichen Quellensorten ermöglicht damit eine hervorragende Ausgangsbasis zum Verständnis des komplexen Netzwerks möglicher Wege und Formen von regionalen und parallelen, überregionalen Entwicklungen. Die Korrespondenz der Könige und Fürstentümer untereinander beispielsweise beleuchtet dann wieder einen begrenzten Ausschnitt der Möglichkeiten von Wissenstransfer und Mobilität.

Für eine solche Betrachtung empfiehlt sich ein Innovationsphasenmodell, das einen systematischen Vergleich von Technologiebündeln Ägyptens und der Nachbarländer ermöglicht und bereits für das 2. Jt. v. Chr. anhand ausgewählter Techniken angewendet worden ist.¹⁰¹

Meine bisherigen Untersuchungen hierzu stützten sich vorrangig auf Güter des spezialisierten Handwerks, das sich in der fraglichen Zeit durch Organisationsformen, Ausbildung und Absatzmarkt grundsätzlich vom häuslichen bzw. allgemeinen, Gebrauchsgüter produzierenden Handwerk unterschied. Spezialisierte Handwerker waren direkt für den Auftraggeber der Oberschicht tätig, häufig in staatlichen Werkstätten organisiert und besaßen den Zugang zu sämtlichen Produktionsmitteln. Aufgrund der hohen Bedeutung ihrer Tätigkeiten bzw. der Güter aus ihnen sind diese häufig in Tempel- und Grabreliefs abgebildet und die Fertigprodukte selbst zumeist gut datierbar, z.B. durch königliche Inschriften. Aus diesem Grunde eignet sich spezialisiertes Handwerk meist prestigehaltiger Produkte Ägyptens hervorragend als Ausgangsbasis für eine Untersuchung zum Verlauf von Innovationen in der fraglichen Zeit.

Das Innovationsphasenmodell

Innovationen lassen sich in Entwicklungsphasen einbinden, die die Stufen beschreiben, die neu eingeführte Werkstoffe bzw. Handwerkstechniken durchlaufen, bis sie in der untersuchten Gesellschaft von der Innovation¹⁰² zum kultur- oder epochenspezifischen Element werden.¹⁰³

Am Beispiel der Produktion von Glas und Zinnbronze im ostmediterranen Raum, dann des Streitwagens, ließ sich ein Innovationsphasenmodell entwickeln, das einen sys-

¹⁰¹ Wilde 2003.

¹⁰² Innovation wird in dieser Arbeit streng nach seiner lateinischen Ableitung *innovatio* (neu Geschaffenes) und *novus* (neu) und begrifflich nach ethnologischen (Platz 1995, s. auch unten) und wirtschaftswissenschaftlichen Ansätzen (Schumpeter 1939) als Neuerung, Änderung bzw. Wandel bestehender Fertigkeiten oder Systeme verwendet und ist folglich von der Invention, der Erfindung, zu unterscheiden, die sich im archäologischen Fundgut ohnehin kaum sicher nachweisen lassen wird.

¹⁰³ Wilde 2003, 6–11.

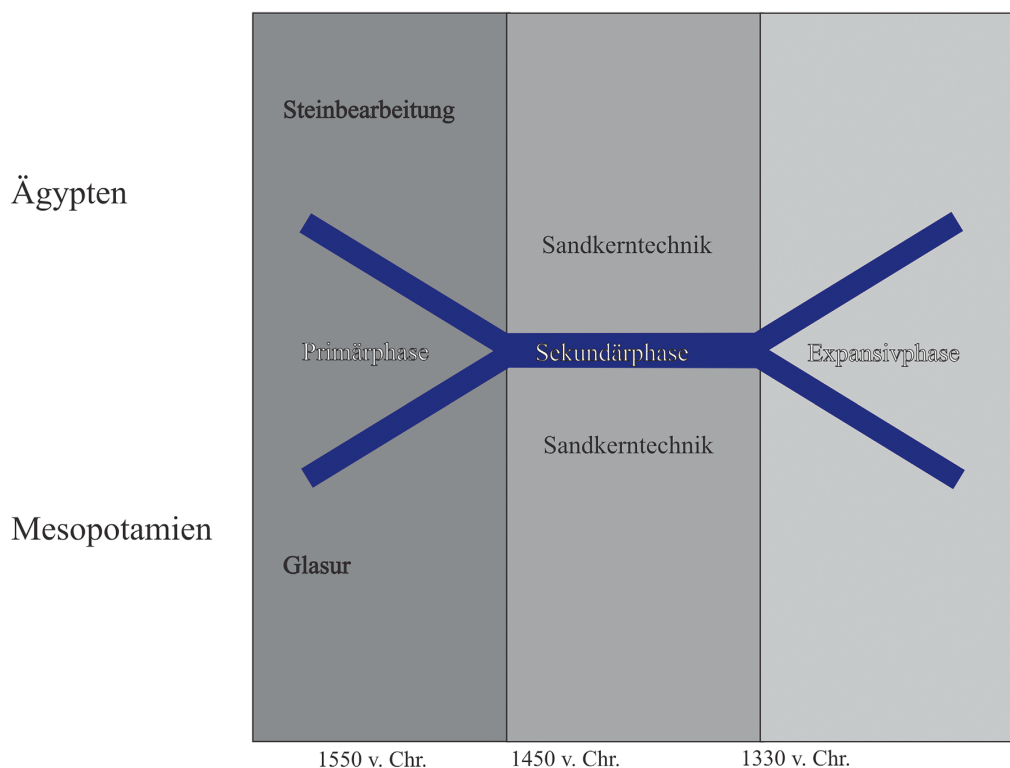


Abb. 14 | Innovationsverlauf der Glasherstellung.

tematischen Vergleich von Technologiebündeln Ägyptens und der Nachbarländer ermöglicht. Durch Beobachtungen zur Fertigung ägyptischer und vorderasiatischer Objekte, durch formale Vergleiche und Spurenelementanalysen lassen sich drei wesentliche Entwicklungsstufen für die Glasherstellung belegen (Abb. 14):

I. In einer *Primärphase* ist die ‚Kontaktaufnahme‘ mit einem neuen Material vorherrschend, das nur ausnahmsweise und quasi als Kuriosum auftritt. Die Rohstoffe werden nicht zwingend lokal produziert, sondern auch als Halbfabrikat oder Vollimport eingehandelt. Die Verarbeitung ist oft dem Material nicht entsprechend, da die Vorteile noch nicht erkannt worden sind oder technologische Voraussetzungen für ihre Nutzbarmachung fehlen. Das Glas der 17. und frühen 18. Dynastie, das nach der Methode der Steinbearbeitung zu Schmuckeinlagen oder gar zum Gefäß gefertigt wurde, ist der Primärphase zuzuordnen. Die Gläser dieser älteren Stufe unterscheiden sich von den etwa zeitgleichen Glasfunken Vorderasiens und bezeugen eine lokale Entwicklung, die durch den Nachweis einer jeweils eigenen Glasrezeptur unterstützt wird.

II. In einer *Sekundärphase* wird experimentiert, wobei erst hier die Werkstoffe ihren Eigenheiten und Vorteilen gemäß verarbeitet und die Möglichkeiten des Materials ausge-

reitzt werden. In dieser Phase treten zuweilen ganz eigentümliche, phantasievolle und aufwändige Objekte auf. Hohlgläser der Sekundärphase werden nach einer speziellen, materialangepassten Methode, der Sandkerntechnik hergestellt, die wie die charakteristische Form und Verzierung der Gläser überregional, in Ägypten sowie in Mesopotamien, verbreitet wird. Diese Beobachtung spricht für eine Form von Technologie- oder Wissenstransfer. Diesen Transfer mit den Feldzügen Thutmosis' III. zu verbinden, ist naheliegend. Eine direkte Stütze findet sich jedoch in den zeitgenössischen Quellen bislang nicht. Gemeinsamkeiten von Typen und ihrer Verzierung lassen sich bis in die Amarnazeit beobachten, aus der Korrespondenzen der Königshöfe und ihr diplomatischer Gabentausch überliefert sind. In der Goldschmiede lassen sich Parallelentwicklungen schon vorher belegen. Die regelmäßige und breiter gefächerte Anwendung von Spezialtechniken wie Cloisonnée und Granulation in Ägypten sind komplexe, materialangepasste Verfahren, die kennzeichnend für die Sekundärphase sind. Zur Zeit Amenemhêts II., für dessen Regierungszeit Außenkontakte, vorrangig im Rahmen von Handelstätigkeiten bzw. Gütertransfer belegt sind, ist diese Stufe voll ausgebildet. Die Art und der Umfang der möglichen Wege des Transfers, die zur Adaption der Granulationstechnik in Ägypten und möglicherweise Verbreitung der Cloisonnéetechnik in der Levante geführt haben mag, lässt sich derzeit noch nicht näher eingrenzen.

III. In der *Expansivphase* setzt sich eine eher serielle, vereinheitlichte Produktion durch, ein ‚Standard‘ ist gefunden, typische Formen sind bekannt und verbreitet.

Hohlgläser der Expansivphase,¹⁰⁴ die sich seit der späten 18. Dynastie belegen lässt, werden weiterhin in der Sandkerntechnik hergestellt, doch werden lokale Typen bevorzugt und die Verzierungen werden vereinfacht (weiterhin zonale Fadenzier, doch unter Beibehaltung meist nur eines Musters und evtl. nur einer Zone oder gar flächendeckendem Dekor). Daneben treten auch monochrome Gläser ohne jegliche Fadenzier in Ägypten auf. Zwar sind Hohlgläser bis zum Ende des Neuen Reiches vorrangig den Gräbern hoher Würdenträger, Residenzen und Tempelbezirken zuzuordnen, doch die königlichen Inschriften auf Gläsern werden seltener und Glasfunde in Siedlungen nehmen zu. Die Expansivphase der Gläser verläuft in Ägypten und Mesopotamien zeitlich etwa parallel, wobei formale, technische oder stilistische Parallelen nicht mehr deutlich sind. Die Korrespondenz der Ramessidenzeit verlagert sich auf den hethitischen Hof. In der Goldschmiede spricht die regelmäßige Anwendung der sehr speziellen Verarbeitungstechniken, wie z.B. die Verzierung von Goldschmuck mit Cloisonnée oder Granulation sowie eine größere Verbreitung solcher Produkte im Fundgut für eine Einordnung in die Expansivphase. Die überregionale Verbreitung der dreieckigen oder rautenförmigen Anordnung der Granulationsornamente spricht für einen ‚Standard‘, der sich im gesamten Vorderen Orient durchgesetzt hat.

104 Wilde 2003, 146.

Solche Schmuckfunde sind aber in Ägypten auch während der Expansivphase nur restriktiv verbreitet. Da es sich bei der Goldverarbeitung um ein hochgradig prestigeträchtiges Material handelt, ist diese Abweichung von der Definition der Expansivphase, die allgemein eine breite gesellschaftliche Nutzung einschließt,¹⁰⁵ verständlich. Der auf dieser Grundlage fassbare Innovationshorizont des 16. und 15. vorchristlichen Jahrhunderts bestimmt sich im ostmediterranen Raum durch gemeinsam genutzte Errungenschaften und Verbesserungen in der Metallurgie. Auch die Waffenschmiedekunst und die Herstellung von metallenen Wagen- und Geschirrtteilen werden dadurch begünstigt; das vergleichsweise plötzliche Auftreten der Glasherstellung wird erklärbar.

In einer anderen Studie¹⁰⁶ wurde das Modell auf weitere Technologien des spezialisierten Handwerks ausgeweitet und erprobt. Das Innovationsphasenmodell bewährt sich bislang als Grundlage zur Erfassung und Benennung von technologischen Innovationen bezogen auf synthetische Werkstoffe im diachronen, intrakulturellen und interkulturellen Vergleich und zur Erzeugung eines kulturhistorischen Kontextes. Zudem werden darin Aspekte gesellschaftlichen Wandels erfasst, etwa in Hinsicht auf Verbreitung von Innovationen; ein Aspekt, der im folgenden Abschnitt aufgegriffen wird:

Gesellschaftliche Rahmenbedingungen als Grundlage für Adaption oder Rückweisung

Der Erfolg einer Innovation ist von unterschiedlichen Faktoren abhängig. Neben Rahmenbedingungen wie der Verfügbarkeit von Ressourcen und Spezialwissen ist besonders die Einbettung der Innovation in die entsprechende Gesellschaft von entscheidender Wichtigkeit.¹⁰⁷ Eine Innovation gilt als Rekombination von bestehenden Konzepten, bei der zwei oder mehr mentale Konfigurationen in ein neues Muster gebracht werden.¹⁰⁸ Innovationen müssen mit den bisherigen Erfahrungen in einer Gesellschaft kompatibel sein. Die empfangende Gesellschaft und der Innovator müssen sich mit der Innovation identifizieren, anderenfalls wird sie zurückgewiesen. Die Neuerungen sind während der Primär- und der Sekundärphase deutlich auf die Verwendung innerhalb der Oberschichten und Machteliten eingeschränkt, während der Expansivphase verbreiten sie sich im Idealfall über die ganze gesellschaftliche Schichtung.

105 Wilde 2003, 9–11.

106 Wilde 2003; dies. 2011.

107 Shaw (2001, 62) nennt grundlegende Faktoren zum Erfolg einer Innovation im Zusammenhang der Diskussion um die Einführung des Streitwagens in Ägypten; in einigen älteren Untersuchungen sind Überlegungen zur Bedeutung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in Bezug auf die Ausbreitung neuer Technologien wie z. B. die Verbreitung des von Tieren gezogenen Pfluges, Erfindung des Rades sowie die Einführung der Metallurgie zum Gegenstand geworden: Sherratt 1981; ders. 1997, 261–305; Strahm 1994; Renfrew 1995, 141–168; Wilde 2003; Shortland 2004, 1–11.

108 Platz 1995, 47. Solche Vorgänge werden v. a. in der Ethnologie im Rahmen des Kulturwandels rezenter Gesellschaften im Zusammenhang des modernen Tourismus diskutiert.

Die Beschränkung kann sich auch auf bestimmte Verwendungssphären der Fertigprodukte erstrecken (s. u.), oder werden, zumindest in Ägypten, für bestimmte Objektgattungen sogar ganz abgelehnt.

In einer weiteren Untersuchung war neben der Überprüfung und Anwendung des genannten Stufenmodells für weitere Werkstoffe, die Dynamik oder auch Statik formaler Entwicklung des Formenspektrums überlieferter Gegenstände aus spezialisierter handwerklicher Produktion und somit die Innovation im Gegensatz zur Tradition bzw. Zurückweisung von Innovationen Untersuchungsgegenstand.¹⁰⁹ Dabei zeigte sich, dass sich die Adaption oder Ablehnung auf die gesellschaftliche Bedeutung eines Gutes zurückführen ließ. Eine Zurückweisung von technologischen und formalen Änderungen bei Objektgattungen, die im Kult eingesetzt wurden, ließ sich für alle untersuchten Werkstoffe feststellen. Bei Gegenständen, die im allgemeinen Rahmen und zu offiziellen Anlässen verwendet wurden, waren Änderungen formaler sowie technologischer Art ein deutlicher Statusanzeiger. Beispiele dafür sind neben der Mode unterworfenen Änderungen in der Gestaltung gerade auch die speziellen Verzierungs- und Verarbeitungstechniken von Goldschmuck: Die Granulation ist nur im Zusammenhang von Schmuckfunden der Oberschicht nachweisbar, wurde jedoch für Götter- und Mumien Schmuck nicht in Anspruch genommen; die Cloisonnétechnik, die vermutlich auch in Ägypten lokal entwickelt wurde, ist charakteristisch für Königs- und Götterschmuck (Pektoreale) und ist auf profanen Schmuckstücken besonders selten (Fingerringe, Ohrringe).

Kulturspezifische, gesellschaftliche Rahmenbedingungen haben sich als entscheidender Faktor zur Adaption oder Rückweisung von Innovationen erwiesen. Sie mögen auch zur Erklärung beitragen, dass die sog. Hyksos als Transmitter einzelner Technologien auszuschließen sind, weil sie deren ‚Lifestyle‘ nicht entsprachen oder umgekehrt, mit den Fremden verbundene Techniken für Kultgegenstände in Ägypten strikt zurückgewiesen wurden.

Bewertung der Außenbeziehungen Ägyptens im Rahmen des Wissenstransfers und Perspektiven

Ausgangspunkt der Betrachtung war, dem gesetzten Thema entsprechend, Formen von Mobilität und Wissenstransfer zu benennen; in diesem Beitrag aus dem Blickwinkel des pharaonischen Ägypten im 2. vorchristlichen Jahrtausend. Außenbeziehungen, die mit Handel, Krieg, Migration und Diplomatie verbunden werden konnten, wurden auf ihre Bedeutung und ihrem Beitrag zum Wissenstransfer hin bewertet. Die vorliegende Analyse zeigte, dass eine vorschnelle Fokussierung auf historische Quellen zu Fremdherrschaft

¹⁰⁹ Wilde 2011.

(„Hyksoszeit“), Feldzügen (besonders unter Thutmosis III.) und diplomatischer Korrespondenz (Amarna-Briefe; hethitische Korrespondenz), zur Fehleinschätzung hinsichtlich der zeitlichen Stellung von Innovationen und ihrer Herkunft führen können. Auch die Beurteilung von Stil und Herkunft von Stilen oder Motiven bietet keine verlässliche Grundlage für die Beurteilung der Herkunft von Innovationen und damit impliziertem Wissenstransfer. Objekte, die ein breiteres Spektrum von im ostmediterranen Raum verbreiteten Motiven oder Stilelementen zeigen (z. B. Spiralen, Rosetten, Kreisaugen, Jagdszenen, Stierspringer), treten erst nach der Verbreitung von Spezialtechniken (z. B. Niello und Tauschierung wie bei Prunkwaffen) auf. Sie belegen lediglich die Kenntnis und Beliebtheit spezieller Handwerkstechniken und Motive oder bestimmter Objektgattungen in weiten Räumen jener Zeit. Die entscheidenden Impulsgeber lassen sich nur dann ermitteln, wenn die einzelnen Innovationen eines überregionalen, d. h. für die fragliche Zeit ‚interkulturellen‘ Vergleichs auf einer gemeinsamen Basis zugeführt werden. Durch die Beobachtung regionaler Entwicklungen und überregionaler Parallelen wird deutlich, welche Innovationen wie und ob überhaupt von Fremdkontakten betroffen oder beeinflusst waren. Auch intrakulturelle Weiterentwicklungen sind denkbar, die sich aus Arbeitsprozessen selbständig entwickelt haben. Transfer von Wissen ist wahrscheinlich so wie die Entwicklungsdynamik auch, weder linear, noch stetig oder gleichmäßig anzunehmen. Regionale Entwicklungen können zu einem späteren Zeitpunkt wieder zusammenfließen durch Wissenstransfer: Ein deutliches Beispiel dafür ist die Kenntnis der Glasherstellung, deren unterschiedliche regionale Rezepturen auch unterschiedliche Wege der Entwicklung aufweisen: als Entdeckung im Rahmen des Experimentierens mit Glasuren einerseits, die kalte Weiterverarbeitung andererseits. Der Transfer von Wissen ist erst in Gestalt der Sandkerntechnik zu beobachten und führt zu einer Phase eines gemeinsamen Entwicklungsstrangs, der in beide Richtungen gewirkt haben mag und sich als sehr vergleichbares Formenspektrum zeigt. Die Sandkerntechnik zur Hohlglasherstellung ist erst zur Zeit Thutmosis’ III. belegt und dementsprechend deutlich nach der Hyksoszeit. Die Träger dieses Wissens lassen sich dagegen nicht näher fassen; allein aufgrund der Kriegsberichte Thutmosis’ III. darf man einen Transfer von Spezialpersonal im Zuge der Eroberungen am oberen Euphrat (z. B. Nuzi) in Betracht ziehen. Nach der 18. Dynastie erfolgt wieder eine separate, regionale Weiterentwicklung des Glashandwerks, wobei auch die Wege der Außenkontakte sich in dieser Zeit änderten.

Innovationen lassen sich in einzelnen Fällen im Fundgut, wenn auch vereinzelt, zu früheren Zeitpunkten nachweisen als historische Quellen, die zu Fremdkontakten herangezogen werden können (s. o.), nahelegen würden. Besonders die Entwicklungen während der 12. Dynastie finden keine vergleichbare Reflexion in den Quellen der Zeit ab der Mitte des 2. Jts. v. Chr.: Die Verzierung von Goldschmuck mit Granulation ist schon in der 12. Dynastie, also vor der Hyksos-Zeit, in Ägypten belegt. Die fremden Schmuckformen der Hyksos finden mit Ausnahme von Ohrschmuck auch keine Aufnahme in einheimisches Kulturgut. Goldschmuck mit Granulation hingegen ist im 2. vorchristlichen Jahrtausend im

gesamten Vorderen Orient gut belegt und schließt die sog. Hyksoszeit mit ein. Die dreieckige Anordnung von Goldkügelchen im Zusammenhang der Granulation auf ägyptischen Schmuckstücken entspricht der Verzierung mit Granulation im gesamten vorderasiatischen Raum auch in späterer Zeit.¹¹⁰ Die weiträumige Verbreitung der Spezialtechnik in Verbindung mit spezifischen Design spricht sehr für einen gemeinsamen Zweig dieser Goldschmiedetechnik, für eine Form von Wissenstransfer, vielleicht sogar für eine allgemeine Symbolik, die die gemeinsame Verwendung dieser Ornamente erklären würde und auf die die Goldschmiede des gesamten Alten Orients zurückgriffen, da sie jeder der beteiligten Kulturen entsprach.¹¹¹

Zusammenfassend darf man feststellen, dass die auf die Hyksoszeit zurückgehenden technologischen Innovationen sich tatsächlich im Wesentlichen auf die häusliche Produktion einerseits, auf die Waffen- und Kriegstechnik andererseits beziehen, nicht jedoch auf prestigeträchtiges Kunsthandwerk wie das Glas- oder Goldschmiedehandwerk, für deren Impulse zur Weiterentwicklung demnach andere Kriterien entscheidend waren. Diese zu untersuchen bzw. zu benennen, soll das Ziel einer weiteren Untersuchung im Rahmen einer Projektarbeit sein.

Auch die Feldzüge und damit verbundene Fremdkontakte der 18. Dynastie führten nur in Ausnahmefällen zur Übernahme neuer Technologien; die Entfaltung und Zunahme neuartiger Produkte und Wandel im Formenspektrum des Fundgutes lassen sich durch den vergleichsweise hohen Lebensstandard in einer prosperierenden Epoche erklären, auch in Hinsicht auf die ikonografischen Belege, die erst zu dieser Zeit in höherem Maße wieder einsetzen. Auch der Nachweis von Bediensteten und Handwerkern oder Händlern mit ‚Migrationshintergrund‘ lässt sich nicht ohne Weiteres mit der Einführung neuer Technologien verbinden, ebenso wenig mit der Möglichkeit der Entsendung von Spezialpersonal im Rahmen des diplomatischen Gabentauschs.

Händler und Deportierte lassen sich durchaus als Vermittler und Distributoren von Stil, Motivwahl und eventuell auch von Symbolik oder Mythen in Anspruch nehmen. Als tatsächliche Impulsgeber für technologische Innovationen hingegen sind sie mehrheitlich auszuschließen, solange es sich um meist prestigehaltiges Spezialwissen handelte, das der größte zu vermutende Anteil innerhalb der Migranten gar nicht aufbieten konnte. Die Innovatoren hochangesehenen Spezialwissens müssen den höfischen Kreisen bzw. innerhalb dem mit der Palastwirtschaft assoziierten Personenkreise zugeordnet werden. Neuerungen in häuslichen, allgemeineren Handwerken wie Töpferei und Weberei lassen sich dagegen durchaus mit Migration verbinden; die Adaption solcher Innovationen mag anderen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen unterliegen als prestigeträchtiges Spezialhandwerk oder Militärwesen und ist auch weniger an die Verfügbarkeit spezieller Res-

110 Philip 1997, 119; Lilyquist 1993, 79, Nr. 12; 86, Nr. 20b.

111 Zu den möglichen Übertragungswegen von Motiven und Symbolen, d.h. Gedankengutes, hier in Bezug auf den Motivschatz levantinischer Glyptik vgl. Eder 1995, 167ff.

sources gebunden. Der Erfolg der Diffusion oder Adaption von Neuerungen unterliegt weiterhin einer Eigendynamik, die gesellschaftlich und kulturell bestimmt ist bzw. welche gesellschaftliche Bedeutung einem bestimmten Gut oder Material beigemessen wird.

Aufgrund systematischer Vergleiche von Objektgattungen, wie sie hier unter Einbeziehung des Innovationsphasenmodells vorgeführt wurden, intra- und interkulturell, nach Form, Verzierung, und vor allem Machart sowie der Datierung der Objekte und Kontext der Verwendung, wird es möglich, auf die Verbreitung von kulturellen bzw. technologischen Phänomenen zu schließen und die Herkunft einer Innovation einzukreisen oder auch durch Produktionsprozesse abhängige Kontexte zu erzeugen.

Literaturverzeichnis

Altenmüller/Moussa 1991

H. Altenmüller/A. M. Moussa, Die Inschrift Amenemhêts II. aus dem Ptah-Tempel von Memphis. Ein Vorbericht. *Studien zur Altägyptischen Kultur* 18, 1991, 1–48.

Arnold 1976

D. Arnold, Wandbild und Scherbenfund. In: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts Kairo*, 1976, 1–34.

Arnold 1981

D. Arnold, Studien zur altägyptischen Keramik. *Sonderschriften des Deutschen Archäologischen Instituts Kairo* 9, Mainz 1981.

Arnold/ Bourriau 1993

D. Arnold/J. Bourriau, *An Introduction to Ancient Egyptian Pottery*, Mainz 1993.

Aston 2003

D. Aston, New Kingdom Pottery Phases as Revealed Through Well-Dated Tomb Contexts. In: M. Bietak (Hrsg.), *The Synchronisation of Civilization in the Eastern Mediterranean in the Second Millenium B.C.* Österreichische Akademie der Wissenschaften Band 29, Wien 2003, 135–162.

Barag 1970

D. Barag, Mesopotamian Core-formed Glass Vessels (1500–500 B.C.). In: A. L. Oppenheim (Hrsg.), *Glass and Glassmaking in Ancient Mesopotamia*. The Corning Museum of Glass Monographs III, New York 1970, 131–201.

Barber 1991

E. J. W. Barber, *Prehistoric Textiles*. The Development of Cloth in the Neolithic and Bronze Age with Special Reference to the Aegean, Princeton 1991.

Bartelheim/Pernicka 2009

M. Bartelheim/E. Pernicka, Europa und der Orient. Die Handelskontakte. In: *Kat. Stuttgart* 2009, 267–269.

Bass 1967

G. F. Bass, Cape Gelidonya: A Bronze Age Shipwreck. *Transactions of the American Philosophical Society* 57, 8, Philadelphia 1967.

Bass 1986

G.F. Bass, A Bronze Age Shipwreck at Uluburun (Kaş): 1984 Campaign. In: *American Journal of Archaeology* 90, 1986, 269–296.

Beckerath 1997

J. v. Beckerath, *Chronologie des pharaonischen Ägypten*. Die Zeitbestimmung der ägyptischen Geschichte von der Vorzeit bis 332 v. Chr., Münchner Ägyptologische Studien 46, Mainz 1997.

Bietak 1995

M. Bietak, Connections Between Egypt and the Minoan World: New Results from Tell el Dab'a/Avaris. In: W. V. Davies/L. Schofield 1995, 19–28.

Bietak 1997

M. Bietak, The Center of Hyksos Rule: Avaris (Tell el Dab'a). In: E. D. Oren (Hrsg.) 1997, 87–139.

Bietak 2007

M. Bietak, Bronze Age Paintings in the Levant. Chronological and Cultural Consideration. In: M. Bietak/E. Czerny (Hrsg.), *The Synchronisation of Civilization in the Eastern Mediterranean in the Second Millennium BC III*. Proceedings of the SCIEM 2000/2nd EuroConference, Wien 2003. Contributions to the Chronology of the Eastern Mediterranean 9, Wien 2007, 269–300.

Bietak 2009

M. Bietak, Avaris und Peru-nefer. Flottenstützpunkte auf dem Weg nach Vorderasien. In: *Kat. Stuttgart* 2009, 247–249.

Bietak/Hein 1994

M. Bietak/I. Hein, Pharaonen und Fremde. Dynastien im Dunkel. *Katalog zur Ausstellung Wien* 1994.

Bietak et al. 2002

M. Bietak/J. Dorner/P. Jánosi, Ausgrabungen im Palastbezirk von Avaris, Vorbericht Tell el Dab'a/'Ezbat Helmi 1994? 1998, mit einem Beitrag von Angela von den Driesch und Joris Peters. In: M. Bietak (Hrsg.) *Ägypten und Levante XI*, 27–120.

Bisson de la Roque et al. 1953

F. Bisson de la Roque/G. Contenau/F. Chapouthier *Le Trésor de Tôd*. *DFIFAO Doc.* 11, Kairo 1953.

Bourriau 1997

J. Bourriau, Beyond Avaris: the Second Intermediate Period in Egypt outside the Eastern Delta. In: E. D. Oren 1997, 159–182.

Bourriau/Phillips 2004

J. Bourriau/J. Phillips, *Invention and Innovation. The Social Context of Technological Change 2. Egypt and the Aegean and the Near East, 1650–1150 BC*. Oxford 2004.

Brill 1970

R. H. Brill, The Chemical Interpretation of the Texts. In: A. L. Oppenheim (Hrsg.), *Glass and Glassmaking in Ancient Mesopotamia*. The Corning Museum of Glass Monographs III, New York 1970, 105–128.

Brill/Lilyquist 1993

R. H. Brill/C. Lilyquist, *Studies in Early Egyptian Glass*, The Metropolitan Museum of Art, New York 1993.

Buchholz/Karageorghis 1971

H. Buchholz/V. Karageorghis, *Altägäis und Altkypros*, Tübingen 1971.

Castle 1992

E. W. Castle, Shipping and Trade in Ramesside Egypt. In: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 35, 1992, 239–277.

Cline 1995

E. Cline, Egyptian and Near Eastern Imports at Late Bronze Age Mykenae. In: W. V. Davies/L. Schofield (Hrsg.) 1995, 91–115.

Cooney 1976

J. D. Cooney, *Catalogue of Egyptian Antiquities in the British Museum IV: Glass*. Oxford 1976.

Davies 1930

N. de Garis Davies, *The Tomb of Qenamun at Thebes, I*, New York 1930.

Davies 1943

N. de Garis Davies, *The Tomb of Rekh-Mi-Re at Thebes*. New York 1943.

Davies 1963

N. de Garis Davies, *Scenes from some Theban Tombs*. Private Tombs at Thebes IV, Oxford 1963.

Davies/Faulkner 1947

N. de Garis Davies/R. Faulkner, A Syrian Trading Venture to Egypt. In: *Journal of Egyptian Archaeology* 33, 1947, 40–46.

Davies/Schofield 1995

W.V. Davies/L. Schofield (Hrsg.), *Egypt, the Aegean and the Levant: Interconnections in the Second Millennium B.C.* London 1995.

Drenkhahn 1976

R. Drenkhahn, *Die Handwerker und ihre Tätigkeiten im alten Ägypten*. Ägyptologische Abhandlungen 31, Wiesbaden 1976.

von den Driesch/Peters 2001

A. von den Driesch/J. Peters, Pferde- und Maultierskelette aus Avaris (Tell el Daba'a), östliches Nildelta. In: *Ägypten und Levante* 11, 2001, 301–310.

Edel 1976

E. Edel, *Ägyptische Ärzte und ägyptische Medizin am hethitischen Königshof*. Neue Funde von Keilschriftbriefen Ramses' II. aus Boğazköy, Opladen 1976.

Eder 1995

Ch. Eder, *Die Ägyptischen Motive in der Glyptik des östlichen Mittelmeerraumes zu Anfang des 2. Jts. v. Chr.* Orientalia Lovaniensia Analecta 71, Lueven 1995.

Eggebrecht 1987

A. Eggebrecht (Hrsg.), *Ägyptens Aufstieg zur Weltmacht*. Katalog-Handbuch Hildesheim 1987.

Epron/Wild 1939

L. Epron/H. Wild, Le Tombeau de Ti. MIFAO 65, 1939–53.

Eyre 1987

C. J. Eyre, Work and Organization of Work in the New Kingdom. In: M. A. Powell, *Labor in the Ancient Near East*, Amer. Or. Ser. 68, New Haven 1987, 167–222.

Gale 1989

N. H. Gale, Archaeometallurgical Studies of Late Bronze Age Oxhide Copper Ingots from the Mediterranean Region. In: A. Hauptmann/E. Pernicka/G. A. Wagner (Hrsg.), *Archäometallurgie der Alten Welt*. Der Anschnitt Beiheft 7, Bochum 1989, 247–268.

Garenne-Marot 1985

L. Garenne-Marot, Le travail du cuivre dans l'égypte pharaonique d'après les peintures et les bas-reliefs. In: *Paléorient* 11, 1, 1985, 85–100.

Habachi 1956

L. Habachi, Preliminary Report on Kamose Stela and Other Inscribed Blocks Reused in the Foundations on two Stauas at Karnak. In: *ASAE* (Annales du Service des Antiquités de L'Égypte, Kairo) 58, 1956, 195–203.

Habachi 1972

L. Habachi, *The Second Stela of Kamose and his Struggle against the Hyksos-Ruler and his Capital*. In: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts Kairo (MDAIK), Bd. 8. von Zabern, Mainz 1972, Tf. IV–VII, Abb. 9, 10, 12 und 13.

Hannig 1995

R. Hannig, *Die Sprache der Pharaonen*. Großes Handwörterbuch Ägyptisch-Deutsch (2800–950 v. Chr.). Kulturgeschichte der Antiken Welt Band 64. Mainz 1995.

Hayes 1955

W. C. Hayes, *A Papyrus of the Late Middle Kingdom in the Brooklyn Museum*, Brooklyn 1955.

Helck 1962

W. Helck, *Die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr.* Ägyptologische Abhandlungen (ÄA) Band 5, Wiesbaden 1962.

Helck 1971

W. Helck, *Die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien im 3. Und 2. Jahrtausend v. Chr.*, 2. verbesserte Auflage, Wiesbaden 1971.

Helck 1987

W. Helck, Ägypten im frühen Neuen Reich, Grundzüge einer Entwicklung. In: A. Eggebrecht 1987, 11–28.

Helck 1995

W. Helck, *Die Beziehungen Ägyptens und Vorderasiens zur Ägäis bis ins 7. Jahrhundert v. Chr.* Von Rosemarie Drenkhahn durchgesehene und bearbeitete Neuauflage. Erträge der Forschung Bd. 120, Darmstadt 1995.

Hirsch 2004

E. Hirsch, *Kultpolitik und Tempelbauprogramme der 12. Dynastie*. Untersuchungen zu den Göttertempeln im Alten Ägypten. Schriften zur Ägyptologie A 3, Berlin 2004.

Holladay 1997

J. S. Holladay, The Eastern Nile Delta During the Hyksos and Prehyksos Periods: Toward a Systemic/Socioeconomic Understanding. In: E. D. Oren 1997, 183–252.

Kat. Hildesheim 1987

A. Eggebrecht (Hrsg.) *Ägyptens Aufstieg zur Weltmacht*, Hildesheim 1987.

Kat. Kairo 1986

M. Saleh/H. Sourouzian, *Das Ägyptische Museum in Kairo*. Offizieller Katalog, Mainz 1986.

Kat. Stuttgart 2009

Schätze des Alten Syrien. Die Entdeckung des Königreichs Qatna. Herausgegeben vom Landesmuseum Stuttgart, in Zusammenarbeit mit M. Al-Maqdissi/D. Morandi Bonacossi/P. Pfälzner, Stuttgart 2009.

Kat. Wien 1994

M. Bietak /I. Hein, *Pharaonen und Fremde*. Dynastien im Dunkel. Ausstellungskatalog des Historischen Museums der Stadt Wien, 1994.

Kat. Wien 1998

W. Seipel (Hrsg.), *Land der Bibel*. Schätze aus dem Israel Museum Jerusalem, Wien 1998.

Kat. Wien 2002

W. Seipel (Hrsg.), *Gold der Pharaonen*, Wien 2002.

Kemp/Merrillees 1980

B. J. Kemp/R. S. Merrillees, *Minoan Pottery in Second Millenium Egypt*. Mainz 1980.

Kemp 1989

B.J. Kemp, *Ancient Egypt*. Anatomy of a Civilization. London/New York 1989.

Klebs 1915–1934

J. Klebs, *Reliefs und Malereien des Alten Reiches (Heidelberg 1915), des Mittleren Reiches (Heidelberg 1922) und des Neuen Reiches (Heidelberg 1934)*.

Klengel 2002

H. Klengel, *Hattuschili und Ramses*. Hethiter und Ägypter – ihr langer Weg zum Frieden. Kulturgeschichte der Antiken Welt Band 95, Mainz 2002.

Lilyquist 1993

C. Lilyquist, Granulation and Glass: Chronological and Stylistic Investigations at Selected Sites, ca. 2500–1400 B.C.E. In: *Bulletin of the American Schools of Oriental Research* (Jerusalem und Baghdad) 290–291, 1993, 29–94.

Lilyquist 2003

C. Lilyquist, *The Tomb of three Foreign Wives of Thutmosis III*. New York 2003.

Malek 1997

J. Malek, The Locusts on the Daggers of Ahmose. In: E. Goring/N. Reeves/J. Ruffle (Hrsg.), *Chief of Seers. Egyptian Studies in the Memory of Cyril Aldred*. London 1997, 207–219.

Marcus 2007

E. S. Marcus, Amenemhet II and the Sea: Maritime Aspects of the Mit Rahina (Memphis) Inscription. In: *Ägypten und Levante XVII*, 2007, 137–190.

Marinatos/Hirmer 1959

S. Marinatos/M. Hirmer, *Kreta und das mykenische Hellas*. München 1959.

Menu 1994

M. Menu, Analyse du Trésor du Thôd. In: *Bulletin de la Société Française de Égyptologie* 130, 1994, 29–45.

Moorey 1994

P. R. S. Moorey, *Ancient Mesopotamian materials and industries*. The archaeological evidence, Oxford 1994.

Moran 1987

W. L. Moran, *Les Lettres d'El-Amarna*. Correspondance diplomatique du pharaon, Paris 1987

Morgan 1995

L. Morgan, Minoan Painting and Egypt: The Case of Tell el Dab'a. In: W. V. Davies/L. Schofield 1995, 29–53.

Müller-Karpe 1994

A. Müller-Karpe, *Altanatolisches Metallhandwerk*. Offa 75, Neumünster 1994.

Müller/ Thiem 1998

H. W. Müller/E. Thiem, *Die Schätze der Pharaonen*. München 1998.

Newberry 1893

P. E. Newberry, *Memoirs of the Archaeological Survey*, Beni Hasan I, London 1893.

Oppenheim 1970

L. A. Oppenheim, The Cuneiform Texts. In: A. L. Oppenheim (Hrsg.), *Glass and Glassmaking in ancient Mesopotamia*. The Corning Museum of Glass Monographs III, New York 1970, 2–102.

Oren 1997

E. D. Oren (Hrsg.), *The Hyksos: New Historical and Archaeological Perspectives*. Philadelphia 1997.

Peltenburg 1992

E. J. Peltenburg, Early Faience: Recent Studies, Origins and Relations with Glass. In: M. Bimson/I. C. Freestone (Hrsg.), *Early Vitreous Materials*. British Museum Occasional Paper 56, London 1992.

Philip 1997

G. Philip, The Metal Objects. In: D. Oates/J. Oates/H. McDonald *Excavations at Tell Brak, Volume 1: The Mitanni and Old Babylonian Periods*. British School of Archaeology in Iraq 1997, 113–124.

Platz 1995

R. Platz, *Tourismus als Faktor des Kulturwandels bei den Lisu in Nordthailand*. Mundus Reihe Ethnologie Bd 85, Bonn 1995.

Politis 2001

T. Politis, Gold and Granulation. Exploring the Social Implications of a Prestige Technology in the Bronze Age Mediterranean. In: A. Shortland (Hrsg.) 2001, 161–194.

Quack 1996

J. F. Quack, kft̥w und iš̥y. In: *Ägypten und Levante VI*, 1996, 75–81.

Rawling/Clutton-Brock 2009

P. Rawling/J. Clutton-Brock, The Buhen Horse Fifty Years after its Discovery (1958–2008). In: *Journal of Egyptian History* 2, 2009, 1–106.

Redford 1992

D.B. Redford, *Egypt, Canaan and Israel in Ancient Times*. Princeton, New Jersey 1992.

Reiter 1997

K. Reiter, Die Metalle im Alten Orient unter besonderer Berücksichtigung altbabylonischer Quellen. In: M. Dietrich/O. Loretz (Hrsg.), *Alter Orient und Altes Testament*. Veröffentlichungen zu Kultur und Geschichte des Alten Orients und des Alten Testaments Bd. 249, Münster 1997.

Renfrew 1995

C. Renfrew, Varna and the Emergence of Wealth in Prehistoric Europe. In: A. Appadurai (Hrsg.), *The Social Life of Things: Commodities in Cultural Perspective*. Cambridge 1995, S. 141–168.

RIA 8

RIA 8: *Reallexikon der Assyriologie und Vorderasiatischen Archäologie*, Berlin/Leipzig.

Robson 2001

E. Robson, Technology in Society: Three Textual Case Studies from Late Bronze Age Mesopotamia. In: A. J. Shortland 2001, 39–57.

v. Rüdén 2009

C. v. Rüdén, Ein Hauch von westlichem Luxus-Die Wandmalerei. In: *Kat. Stuttgart 2009*, 176–181.

Ryholt 1997

K. S. B. Ryholt, *The Political Situation in Egypt during the Second Intermediate Period 1800–1550* B.C. Kopenhagen 1997.

Schlick-Nolte/Stern 1994

B. Schlick-Nolte/E. M. Stern, *Frühes Glas der Alten Welt*. 1600 v. Chr.–50 n. Chr. Sammlung Ernesto Wolf, Stuttgart 1994.

Schneider 1998

T. Schneider, *Ausländer in Ägypten während des Mittleren Reiches und der Hyksoszeit*. Teil II: Die ausländische Bevölkerung, Ägypten und Altes Testament 42, 1998.

Schumpeter 1939

J. Schumpeter, *Konjunkturzyklen*. Eine theoretische, historische und statistische Analyse des kapitalistischen Prozesses. Bd. I, Göttingen 1961 (engl. *Business Cycles. A Theoretical, Historical, and Statistical Analysis of the Capitalist Process*. New York 1939).

A. Seiler 2005

A. Seiler, *Tradition und Wandel*. Die Keramik im Spiegel der Kulturentwicklung Thebens in der Zweiten Zwischenzeit. DAI Kairo, Sonderschrift Band 32, Mainz 2005.

Seyfried 1981

K.-J. Seyfried, Beiträge zu den Expeditionen des Mittleren Reiches in die Ost-Wüste. Hildesheimer ägyptologische Beiträge 15 (1981).

Shaw 2001

I. Shaw, Egyptians, Hyksos and Military Technology: Causes, Effects or Katalysts? In: A. J. Shortland 2001, 58–71.

Sherratt 1981

A. Sherratt, Plough and Pastoralism. Aspects of the Secondary Products Revolution. In: I. Hodder/G. Isaac/N. Hammond (Hrsg.): *Pattern of the Past*. Studies in honour of David Clarke. Cambridge 1981.

Sherratt 1997

A. Sherratt, *Economy and Society in Prehistoric Europe: Changing Perspectives*. Princeton, Princeton University Press 1997.

Shortland 2001

A. J. Shortland, *The Social Context of Technological Change in Egypt and the Near East 1650–1550 BC*. Proceedings of a conference held at St. Edmund Hall Oxford 12.–14. September 2000, Oxford 2001.

Shortland 2004

A. J. Shortland, Hopeful Monsters? Invention and Innovation in the Archaeological Record. In: J. Bourriau/J. Phillips (Hrsg.), *Invention and Innovation*. The Social Context of Technological Change 2, Egypt, the Aegean and the Near East, 1650–1150 BC, Oxford 2004, I–II.

Sparks 2004

R. T. Sparks, Canaan in Egypt: Archaeological Evidence for a Social Phenomenon. In: J. Bourriau/J. Phillips 2004, 25–54.

Strahm 1994

C. Strahm, *Die Anfänge der Metallurgie in Mitteleuropa*. *Helvetica Archaeologia* 25 (97), 1994.

Vogelsang-Eastwood 1995

G. Vogelsang-Eastwood, *Die Kleider Pharaos*. Die Verwendung von Stoffen im Alten Ägypten. Hannover-Amsterdam 1995.

Wilde 2003

H. Wilde, *Technologische Innovationen im zweiten Jahrtausend vor Christus*. Zur Verwendung und Verbreitung neuer Werkstoffe im ostmediterranen Raum. *Göttinger Orientforschungen IV. Reihe Ägypten*, Bd. 44, Wiesbaden 2003.

Wilde 2011

H. Wilde, *Innovation und Tradition*. Zur Herstellung und Verwendung von Prestigegütern im pharaonischen Ägypten. *Göttinger Orientforschungen IV*, 49, Wiesbaden 2011.

Winlock 1948

H. E. Winlock, *The Treasure of three Egyptian Princesses*. Metropolitan Museum of Art, New York 1948.

Yalcin et al. 2005

Ü. Yalcin/C. Pulak/R. Slotta (Hrsg.), *Das Schiff von Uluburun – Welthandel vor 3000 Jahren*. Katalog zur Ausstellung. Deutsches Bergbaumuseum, Bochum 2005.

Zaccagnini 1983

C. Zaccagnini, Patterns of Mobility among the Ancient Near Eastern Craftsmen. In: *Journal of Near Eastern Studies* Band 42, Nr. 4, 1983, 245–264.

Bildnachweis

Abb. 1–6 Alle Zeichnungen wurden von Klaus Behnert angefertigt.

Abb. 10 und 12 Bildrecherche: Antikenmuseum Basel, A. Wiese

Abb. 11 Arbeitsfoto Verfasserin

Abb. 13 Bildrecherche Vorderasiatisches Museum Berlin

Abb. 14 Entwurf: H. Wilde, bildliche Umsetzung: Klaus Behnert

Mobilität und Migration im Mittelmeerraum

Zur mythotopographischen Erzähl- und Erinnerungskultur der Griechen am Beispiel der Familie der Europa

Von der Antike bis heute ist der Mythos der von Zeus aus Phönizien entführten Königstochter Europa kontinuierlich mit dem gleichnamigen Erdteil in Verbindung gebracht worden. Zumal in der Neuzeit, in der Moderne und in der Gegenwart, wurde und wird die Königstochter als Gründungsheroïn Europas imaginiert und, auf der Suche nach den Ursprüngen und einer Identität Europas, als Symbol für den Kontinent bzw. die Gemeinschaft der Europäer gehandelt.¹ Herodots bereits im vierten Jahrhundert v. Chr. ausdrücklich und nachvollziehbar geäußerte Ansicht in seinen *Historien* (Hdt. 4.45,1–4),² die Benennung des Kontinents stehe mit dem Entführungsmythos nicht in einem ursächlichen Zusammenhang, hat Denker, Literaten und Künstler in und seit der Antike nicht von Verknüpfungen und Verschmelzungen *der* mit *dem* Europa abgehalten. Dies ist umso verwunderlicher, als wir tatsächlich keinerlei sicheren Anhalt für einen ursächlichen Zusammenhang haben, zumal keinen etymologisch begründeten. Es gab im Altertum eine Vielzahl sowohl mythischer und kultisch verehrter Gestalten als auch geographischer Angaben mit dem Namen „Europa“, und die Etymologie des Wortes ist höchst umstritten. In der Frage, ob der Name griechischen Ursprungs sei, haben moderne Sprachwissenschaftler bis heute zu keinem Konsens gefunden.³ Europa ist derzeitigem Forschungsstand nach ein Wort aus einer unbekannten Sprache, mit unbekannter Bedeutung. Auf verschlungenen

1 Vgl. dazu Renger/Ißler 2009, 63–99.

2 Ausgaben und Übersetzungen antiker Texte werden im Folgenden sowie in der Bibliographie im Anhang nicht gesondert angeführt. Autorennamen und Werktitel werden im Argumentationsgang ausgeschreiben, bei Stellenangaben aber abgekürzt angegeben, entsprechend den Konventionen in *DNP* 3 (1997) = *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*. Hg. von Cancik, Schneider, und Landfester, Altertum Bd. 3 (Cl-Epi), Stuttgart/Weimar 1997, XXXVI–XLVI. Nach Autorennamen- und Werktitelnennung folgen jeweils Angaben wie Buch, Kapitel, Abschnitt, Vers(e) etc. – Für einschlägige Lexika werden Abkürzungen verwendet: *LIMC* = *Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae*. Hg. von Boardman u.a. 1981ff.; *RAC* = *Reallexikon für Antike und Christentum*. Hg. von Schöllgen u.a. 1950ff.; *RE* = *Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*. Hg. von Wissowa u.a. 1893–1980; *Roscher* = *Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie*. Hg. von Roscher 1884–1937.

3 Vgl. Musäus 2009, der mit Blick auf die Wortherkunft gegenüber Ableitungen und vor allem Erkenntnismöglichkeiten – wie vor ihm z.B. auch Demandt 1998, 140 und Hartmann 2003, 40 – einen skeptischen Standpunkt einnimmt. Etliche Forscher sprechen sich, bei aller Dunkelheit der Quellenlage, gegen einen semitischen und für einen (vor)griechischen Ursprung aus, so z.B. Ninck 1945, 19; Bühler 1968, 24f., 44; Dombrowsky 1984, 1–40; Schumacher 1990, 12.

Wegen des Transfers eines Mythos gelangte es zu einer phönizischen Prinzessin, die laut Herodots *Historien* (4,45,4) niemals das europäische Festland betreten hat.

Trotz der Dunkelheit der Etymologie und der Vielzahl mythischer Europagestalten wurde die von Zeus entführte Europa zu einer europäischen Gedächtnisfigur. Im Zuge ihrer Transformation in literarischen und anderen Medien der Antike wurde die Geschichte der Entführung einer Stilisierung unterzogen, die den Kontinent als performatives Produkt von Bewegung durch den Mittelmeerraum erscheinen ließ: Der Kontinent, so hieß es, habe seinen Namen von der mythischen Figur, die übers Mittelmeer ‚nach Europa‘ gekommen sei.

Zur Bildung und Erhärtung dieser Behauptung trugen m. E. drei Umstände bei, die in den hier angestellten Überlegungen näher betrachtet werden: (1) Unter den zahlreichen einzelnen Europagestalten der griechischen Mythologie erlangte *eine* Europa überregionale Bekanntheit und Bedeutsamkeit: die von Phöniziern nach Kreta verbrachte Prinzessin. (2) Zwischen ihr und mehreren Heroen und Heroinen wurde mittels Genealogie ein physisches Band von Generationenfolgen gestiftet, das, als biologisches Faktum angesehen, als objektiv gegeben galt; Europa wurde folglich über das Moment der physischen Abstammung fest in eine konstruierte Wirklichkeit eingebunden, welche die Griechen als ‚erinnerte‘ Geschichte begriffen. (3) Fast alle dieser genealogisierend verbundenen Figuren, an deren Anfang die von Zeus begehrte Heroine Io steht, erschienen, wie Europa selbst, als mobile Wanderungsfiguren. Sie bildeten ab dem fünften Jahrhundert eine in griechischer ‚Erinnerung‘ wichtige Großfamilie, die viele Generationen von Mitgliedern umfasste. Deren zwei Hauptmerkmale waren zum einen das, was wir heute „Migration“ nennen: der, so hat es Angelos Chaniotis in Überlegungen zum antiken Kreta formuliert, „dauerhafte – permanente oder zumindest langfristige, freiwillige oder erzwungene – Wechsel des Wohnortes einzelner Personen, Familien oder größerer Gruppen“⁴; zum anderen Eponymen- und/ oder Gründungsfunktion.

Europas Einbettung in eine Generationenabfolge, die zahlreiche berühmte mobile Heroinen und Heroen umfasste (u.a. Io, Kadmos, Minos, Rhadamanthys und Sarpedon) dürfte für die Wahrnehmung ihrer Geschichte von großer Bedeutung gewesen sein. War sie doch nicht irgendeine Liebschaft des Zeus, sondern Nachfahrin und Mutter von Heroinen und Heroen, die in Folge ihrer Mobilität im Mittelmeerraum wichtige Funktionen hatten. Diese bedeutende Verwandtschaft trug zur Bekanntheit der Zeusgeliebten maßgeblich bei – zu einer Bekanntheit Europas nicht so sehr als einer Einzelfigur, sondern vielmehr als eines Teils einer sich stetig weiter verzweigenden Mythotopographie, die – das ist mit dem Begriff gemeint – einerseits Raum in Mythen und andererseits Mythen in Raum organisierte. Es handelte sich um eine Mythotopographie kultureller und ethnischer Differenz und Diversität, Migration und Interaktion im Mittelmeerraum, bei der Genealogie systembildende Funktion hatte: Die Großfamilie, in der Europa ein wichtiges

4 Chaniotis 2006, 98.

Glied war, bildete eine Gesamtheit von Elementen, die wechselseitig aufeinander bezogen waren und in Abgrenzung nach außen, ab dem fünften Jahrhundert im Sinne einer hellenischen Identität, eine Einheit bildeten. Zugleich reflektieren die Geschichten der einzelnen Familienmitglieder eine Pluralität von jeweils „kollektiven Identitäten“ im Sinne der Definition, wie sie Jan Assmann in *Das kulturelle Gedächtnis* gibt: Nicht nur die Geschichte der Europa, sondern auch die Geschichte der übrigen mythischen Figuren, mit denen sie zu einer Familie zusammengebunden wurde, halfen „Bilder, die Gruppen von sich aufbauten und mit denen sich deren Mitglieder identifizierten“⁵ zu etablieren bzw. zu wahren. Von den Geschichten der Wege einer Io, einer Europa, eines Phoinix, eines Kadmos, eines Kilix etc. durch den Mittelmeerraum kursierten zahlreiche Varianten, von denen einige auf lokaler Ebene von identitätsstiftender und -stabilisierender Bedeutung waren (als Beispiel dienen in erster Linie die Ausführungen zu Europa); andere hatten in dieser Funktion über Ortsgebundenheit hinausgehende – ethnische, regionale und, vermehrt ab dem fünften und vierten Jahrhundert v. Chr., panhellenische – Bezüge (als Beispiel dienen unten in 3. die Ausführungen zu Kadmos und Io). Dabei ist auch hier zu beobachten, was in der Identitätsforschung Konsens ist und z. B. von Wolfgang Raible zusammenfassend dargestellt wurde: Identitäten und Alteritäten (‚wir-sie‘) fundieren einander wechselseitig; sie funktionieren über ein Wechselspiel von Inklusion und Exklusion, stehen stets miteinander in Beziehung und sind auf analoge Weise konstruiert.⁶ Viele der Geschichten der mobilen mythischen Heroinnen und Heroen der Europafamilie wurden in Abgrenzung nach innen funktionalisiert, etwa im Zuge der Auseinandersetzungen zwischen einzelnen Regionen griechischer Poleis; sie erfuhren aber auch, seitdem sich die Griechen infolge von Kolonisation und kriegerischen Auseinandersetzungen im Gegensatz zu den Barbaren und zu Asien sahen, ab- und ausgrenzende Funktionalisierungen in panhellenischer Optik nach außen und halfen den Griechen, sich als Griechen zu verstehen.

Insofern sind weder die Entführungsgeschichte selbst noch die anderen Geschichten von und um Europa als *die* begründenden Mythen unseres heutigen Europas zu begreifen. In ihrer gemeingriechischen Vernetzung über Geltendmachung von Blutsbanden aber lassen sich diese Mythen durchaus als eine große komplexe Gründungsnarration der Griechen verstehen – der Griechen als höchst vielfältiger Kulturnation, wie sie sich bereits in archaischer Zeit zu formieren begann. In dem hellenisch besiedelten Mittelmeergebiet markierten die um Europa gruppierten Mythen Eckpunkte griechischer Kultur und wirkten im Einzelnen wie in gemeingriechischem Sinne identitätsstiftend und -stabilisierend. Sie definierten mythotopographisch einen kulturellen und ethnischen Raum, den im Innern wie in den Beziehungen nach außen eine Dialektik von Einheit und Vielfalt kennzeichnet und der stark durch Mobilität geprägt ist. Vieles davon hat die Signatur des heuti-

5 Assmann 1997, 130–160, insbes. 132.

6 Raible 1998.

gen Europa entscheidend mitbestimmt; und nicht zuletzt der Blick zurück – auf den antiken Mittelmeerraum mit seiner Pluralität von Identitäten – hilft den Europäern zu verstehen, wer sie sind.

1.

Die Geschichte der Entführung Europas verläuft in der Form, wie sie nach einem mehrere Jahrhunderte andauernden Kanonisierungsprozess spätestens ab dem vierten Jahrhundert v. Chr. kursiert sein dürfte, verknüpft wiedergegeben, folgendermaßen: Schauplatz ist das Ufer der Küste von Tyros oder Sidon im heutigen Libanon. Dort erblickt der griechische Göttervater Zeus (lateinisch Iuppiter) die phönizische Königstochter und entbrennt in sexuellem Begehren. In einen Stier verwandelt, erscheint er Europa und trägt sie, nachdem sie auf seinen Rücken gestiegen ist, über das Mittelmeer nach Kreta. Auf der Insel angekommen, zeugt er mit ihr (nach Homer) zwei oder (nach Hesiod) drei Söhne. Es sind dies Minos, Rhadamanthys und Sarpedon, die – wie u. a. Kadmos, (seit Hellanikos von Lesbos) Europas Bruder, der auszieht, seine Schwester zu suchen – an verschiedenen Orten im Mittelmeerraum zu bedeutenden Gründern werden.⁷

Der maßgebliche Grund für die Persistenz der Verknüpfung *der* mit *dem* Europa liegt in der Gleichheit des Namens der Entführten und des Erdteils, der von Asien und Afrika abgegrenzt wurde. Wie im heutigen deutschen (aber anders als z.B. im englischen) Sprachgebrauch waren die Bezeichnungen im Griechischen und im Lateinischen identisch: gr. *Εὐρώπη*, *Eurṓpē*; lat. *Europa*. Europa als geographischer Begriff findet sich schon vor Herodot: Um 500 v. Chr. war die Welt, wie wir aus den *Fragmenten der Griechischen Historiker* erfahren, nach Hekataios von Milet in Europa bzw. *Εὐρώπη* (*Eurṓpē*) und Asien bzw. *Ἀσία* (*Asía*) geteilt (FGrH 1,36f.). Herodot führt in seinen *Historien* bereits einen dritten Erdteil auf: Libyen, das spätere Afrika; als Grenze zwischen Europa und Asien nördlich des Schwarzen Meeres gibt er den Rion oder den Don an (4,42–45). Genannt wird Europa zuerst im Homerischen *Apollon-Hymnos* (251, 291), bezeichnet aber nur Mittelgriechenland, während es bei Herodot häufig im Zusammenhang mit dem Hellespont vorkommt. Zudem bezeichnet es einen Teil Thrakiens. Der Geltungsbereich des Namens war mithin zunächst klein und nicht allgemeingültig festgelegt. Er wurde sukzessive ausgeweitet, im Westen bis zum Atlantischen Meer, im Norden bis nach Skandinavien. Eine politische Idee von Europa im heutigen Sinne gab es im Altertum nicht. Allerdings lassen sich ab dem fünften und vierten Jahrhundert v. Chr. Tendenzen einer ideologisierenden Operationalisierung des Europabegriffs unter anderem in Verbindung

7 Zu den antiken literarischen Zeugnissen vgl. Bühler 1968; zur Genealogie siehe a.a.O. 7–9 und 19–21. Eine Zusammenstellung antiker Versionen des Europamythos in deutscher Übersetzung findet sich in Renger 2003, 19–59, 222–226.

mit dem Zusammengehörigkeitsgefühl der Griechen in Abgrenzung von den Barbaren beobachten.

Wohl nicht zuletzt deshalb wurde die Namensgleichheit, wider allen Zweifel des Geschichtsschreibers Herodot, schon in der Antike im Verlaufe der Jahrhunderte regelrecht ausgeschlachtet, wobei eine Vielzahl zunächst existierender Europafiguren mit derjenigen identifiziert wurde, die am bekanntesten werden sollte: die entführte phönizische Königstochter.⁸ Bei vielen prominenten Dichtern, die auf die Verbindung der mythischen Frauengestalt und des Kontinents eingehen, ist von der Tatsache, dass Europa zahlreiche Namenscousinen hatte, nichts zu merken. Europa ist bei ihnen die weithin bekannte Europa: die vom obersten Gott in Stiergestalt nach Kreta verbrachte Prinzessin. Uneindeutigkeit oder Ambivalenzen sind nur insofern zu beobachten, als die Darstellungen der Entführten zwischen einem sich ängstigenden, klagenden Mädchen auf dem Rücken des Übermächtigen und einer den Gott wiederliebenden gefügigen Braut schwanken. Für die Überlieferung besonders wichtig waren neben Moschos, der die Entführung ausführlich in seinem *Europa-Epyllion* darstellt, insbesondere Horaz und Ovid. Sie flochten in ihre phantasievollen Dichtungen über Europa die Herleitung der Kontinentbezeichnung vom Namen der Entführten ein (Mosch. 2, 8–15; Hor. carm. 3,27; Ov. fast. 5,603–620). Unter anderem durch die Etymologien des einflussreichen Isidor von Sevilla (Isid. orig. 14,4,1) gelangte die Herleitung dann in die mittelalterlichen Schulbücher, wirkte zumal in Etymologien zur Erklärung der geographischen Bezeichnung „Europa“ fort und findet sich, mit erstaunlicher Häufigkeit, in vielen weiteren Medien bis heute.

Diese Version des Europamythos zur Herleitung des Erdteilnamens, die sich durchgesetzt hat, ist freilich nur eine unter vielen Varianten. Die Sichtung der verschiedenen Testimonien in der antiken Literatur und Kunst ergibt ein weit weniger einheitliches Bild, als es die genannten prominenten Dichter vermitteln. Wie vom Erdteil gab es bei den frühen Griechen auch von der mythischen Frauengestalt Europa unterschiedliche Annahmen, und ein- und derselbe Name bezeichnete Verschiedenes. Die ältesten Quellen berichten keineswegs einhellig von einer einzigen Europa. In der *Theogonie* nennt Hesiod, der Ende des achten, Anfang des siebenten vorchristlichen Jahrhunderts im boiotischen Askra lebte, Europa in einem Atemzug mit mehreren Schwestern als Tochter des Okeanos und der Thetys (Hes. theog. 357–360). In der *Ilias* und in Fragmenten, die von Hesiod überliefert sind, wird Europa als Tochter des Phoinix erwähnt (Hom. Il. 14,321; Hes. fr. 140.141,7f. M/W).

Der Blick auf Zeugnisse nach Homer und Hesiod bestätigt den Eindruck, dass die verschiedenen Figuren namens Europa in archaischer Zeit verschiedene Bedeutungen hatten. Sowohl Herodot als auch spätere Dichter und Mythographen sprechen von mehreren Gestalten, die alle Europa genannt wurden, z. B. von der Phoinix- oder von der Agenortochter, die Zeus entführte, aber auch von einer Thrakerin und von einer Okeanide (Hdt. 4,45,4–5; Schol. Eur. Rhes. 29). Europa erscheint in den verschiedenen Testimonien bisweilen als

8 Vgl. dazu auch Dombrowsky 1984, 41–46.

Heroine, bisweilen als Göttin oder Epiklese einer anderen Göttin, z.B. auch in Gleichsetzung mit Demeter oder Hera, nicht selten in Verbindung mit Heiligtümern, Tempeln, Kul-ten und Bildern. In der Forschung wurde u.a. deshalb vermutet, Europa sei ursprünglich eine Göttin, eine Mond- oder chthonische Erdgöttin, gewesen⁹ – eine Vermutung, die mit etymologischen Erklärungen des Namens, die diesen mit dem Wort „dunkel“ in Verbindung brachten, gestützt wurde.¹⁰ Auch denkbar und m.E. wahrscheinlicher ist, dass die Dimension religiöser Verehrung eine Folge der Prominenz des Mythos war; wissen wir doch, dass die Erzählung von Mythen das Bild der kultisch verehrten Gottheiten nicht unerheblich formte und beeinflusste. Wie auch immer es sich verhalten haben mag: In welchem Verhältnis zueinander Erzähl- und Kultpraxis in Europas Fall im Einzelnen standen, erlaubt die Quellenlage nicht zu entscheiden. Gewiss ist bei Betrachtung der überlieferten Zeugnisse nur, dass Erzähl- und Verehrungskultur stark ineinander diffundierten. Viele der, nach Darstellung der Dichter, lokalspezifisch signifikanten Europagestalten erfuhren, insbesondere im zentralgriechischen Boiotien und auf Kreta, ortsgebundene kultische Verehrung.¹¹

Eine Auswahl aus den vielen Zeugnissen Europas mag die Verschiedenheit ortsgebundener religiöser Signifikanz verdeutlichen:

Der in Boiotien geborene Pindar etwa erwähnt eine Quelle namens Europa im Zusammenhang mit den Flüssen Acheloos und Melas (Pind. Paean fr. 70,249b), und am boiotischen Kephisos soll Europa, die Tochter des Tityos, einen Sohn geboren haben (Pind. P. 4,44–47). Ferner findet bei Pindar, wie später auch bei Apollonius Rhodius und bei Pausanias im Zusammenhang mit der boiotischen Lokalsage von Europa, eine Höhle Erwähnung, in der Zeus Europa versteckt habe (Pind. P. 4,46; Apoll. Rhod. 1,179–184; Paus. 9,19,1). Von Pausanias haben wir zudem eine Notiz über einen Tempel der Demeter mit Beinamen Europa und des Zeus Hyetios, der im Hain des boiotischen Heros Trophonios von Lebadeia gestanden haben soll (9,39,4–5). Der Priester des Trophonios soll dieser Göttin als der Amme des Trophonios, der als Orakelgott verehrt wurde, geopfert haben. Sowohl die Höhle als auch die Verbindung mit der Fruchtbarkeitsgöttin Demeter, noch dazu in Nachbarschaft des Orakelgottes Trophonios, dessen Befragung in einer Höhle stattfand, legen einen chthonischen Charakter der Figur nahe. Es wird daher, wie oben bereits angedeutet, auch von der „böotischen Erdgöttin Europa“ gesprochen. Auf Kreta hingegen erfuhr die Europa Hellotis Verehrung. Ihr zu Ehren wurden, wie aus Theophrasts *Historia plantarum* (1,9,5), Plinius' *Naturalis historia* (12,11) und Athenaios (15,22,678b) zu schließen ist, alljährlich die Hellotia gefeiert; in ihrem Verlauf wurde ein Myrtenkranz mit den Gebeinen der Europa herumgetragen (*De Seleuco Homérico*. Fr. 52 Müller¹²). Kretische

9 Vgl. z.B. Escher-Bürkli 1907.

10 Vgl. Helbig 1884–1886, 1417f.; Escher-Bürkli 1907, 1287; Ninck 1945, 19; Pfligersdorffer 1966, 965; Schumacher 1990, 12; Musäus 2009, 344f.

11 Vgl. dazu (mit Nachweisen) Zahn 1983, 70–74; Schumacher 1990, 16.

12 Mueller 1891, 47.

Münzen insbesondere aus Gortyn zeigen ab dem fünften Jahrhundert v. Chr. Europas Bild, oft in Gestalt einer Baumnymphe, woraus auf ähnliche Traditionsstränge wie im Falle der Okeanide bzw. boiotischen Nympe zu schließen ist. Von wieder einer anderen Europa, nämlich einer Thrakerin, nach welcher der Kontinent benannt sei, berichtet Hegesippos von Mekyberna. Er nimmt die seinerzeit gängige Verknüpfung des Europa- mit dem Kadmosmythos auf. In Fragment 6 im Scholion zu Euripides, *Rhesus* 28 heißt es, von der Namensgleichheit irregeführt, sei Kadmos den falschen Weg gegangen, und nach dieser Europa sei alles Land im Norden benannt. Dass Europa in Thrakien auch in der Kaiserzeit eine wichtige Rolle spielte, bezeugen ebenfalls u. a. Münzprägungen.¹³

Am frühesten kursierte im gemeingriechischen Erzählschatz die von Homer und Hesiod genannte Tochter des Phoinix. Die Bezeichnung Europas als Phoinix-Spross lässt zwar nicht zwingend auf phönizische Herkunft schließen (Phoinix ist kein phönizisches Wort, es findet sich als geographischer Name in Griechenland von Epirus über die Peloponnes bis zu den Inseln und Lykien; als Appellativum bedeutet es, neben „Phönizier“ und einem sehr speziellen Vogel, „Purpur“ und „Dattelpalme“);¹⁴ Phönizien gilt aber in den meisten Quellen als Entführungsort Europas, Phoinix als König von Sidon oder Tyros und Europa daher als Phönizierin. An beiden Orten wurde an Europa gern angeknüpft: In Sidon gab es z. B. in späterer Zeit einen Tempel der Europa-Astarte, woher ab dem zweiten Jahrhundert v. Chr. Münzen mit dem Europa-Motiv bekannt sind; und in der pseudolukianischen Schrift *De dea Syria* heißt es, laut einem einheimischen Priester aus Sidon sei der Tempel der Astarte dort nach Europas Verschwinden errichtet worden (*De dea Syria* 4). In Tyros z. B. diene als konkrete Form der *memoria*, der Erinnerung an Europas Entführung, ein Fest.¹⁵

Spätestens ab dem fünften Jahrhundert v. Chr., als in der Mythologie maßgebliche Familienzusammenführungen stattfanden und die Griechen ihre Frühgeschichte, als die sie die mythische Zeit verstanden, chronologisch ordneten und festlegten, scheinen die diversen auf Boiotien, Thrakien, Kreta und Phönizien bezogenen Aussagen übereinander geblendet und die diversen Europagestalten mit der vom Göttervater Zeus in Stiergestalt entführten Phönizierin gleichgesetzt worden zu sein. Lokalsagen und -kulte dürften weiter bestanden haben. Im allgemeinen Erzählschatz der Griechen setzte sich aber die oben umrissene Fassung der Entführung durch. Verschiedene mythische und religiöse Vorstellungen und Gebräuche griechischen und orientalischen Ursprungs, lokaler, regionaler und panhellenischer Bedeutsamkeit wurden während dieses Kanonisierungsprozesses amalgamiert. Schließlich avancierte Europa zur Eponyme einer geographischen Einheit, die als nord- bzw. zentralgriechische Region ihren Anfang nahm und dann sukzessive ausgeweitet, wenn auch in der Antike nie genau geographisch umrissen wurde.

¹³ Vgl. dazu Zahn 1983, 78f.

¹⁴ Beekes 2004, 181–183 (ausführliche Erörterung der Wortherkunft und -semantik).

¹⁵ Vgl. dazu Bühler 1968, 45f.; Zahn 1983, 76f.

Parallel zu diesem Kanonisierungsprozess und der Ausweitung des geographischen Begriffs Europa ab dem fünften Jahrhundert v. Chr. (beide Entwicklungen können in diesem Beitrag nur knapp und nicht so ausführlich, wie es gebührte, dargestellt werden) kam es, wie allgemein in der griechischen Mythologie, zu einem zunehmenden Ausbau der Generationenabfolge der Europafamilie. Mit dem fünften Jahrhundert v. Chr. entstand in Griechenland eine neue Prosagattung, deren Gegenstand die altüberlieferten Erzählungen von Göttern und Heroen waren. Eine Vielzahl von Autoren, von denen nur der Name oder wenige Fragmente auf uns gekommen sind – z.B. Akusilaos von Argos, Pherekydes von Athen und Hellanikos von Lesbos, ferner Damastes von Sigeion, Hippias von Elis, Polos von Akragas – sammelten und verglichen, prüften und ordneten die tradierten Erzählungen und Genealogien, um sie zu (re)konstruieren und zu komplettieren. Wie andere Gestalten der griechischen Mythologie wurde im Zuge dieser ordnenden Aktivität auch Europa in einem erzählerisch und geographisch weiträumigen Geflecht auf immer vielfältigere Weise vernetzt. Sie wurde Gegenstand einer genealogischen Mythotopographie, die u.a. durch Schaffung von mythischen Memorialorten (Orten der Erinnerung an mythische Heroen und Heroinnen) Raum und Mythen integrativ-organisierend ordnete. Dabei griff das, was Max Weber in seinen Ausführungen zu ethnischen Gemeinschaftsbeziehungen in *Wirtschaft und Gesellschaft*, „subjektiven Glauben an eine Abstammungsgemeinschaft“ nennt. Wirksam wurde eine Art „Stammverwandtschaftsglauben“, wie er, so Weber, u.a. durch „Erinnerungen an Kolonisation und Wanderung“ gestützt wird.¹⁶ Anders formuliert: In bestimmten Gruppen wurde abgeleitete Herkunft in Form von Verwandten in auf- und in absteigender Linie geglaubt. Sie wurde als biologisches Faktum, also Gegebenheit der Natur erinnert und mittels dieser, mit Peter L. Berger und Thomas Luckmann gesprochen, „Verdinglichung“ zu einer wirksamen Potenz für „gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ zu Identitätszwecken.¹⁷ Was im Geiste kreiert worden war, galt als real.

Allgemeine genealogische Systematisierung unter Vernetzung verschiedener Mythenstränge war im antiken Griechenland überaus verbreitet. Sie begegnet nicht nur in den homerischen Katalogen, sondern auch, in besonders verdichteter Form, in den *Ehoiai*, die den Heroenmythos in systematisch katalogisierter Gestaltung der Stammbäume darstellen, und fand auch in Hesiods *Theogonie* elementar Anwendung. Ein Grund hierfür könnte darin gelegen haben, dass katalogische Darstellung Ausweis der Realienkompetenz eines Dichters war. In jedem Fall hatte die genealogische Systematisierung eine reale Basis. Genealogie als Ableitung der Herkunft in Form von Ahnenreihen in aufsteigender und Nach-

¹⁶ Weber 1972, 237 (Kap. IV, § 2: „Entstehung ethnischen Gemeinschaftsglaubens. Sprach- und Kultgemeinschaft“).

¹⁷ Berger/Luckmann 1966.

kommen in absteigender Linie war in frühen, durch Familienverbände geprägten Gesellschaften ein häufig verwendetes Mittel der Legitimation und (vermeintlich) historischen Erinnerung. Genealogisch miteinander verknüpfte Personen gehörten zu einer „Verwandtschaft“ („kinship“, „Sippe“; gr. συγγένεια, *syngéneia*), die bewusst hergestellt wurde. Dieses Verfahren der Verwandtschaftsherstellung wurde in Griechenland seit früher Zeit intensiv gepflegt. D.h., der geflechtartigen Verbindung einzelner Götter und Helden sowie ganzer Gruppen, wie sie Hesiod vornahm, liegt nicht etwa ein rein künstliches Prinzip zugrunde, das keinen historischen Bezug hat. Was auf die Welt der Götter und Helden projiziert wurde, war nicht erdacht, sondern fand bis tief in klassische Zeit hinein real gesellschaftliche Anwendung: Eine gängige Praxis vor allem griechischer Aristokraten, die übrigens auch Homers Epen abbilden, war es, sich mittels Verschwägerung und Gastfreundschaft mit Personen auch aus anderen Regionen und Ethnien zu verbinden.¹⁸ Durch Darstellung dieser Vorgänge auf Bildmedien und Integration in die griechische Literatur wurden sie zum Gegenstand allgemeingriechischer Erinnerung.

Es überrascht nicht, dass Genealogie in klassischer Zeit, als Ethnizität bei den Griechen zunehmend wichtig und politisch funktionalisiert wurde, regelrecht ‚in Mode kam‘.¹⁹ Unter der Impression der Perserkriege wurde der gedachte Gegensatz von „Gräzität“ und „Barbarität“, wie von Hans-Joachim Gehrke mehrfach dargelegt,²⁰ zur „Wir-Sie“-Standardantithese. Viele bedeutende mythische Figuren, die in der archaischen Zeit noch als Griechen gegolten hatten, wurden nun wieder ‚rebarbarisiert‘ und als Immigranten gehandelt – Edith Hall hat das z.B. fürs attische Drama nachgewiesen²¹ –, um später, bei den hellenistischen Mythographen, unter denen die Arbeit mit Genealogie einen Gipfelpunkt erreichte, wieder ‚hellenisiert‘ zu werden. Je nach Genre und soziokulturellem Kontext zielten die Darstellungen auf unterschiedliche Lokalitäten und Gruppen, und waren von den lebensweltlichen Bedingungen, unter denen sie verfasst wurden, geprägt. Autoren des fünften und vierten vorchristlichen Jahrhunderts etwa standen maßgeblich unter dem Eindruck und Nachwirken der Ereignisse der sogenannten Großen Kolonisation und der großen Kriege, erst der Perserkriege, dann der Peloponnesischen Kriege. Seit dem Hellenismus hingegen fanden in den Darstellungen die Expansions- und Migrationsschübe sowie Städtegründungen, die aus dem rund zehnjährigen Eroberungsfeldzug Alexanders des Großen resultierten, ihren Reflex. Es kam nun zu immer mehr mediterraner Mobilität auch ohne kriegesischen Anlass; zur Kommunikation der Poleis untereinander, wobei indigene Gemeinschaften freiwillig den Status griechischer Poleis annahmen. Diese Entwicklung fand nachhaltigen narrativen Niederschlag: Durch Erzählen zahlreicher Geschichten wurden die ursprünglich nichtgriechischen Gemeinschaften in die griechische

¹⁸ Vgl. dazu z.B. Herman 1987, insbes. 3–8, 142–146; Coldstream 1993.

¹⁹ Vgl. dazu z.B. Gehrke 2005; Miller 2005.

²⁰ Z.B. Gehrke 2003.

²¹ Hall 1989.

Geschichte integrativ-hellenisierend eingebunden – nicht zuletzt mittels Konstruktion von Verwandtschaftsbeziehungen.

Eine besonders wertvolle Quelle, die das Prinzip großflächigen Verknüpfens verwandtschaftlicher Beziehungsgeflechte zur Darstellung bringt, ist die sogenannte *Bibliothèque* oder *Bibliothèque Apollodors*, ein umfangreiches mythographisches Handbuch. Es zeigt deutlich, wie das genealogische Prinzip des Ordners und Vervollständigens wirkt. Europas Familie wird im dritten Buch unter den Nachfahren Ios bzw. ihres Vaters Inachos geführt. Ihre Blutsbande reichen u.a. bis zum thebanischen Herrscherhaus (3,1–95); mithin sind auch Ödipus und seine Kinder mit ihr auf gemeinsame Abkunft festgelegt. Die *Bibliothèque* wird Apollodor aus Athen, dem Gelehrten, der im zweiten Jahrhundert v. Chr. lebte, zugewiesen, stammt aber aus der Kaiserzeit, möglicherweise aus dem ersten oder zweiten Jahrhundert n. Chr. Umstritten ist, ob das Werk indirekt auch auf Apollodor zurückgehendes Material enthält. In jedem Fall bietet es, bei aller gewiss auch individuellen Gestaltung der Mythologie, einen Blick auf archaische Schichten des Dargestellten. Zitiert es doch eine beträchtliche Menge älterer Schriftsteller wie etwa die oben erwähnten Autoren Akusilaos von Argos und Pherekydes von Athen, deren Darstellung zum Teil in vorhomerischer, mündlicher Tradition wurzelt.

In Hinblick auf die Frage nach Mobilität in der Antike ist es signifikant, dass die *Bibliothèque* viele Verwandte der Europa, die im Laufe der Jahrhunderte in den immer weiter ausgearbeiteten genealogischen Stemmata ihrer Familie einen Platz fanden, gesammelt so zeigt, wie sie auch in vorausgehenden Einzeldarstellungen erscheinen: als bedeutende Migrationsfiguren mit Eponymenfunktion. Fast alle Figuren in Europas Familie wandern, und kaum eine wird nicht entweder Stammvater bzw. -mutter oder ist eponymer Gründer und Anführer (gr. κτίστης, *ktístēs*). So heißt es z. B. über Europas Brüder, ihr Vater habe sie nach dem Verschwinden ihrer Schwester auf die Suche geschickt, mit der Auflage, erst zurückzukehren, wenn sie sie gefunden hätten (3,3). Die Brüder hätten, als die Suche vergeblich gewesen sei, den Plan ihrer Heimkehr verworfen und sich, der eine hier, der andere dort, angesiedelt: „Phoinix in Phoinikien, Kilix nahe bei Phoinikien; er nannte das ganze Land, das beim Fluss Pyramos liegt, nach sich selbst Kilikien; Kadmos und seine Mutter Telephassa ließen sich in Thrakien nieder. Ebenso siedelte sich auch Thasos an, der in Thrakien eine Stadt namens Thasos gründete“ (3,4). Europa habe, so fährt Pseudo-Apollodor fort, Asterios, den Herrscher von Kreta geheiratet und ihre drei Söhne Minos, Sarpedon und Rhadamanthys aufgezogen. Die beiden ersteren aber seien in Streit um den Knaben Miletos geraten, den sie beide liebten; und der Knabe sei nach Karien gegangen, wo er die Stadt Miletos begründet habe. Sarpedon habe für Kilix, der mit den Lykiern Krieg führte, gekämpft, wobei ihm ein Teil des Landes zufiel und er König von Lykien wurde. Rhadamanthys sei nach Boiotien gegangen, wo er Alkmene geheiratet habe. Nur Minos sei auf Kreta geblieben und habe dort zahlreiche Nachfahren gezeugt (3,5–7). Pseudo-Apollodors katalogische Darstellung zeigt beispielhaft sehr schön, wie mittels Genealogie Vergangenheit als ein in sich bewegtes und kausal verknüpftes Zeit-Raum-Gebilde konstruiert wird,

in dem jede Person bzw. Figur eine Position einnimmt und eine Identität hat bzw. eine solche stiftet. Beim Lesen entsteht unweigerlich der Eindruck, dass viele der Figuren – vor allem die Eponymen, deren Name als Inbegriff und Zentralsymbol der Großgruppen, die ihn kollektiv trugen, jeweils von dem des Kollektivs hergeleitet war – im Wesentlichen Kunstfiguren waren.

Die Eponymenfunktion der Migrationsheroen und -heroinnen aus Europas Familie ist in Texten und Bildern außerhalb der *Bibliothek* schon in archaischen und klassischen Quellen (aber auch hellenistischen und solchen der Kaiserzeit) ebenfalls reich dokumentiert. Überblicksartikel zu den einzelnen Figuren in einschlägigen Sachlexika wie z.B. *Paulys Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft* zeigen dies sehr deutlich. Aus ihnen geht auch hervor, dass an Europas Verwandte seit allerspätestens dem vierten Jahrhundert v. Chr. regelmäßig Gründungsmythen geknüpft wurden: Aus den verschiedenen Wanderungen der Familienmitglieder resultierten Niederlassungen, Errichtungen und Besiedelungen verschiedener Stätten – Kultplätze, Tempel, Städte u.a.; sie umgriffen das Mittelmeer- und Schwarzmeergebiet, also genau den Raum, in dem Griechen sich im Verlauf der wechselvollen Migrations- und Expansionsprozesse der sogenannten Großen Kolonisation von Mitte des achten Jahrhunderts bis etwa 550/500 v. Chr. in Städten nach griechischem Muster ansiedelten. Genannt seien hier, als zwei Beispiele bei prominenten Autoren, Io und Europa selbst: Europa gelangte laut Herodot 4,45,5 von Phönizien nicht nur nach Kreta, sondern von dort auch nach Lykien. Und ihre Ahnin Io wandert in Aischylos' *Prometheus Desmothes* von Argos über Dodona erst zum Ionischen und dann zum Schwarzen Meer, begegnet Skythen und Amazonen und kommt schließlich nach Ägypten; die Nachfahren, die sie auf der Reise hinterlässt, kehren zum Teil nach Argos zurück. An Io wird mit besonderer Transparenz deutlich (s. hierzu auch weiter unten): Je größer die Mobilität einer Figur mythologischer Darstellung nach war, je mehr Orte sie passierte, desto vielfältiger waren sowohl die an sie geknüpften Mythen, Kulte und Stätten auf jeweils spezifisch lokaler Ebene als auch darüber hinausgehende Bezüge von ethnischer, regionaler und panhellenischer Dimension. Eine Figur, die viel wanderte, war besonders anschlussfähig. Verschiedene Gruppen bezogen sich auf sie, je nachdem wo und wie sie Ansatzmöglichkeiten sahen und welcher Art ihre Aussagebedürfnisse waren: Die an eine Migrationsfigur geknüpften Mythen und Kulte konnten funktionalisiert werden, um freundschaftliche Bande und friedliche Koexistenzen verschiedener Gruppen zu fördern und bei konfligierenden Gebietsansprüchen zu vermitteln oder, umgekehrt, Feindschaft und Besitznahmen zu rechtfertigen.

3.

Wie bereits deutlich geworden sein dürfte, ist die Koinzidenz der Mittelmeer- und Schwarzmeer-Topographie in Geschichte und Mythos kein Zufall. Hinter der Vorstellung der primordialen Gestalt des eponymen Gründers standen reale Ereignisse und komplexe

Prozesse, die von Interessen wie Handel, Besitz, Herrschaft, Landnahme und Besiedelung und deren jeweiliger Legitimierung bestimmt waren.²² Griechen verließen im Zuge der Großen Kolonisation die Peloponnes und gingen nach Nordafrika, Kleinasien, in die nordpontischen Gebiete und den Vorderen Orient, nach Südfrankreich und Spanien, Dalmatien, Sizilien und Süditalien. Die Grenzen, welche die Eponymen und Gründer in der Mythologie passierten und neu setzten, die Gebiete, welche sie durchmaß, waren mithin tatsächlich viel durchreist und durchwandert. Die wechselvollen Zeiterfahrungen prägten die Erzählkultur derart, dass der geographische Raum zugleich ein Raum mythotopographischer Identitätsbildung im Spannungsfeld von Einheit und Pluralität war. Die Griechen spannen in ihm und spannten durch ihn – während sie jeweils an verschiedenen Gruppenidentitäten arbeiteten, aber auch sukzessive im Sinne einer gemeingriechischen Sache ihre Identität als „Hellenes“ mit einer gemeinsamen Sprache und einem gemeinsamen verbindlichen Pantheon herausbildeten – narrativ ein Netz von Bewegungen und Beziehungen. Dabei wurden verschiedenste Komponenten gegenwärtiger Ordnungen als frühe oder gar früheste Setzungen in die Vergangenheit oder gar in einen imaginären Ursprung verlegt; und genealogische Beziehungen bildeten den Nexus der historisierenden Entwürfe. Für die Phänomene Mobilität und Migration bedeutete das in der erzählerischen Darstellung: Gewandert wurde bereits früher – von den Vorfahren, die schon vor langer Zeit maßgeblich gründend und zeugend tätig waren.

Die Forschung hat diese narrative Rückprojektion in die Vergangenheit kontrovers diskutiert. Jonathan M. Hall z.B. geht in seiner Diskussion von Wesen und Ausdrucksformen ethnischer Identität im antiken Griechenland so weit, die Historizität bestimmter literarisch überlieferter geographischer Bewegungen, vor allem der Ionischen Wanderung, grundsätzlich zu bezweifeln.²³ Die hier angestellten Überlegungen wollen sich dieser Extremposition nicht anschließen. Betont sei: Wir wissen nicht, wie die diversen Wanderungsbewegungen von der Bronzezeit über die sogenannten Dark Ages bis in die Archaik im Einzelnen verliefen; Konstruktionsversuche werden wohl stets eine hypothetische Note behalten. Wir können aber davon ausgehen, dass Erzählungen von Wanderungen tatsächlich historische Bewegungen widerspiegeln. Damit soll nicht etwa behauptet werden, dass bestimmte Mythen umfassende Wanderungen von Großstämmen wie Aiolern, Ionern und Dorern abbilden; dass solche Wanderungen Konstrukte sind, ist inzwischen Konsens.²⁴ Vertreten sei vielmehr die These, dass in Erzählungen von Wanderungen reale und erfundene Ereignisse in jeweils verschiedenen Mischverhältnissen verbunden sind; dass es Migrationen gegeben hat, ihr historischer Kern aber nicht mehr eruierbar ist. Dieser Befund ist insofern unproblematisch, als – das hebt, unter Anschluss an Jan Assmanns Theorie des „Kulturellen Gedächtnisses“, auch Hans-Joachim Gehrke hervor – der Erinne-

22 Prinz 1979, insbes. 1–15 (Einleitung).

23 Hall 1997.

24 Vgl. dazu z.B. Gehrke 2000; Hall 2002, 56–89.

rungsfaktor wesentlich ist; und der ist letztlich historizitätsunabhängig. Bestimmte Erinnerungen sind für Gemeinschaften bzw. soziale Gruppen, die als solche nur existieren, wenn sie die Lebensspannen der ihnen zugehörigen Individuen überschreiten, konstitutiv; und sie werden beständig durch Rituale, Denkmäler, Bilder und nicht zuletzt Erzählungen, gepflegt.²⁵ Dabei zählt nicht reale, sondern nur erinnerte Geschichte bzw. wird, mit Assmann gesprochen, „faktische Geschichte in erinnerte und damit in Mythos transformiert“.²⁶

Die Migrationsmythen von Europa und anderen Eponymen ihrer Familie gehörten zu eben dieser Art von Erzähl- und Erinnerungskultur. Es sind Erzählungen, mit denen qua Erinnerung das betrieben wurde, was Gehrke mit Blick auf die Griechen „Vergangenheitsrepräsentation“ nennt: narrative Erzeugung von großer temporaler Tiefe durch Amalgamierung von Mythos und Geschichte zum Zwecke von Ortsbestimmung, Selbstvergewisserung sowie Identitätsstiftung und -wahrung.²⁷ Die Funktionsspanne der einzelnen mobilen Familienmitglieder Europas war dabei sehr breit. Sie wurden innerhalb der Vielzahl verschiedener Gruppen und Großgruppen in Kleinasien und dem Vorderen Orient, auf Kreta und auf dem griechischen Festland durch die Jahrhunderte hindurch auf mannigfaltige Weise in Anspruch genommen. Wie Europa – zu ihr wurden oben in Bezug auf einen ausgewählten Bereich ihres Vorkommens, nämlich dem lokaler religiöser Verehrung, einige Beispiele gegeben – fungierten auch ihre Verwandten als lokale, regionale und kommunale, innerstädtische und über einzelne Poleis hinausreichende Referenz- und Identitätsfiguren, die für eine Diversität von Erinnerungen an frühe Zeiten verschiedentlich vereinnahmt wurden.

Ein Beispiel für diese vielfältige Funktionalisierung ist Kadmos. Die Erzählung davon, wie er auf der Suche nach Europa aus Tyros (Hdt. 2,49,3; Eur. Phoen. 639) bzw. Sidon (Eur. Phrixos TrGF 819²) nach Griechenland gelangt, wo ihm das Orakel in Delphi rät, die Suche aufzugeben und einer Kuh zu folgen, die ihn schließlich nach Boiotien führt, wo er Theben gründet, hat viele verschiedene Phasen der Entwicklung und Vereinnahmung durchlaufen.²⁸ Kadmos' Geschichte ist ein bezeichnender Reflex der Tatsache, dass jeder Grieche zwar zu einer spezifischen Polis gehörte, diese Polis aber durchaus Verwandtschaftsbeziehungen mit anderen Poleis und daher Zugang zu deren Sprache, Sitten, Ritualen und Mentalitäten haben konnte. Der Kadmosmythos bewährte sich in der Überlieferung zunächst als Zeugnis von Thebens Position als Hegemonialmacht in Boiotien und erhielt in dieser Bedeutung durch genealogische Vernetzung, zumal vor dem Hintergrund des griechisch-persischen Gegensatzes, gesamtgriechische Signifikanz. Bei näherer Betrachtung der Entwicklung des Mythos fällt auf, dass die frühen Quellen, Homer und He-

25 Gehrke 2008.

26 Assmann 1988; Assmann 1997, 19–21, 24, 48–66.

27 Gehrke 2008, 10.

28 Vgl. dazu z. B. Miller 2005, 79–84; Kühn 2006, *passim*.

siod, von Kadmos' Verwandtschaft mit Europa noch nichts wissen. Die Annahme phönizischer Herkunft des Kadmos wurde erst im fünften Jahrhundert v. Chr. vorherrschend. In den Testimonien bis zum sechsten vorchristlichen Jahrhundert erscheint Kadmos als Stammvater des Herrschergeschlechts auf der thebanischen Kadmeia, Thebens Akropolis. Dass er als Phönizier galt, ist erst durch Bakchylides (Dithyr. 3,18; 5,46) belegt; und erst Hellanikos weist, wie oben erwähnt, Kadmos als Bruder der Europa aus (Hellanikos FGrH 4 fr. 51), deren eigenes Stemma als Phoinixspross nach Kleinasien deutet.²⁹ Europa und Kadmos wurden offenbar über Zuweisung zu einem gemeinsamen Vater, Agenor, dem König in Sidon, genealogisch verbunden, mit der Folge, dass Kadmos als mobiler Phönizier, seine Gründung Thebens als koloniale Ktisis und die phönizische Stadt Sidon als Thebens Metropolis erschienen. Darüber hinaus ließ sich Kadmos als Identifikationsfigur von den Argivern in Dienst nehmen – angesichts der Kämpfe Thebens mit Argos, wie sie sich im Sagenstoff der *Sieben gegen Theben* und ihrer Söhne, der *Epigonen*, andeuten, eine pikante Variante der Mythenvereinnahmung. Agenor stammte von der argivischen Io ab, der Tochter des Königs Inachos von Argos (Aischyl. Prom. 589f.; Bakchyl. 19,18 u.a.). So betrachtet, erscheint Kadmos als Argiver³⁰ und Theben als „[home] away from home“, wie Carla Antonaccio den Begriff Apoikia in ihren Überlegungen zur Bildung hybrider Identitäten während der Großen Kolonisation treffend übersetzt: als Siedlung bzw. Neugründung der Argiver außerhalb des Gebietes ihrer Mutterstadt.³¹

Wie Kadmos lokalisierten die Griechen auch Io in ihrem (durch weitläufige Verwandtschaft strukturierten) mythischen Vergangenheitsraum, den sie als ihre Geschichte ansahen. Wie Kadmos – auf seine Abstammung von Io weist u.a. Bakchylides hin (Bakchyl. 19,15–43, insbes. 39–43) – ist Io eine wichtige Figur in der Mythistorie der Griechen. Während der als Einführer der Schrift und Kulturbringer gefeierte Burgherr durch seinen Aufbruch aus Phönizien, Wanderung über Delphi und schließlich die Gründung des thebanischen Königshauses in griechischer Wahrnehmung für Ursprünge ‚griechischer Kultur‘ steht,³² ist es bei seiner Ahnin ihre Funktion als frühe Repräsentantin der Argiver, die sie zum figural-topographischer Marker ‚griechischer Zivilisation‘ macht: Sie weist hin auf die Argolis mit ihren mykenischen Burganlagen, deren Ruinen den Griechen archaischer und klassischer Zeit zur Erinnerung an eine heroische Vergangenheit dienten. Dabei ist, wie Kadmos auf seine Weise, auch Io ein Beispiel für Verwandtschaftsbeziehungen von Griechen mit Griechen anderer Regionen und Poleis – und zugleich ein Beispiel der Bedeutung von Genealogie für die Bestimmung der eigenen Herkunft und Identität. Die verbindende Funktion qua Rückerinnerung, die ihr als ‚Migrantin‘ eignete, wurde seit frühester Zeit vielfach geltend gemacht. Ios Bekanntheit belegen bereits Epen des sieben-

29 Vgl. dazu Kühn 2006, 91–93, 100–106.

30 In diesem Sinne Scheer 1993, 319 (zu Kadmos 307–320).

31 Antonaccio 2007, 204 (zu den Termini Metropolis und Apoikia).

32 Vgl. dazu Kühn 2006, 103–106.

ten Jahrhunderts v. Chr., *Aigimios* (Hes. fr. 294; 296), *Danais* (EpGF p. 141) und *Phoronis* (EpGF p. 153–155); auf ihnen beruhen sowohl die Berichte der Historiker Akusilaos von Argos (FGrH 2 fr. 26f.), Pherekydes von Athen (FGrH 3 fr. 67) und Herodot (Hdt. 1,1; 2,41; 3,27) als auch lyrische und dramatische Darstellungen (Pind. N. 4,35; Bakchyl. 19; Aischyl. Suppl. 291–315; Prom. 561–900; Soph. Inachos TrGF IV fr. 269a; Eur. Phoen. 247f.; 676–681).³³ Die Testimonien weisen auffällige Strukturäquivalenzen zu Europas Geschichte auf: Wie Europa musste die argivische Herapriesterin ihre Heimat verlassen, weil der Göttervater sie begehrte; wie Europa gründete Io mit Zeus ein neues Geschlecht.³⁴ Es sei nicht versäumt zu erwähnen, in welchem bedeutungsvollen Zusammenhang sich Io und Europa, jene nach Ägypten, diese nach Kreta gekommen, zu Beginn der *Historien* Herodots befinden: Die beiden werden hier zur tieferen Ursache für die politischen Spannungen gemacht, die 490 und 480/79 in den gegen Athen und Hellas gerichteten Perserfeldzügen kulminierten.³⁵ Der Aussage persischer Gewährsleute folgend, will Herodot die Argiverin von Phöniziern nach Ägypten entführt wissen und macht sie damit zum ersten Glied einer Kette von Frauenrauben in mythischer Zeit, in der Europas Entführung aus Phönizien als Gegenschlag der Griechen und der Trojanische Krieg als Endresultat erscheinen (Hdt. 1,2,1). Auf diese Weise definiert er den Konfliktbereich, in dem Perser und Griechen gegeneinander antraten und sich von einander abgrenzten.

Zur Prominenz der Argiverin trug ihr besonders hoher Mobilitätsgrad bei: Io war gleichsam Prototyp der mythischen Migrationsfigur; keiner ihre Nachfahren reichte an sie heran. In eine Kuh verwandelt, durchwanderte sie Nordgriechenland, das ionische Meer, das nach ihr benannt sein soll (Aischyl. Prom. 839–841), ebenso wie den Bosporos (Aischyl. Prom. 733) und gelangte über Skythien und Asien nach Ägypten (Aischyl. Suppl. 540–573; Prom. 707–735; 790–815; 829–847). Wohin die autochthone Argiverin auch kam, hinterließ sie Nachkommen, die in der Zusammenschau als *ein* Volk erscheinen. In Ägypten schließlich gebar Io dem Zeus den Epaphos, der bei Aischylos beispielhaft als wichtiges Bindeglied zwischen seinen Eltern (als Urahnengeneration) und den Folgegenerationen – zwischen Vergangenheit und Gegenwart – erscheint: In ununterbrochener Kette stammen von ihm erst Libye (oder Libya), dann Belos und schließlich Aigyptos und Danaos ab (Aischyl. Suppl. 313ff.; Prom. 848–858 u.a.). Dessen Töchter, die Danaiden, verweisen in den *Hiketiden* bei ihrem Gesuch um Asyl in Argos nachdrücklich auf ihr weit in die Vergangenheit reichendes Geschlecht, ihre argivische Abstammung (von Io und deren Sohn Epaphos), und somit auf die Verbindung „Argos–Ägypten“. Aischylos thematisiert auf diese Weise u.a. die Problematik der Generationendependenz im Verhältnis von Genos und Polis.³⁶ Freilich war der alte attische Tragiker nicht der einzige, der, über den Mythos von Io

33 Zu weiteren Quellen s. z.B. Eitrem 1916 und Yalouris 1990.

34 Auf die Analogien der beiden Mythen hat die Forschung mehrfach hingewiesen, vgl. zuletzt Kühr 2006, 94f.; Kühr 2009, III f.

35 Vgl. dazu z.B. Cobet 1996, 408.

36 Ausführlich Föllinger 2003, 218–235.

und Epaphos, die alte Verbindung „Argos–Ägypten“ aufgriff. Die Verbindung wurde zum Zwecke eigener Aussagen immer wieder thematisiert (vgl. z. B. auch Pind. N. 10,5). Zurückzuführen ist dies – u. a. – auf das Interesse der in Ägypten siedelnden Griechen, insbesondere Kyrenes, die mit dem Mythos Anteil am griechischen Kosmos zu reklamieren suchten.³⁷

Wie den Vorfahren Europas kommt auch ihren Nachkommen, den Söhnen, die aus der Verbindung mit Zeus hervorgingen, im mythischen Vergangenheitsraum der Griechen eine wichtige Position zu. Deuten Europas Ahnin Io und Libye, die autochthone Frau bzw. Königstochter aus Ägypten, zurück auf frühe kulturelle Verflechtungen im Mittelmeerraum, in denen Ägypten eine maßgebliche Rolle spielte, so sind Minos, Rhadamanthys und Sarpedon mythische Repräsentationsfiguren einer späteren machtvollen Dynastie auf Kreta. Die Geschichten, die sich um sie ranken, sind ein bedeutsamer Reflex griechischer Rückerinnerung an eine legendäre Zeit, in der Kreta die größte Macht in der Ägäis war.³⁸

Freilich variiert auch diese Rückerinnerung nach Zeitstellung und soziokultureller Verankerung der Autoren; die Zusammenschau der Testimonien ergibt daher ein höchst widersprüchliches Bild. Dies gilt insbesondere für Minos, den prominentesten Spross der Vereinigung Zeus' und Europas. Der Herrscher von Knossos, nach dem die minoisch genannte Hochkultur Kretas (3000–1450 v. Chr.) benannt ist, hatte – nach Thuk. 1,4 als erster – eine große Flotte, mit deren Hilfe er über eine ausgedehnte Seeherrschaft verfügte (vgl. auch Hdt. 3,122), Seeräuber bekämpfte und viele Siedlungen gründete, u. a. auf den Kykladen (Diod. 5,84,1), wo er seine Nachkommen als Herrscher einsetzte. Von Europas drei Söhnen kommt ihm bei den Griechen nicht nur wegen seiner Herrschaft zu Wasser und zu Lande, seiner Gründeraktivität und weiträumigen Kommunikation das überwiegende Interesse zu, sondern auch infolge seiner innigen Beziehung zum obersten Griechengott selbst, der ihn persönlich erzog, sowie infolge der hieraus resultierenden Tätigkeit: Minos wurde Richter und erster Gesetzgeber Kretas bzw. der Menschheit überhaupt – und damit auch *der* Nomothet der Griechen (Ps.-Plat. Min. 318c–e). Er erhielt, so wollten die Griechen wissen, seine Ausbildung als Richter und seine Gesetze vom Göttervater bei hierzu regelmäßig gepflegten Unterredungen in einer Höhle (Plat. leg. 1,624a; Diod. 5,78,3). Dass es in Homers *Odyssee* heißt, er habe als Richter auch posthum in der Unterwelt gewirkt (Hom. Od. 11,568–571), hing damit zusammen, dass sein Ruf in dieser Tätigkeit außerordentlich gut war. In früher epischer Darstellung kam Minos als inniger Vertrauter und Sprachrohr des Zeus sehr viel besser weg als etwa in der attischen Tragödie, die ihn, da er der vermeintliche Besieger Attikas war, in ungünstigem Licht zeigte, während der eigene Großheros Theseus, der attischen Darstellung nach gegen den grausamen, un-

37 Zur Entwicklung des Inachidenstemmas (der Flussgott Inachos galt als Vater der Io; damit ist Io autochthone Argiverin) s. vor allem West 1985, 145–152; Yalouris 1990, insbes. 663f.; Gantz 1993, 202.

38 Vgl. Chaniotis 2004, 17–35.

gerechten, tributheischenden Minos vorging, in hellem Licht erstrahlte.³⁹ Die Diskrepanzen in der Darstellung ein- und derselben Person fielen schon antiken Autoren auf, so dass geschlossen wurde, es habe zwei Herrscher mit Namen Minos gegeben (Diod. 4,60,3). Für die nachklassische Zeit bis hin zu Diodor lässt sich insgesamt beobachten, dass wieder ein eher positives Bild gezeichnet wird, das auf die nomothetische und politikbegründende Leistung des Zeus abhebt, die sich in Minos, der seines Vaters in Gerechtigkeit und Tapferkeit würdig ist, reproduziert und konkretisiert.⁴⁰

Als Minos nachgeordnet erscheint in der Überlieferung Rhadamanthys, der seit der *Ilias* (Hom. Il. 14,322) regelmäßig als Bruder von jenem geführt wird (z.B. Ps.-Plat. Min. 318d; Lukian. de luctu 7). Rhadamanthys gilt ebenfalls als Gesetzgeber auf Kreta sowie als Herrscher über die ägäischen Inseln und scheint überdies in Mittelgriechenland – in Boiotien war er als Gemahl der Alkmene bekannt (s.o.) – recht bedeutsam gewesen zu sein. Ihm wurden wichtige Rechtsgrundlagen für das griechische Prozesswesen zugeschrieben (Plat. leg. I, 625a), u.a. der Eid beider Parteien, an den der Richterspruch zu binden sei (Plat. leg. 12,948b-c).⁴¹ Auch das *ius talionis*, das Wiedervergeltungsrecht, und die Sitte, nicht bei Götternamen, sondern Tieren zu schwören, wurden auf ihn zurückgeführt (Aristot. eth. Nic. 1132b 25f.; Porph. de abstinentia 3,16). Rhadamanthys galt, im Vergleich zu seinem älteren Bruder, weitaus weniger als Machtmensch und wurde daher auch seltener negativ gezeichnet. Das gilt auch für den dritten Bruder, Sarpedon. Er soll nach Herodot, der angibt, die Lykier stammten ursprünglich aus Kreta, infolge eines Thronstreites mit Minos aus Kreta vertrieben worden und König der Lykier geworden sein (Hdt. 1,173). Andere Quellen nennen Sarpedon als Gründer von Milet (z.B. Ephor. fr. 127); in jedem Fall war auch er ein mobiler Heros. Nach Diodor (5,79,3) war er der Großvater des Kämpfers Sarpedon, der den Griechen durch besonders tapfere Teilnahme am Trojanischen Krieg positiv auffiel.⁴²

Es ließen sich an dieser Stelle sehr viel weitergehende Überlegungen zu sowohl den Söhnen als auch anderen Verwandten Europas anstellen. Vieles konnte hier nur angeschnitten werden und wäre zu entwickeln, um zu zeigen, wie komplexe Prozesse der Rezeption und Translation dazu führten, dass Wanderungen durch den Mittelmeerraum, wie von der nach Kreta verbrachten Europa paradigmatisch ‚verkörpert‘, zu Gedächtnisfiguren wurden, die noch die heutige europäische Kultur prägen. Doch ist der zur Verfügung stehende Raum erschöpft. Die knapp angeführten Beispiele müssen genügen, um zu verdeut-

39 Für Überblicksdarstellungen zu Minos s. z.B. Hoeck 1828, 45–56; 181–214; Helbig 1894–1897; Poland 1932; Bažant 1992.

40 Vgl. dazu Gehrke 1997, 61–64.

41 Für Überblicksdarstellungen zu Rhadamanthys s. z.B. Hoeck 1828, 45–56; 181–214; Jessen 1909–1915; Xagorari 1994.

42 Diodor versuchte so, mythenpragmatisch das von vielen Autoren bemerkte chronologische Problem zu lösen, dass der vor Troja kämpfende Sarpedon nicht in Minos' Zeit gehören konnte. – Für Überblicksdarstellungen zu Sarpedon s. z.B. Hoeck 1828, 45–56; 181–214; Immisch 1909–1915; von Bothmer 1994.

lichen, wie vielfältige Anknüpfungs- und Legitimationsmöglichkeiten die genealogisch vernetzten Migrationsfiguren für verschiedene Formen einer Erinnerungspflege, die auf große zeitliche Tiefe setzte, boten. Mittels genealogischer Darstellung wurde vermeintliche Historie auf gekonnte Weise narrativ zur Schau gestellt. Geschichten von Zeus und den verschiedenen Heroinnen und Heroen wurden zuhauf erzählt und nicht zuletzt in den Aktionsfeldern von Heiligtümern, Tempeln, Kultbildern und Ritualen auf verschiedenste Weise memoriert, indem ältere Informationen aufgegriffen und für eigene Aussagen über bestimmte Lokalitäten und Gruppen abgeändert wurden. Eines der Hauptprinzipien war es dabei, um ein vielzitiertes Wort Klaus Heinrichs zu verwenden, „die Macht der heiligen Ursprünge“ fächerartig „auf das von ihnen Abstammende, aus ihnen Abgeleitete“ zu übertragen.⁴³

Diese religiöse Komponente bei der narrativen Erinnerungspflege sei hier abschließend noch einmal herausgestellt: Am Anfang des Erzählens der griechischen Mythen, die um die Geschichte der Entführung Europas gruppiert sind und zu deren Prominenz nicht unwesentlich beigetragen haben dürften, steht der *hieros gamos*, der sich als in vielerlei Hinsicht fruchtbar erwies: Die Vereinigung des Zeus mit den Migrationsheroinnen Io und Europa brachte, so erzählten die griechischen Dichter, jeweils ein neues Geschlecht hervor. Dieses Geschlecht war, wie oben exemplarisch an der Minos-Generation gezeigt, nicht nur aufgrund seiner bloßen Abstammung vom griechischen Göttervater bedeutend. Es war auch deshalb von substantieller Wichtigkeit, weil sich Zeus mit seinen Qualitäten in ihm reproduzierte und konkretisierte und weil es, wie für bestimmte Eliten in früher Zeit tatsächlich typisch, eine außerordentlich hohe Mobilität aufwies. Durch diese Mobilität wurde der ‚heilige Samen‘ des obersten Griechengottes in seinen qualitativen Konkretisierungen gleichsam durch den Mittelmeerraum getragen und in ihm verstreut.

Anders formuliert: Die mobilen Heroinnen, mit denen sich Zeus verband, und die Geschlechter, die hieraus hervorgingen, spielen im Prozess der Besiedelungen, Auseinandersetzungen und Kulturbildungen im Mittelmeerraum eine wichtige Rolle und verweisen auf bedeutende Wurzeln griechischer bzw. von den Griechen adaptierter Geschichte und Kultur. Mit den Erzählungen hiervon definierten die Griechen ihre Ursprünge mythisch und verwiesen auf deren „heilige Macht“; zugleich erfuhren verschiedenste Prozesse im Mittelmeer- und Schwarzmeergebiet durch Übersetzung in griechische Geschichten eine Hellenisierung. Es wäre m. E. lohnend, umfänglich zu unternehmen, wozu dieser Artikel angeregt haben mag: Aus dem komplizierten Geflecht von Überlieferungen für die einzelnen Figuren und Generationen der Europafamilie zeit- und regionenspezifische ‚Schichten‘ herauszupräparieren, um herauszufinden, wie die einzelnen Familienmitglieder im Kontext welches Lebensbereiches und welcher jeweiligen historisch-politischen Entwicklung zwecks Konstruktion von Wirklichkeit genealogisierend funktionalisiert wurden.

43 Heinrich 1966, 12.

Literaturverzeichnis

Antonaccio 2007

C. Antonaccio, „Colonization: Greece on the Move, 900–480“. In: H. A. Shapiro (Hrsg.), *The Cambridge Companion to Archaic Greece*, Cambridge 2007.

Assmann 1988

J. Assmann, „Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität“. In: J. Assmann/T. Hölscher (Hrsgg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt a.M. 1988, 9–19.

Assmann 1997

J. Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1997.

Bažant 1992

J. Bažant, Art. „Minos I“. In: *LIMC* 6.1 (1992), 570–574.

Beekes 2004

R. S. P. Beekes, „Kadmos and Europa, and the Phoenicians“. In: *Kadmos* (43) 2004, 167–184.

Berger/Luckmann 1966

P. L. Berger/T. Luckmann, *The Social Construction of Reality*, New York 1966; dt. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*.

von Bothmer 1994

D. S. von Bothmer, Art. „Sarpedon“. In: *LIMC* 7.1 (1994), 696–700.

Bühler 1968

W. Bühler, *Europa*. Ein Überblick über die Zeugnisse des Mythos in der antiken Literatur und Kunst, München 1968.

Chaniotis 2004

A. Chaniotis, *Das antike Kreta*, München 2004.

Chaniotis 2006

A. Chaniotis, „Die hellenistischen Kriege als Ursache von Migration: Das Beispiel Kreta“. In: E. Olshausen/H. Sonnabend (Hrsgg.), *„Trojaner sind wir gewesen“ – Migrationen in der antiken Welt*. Stuttgarter Kolloquium zur Historischen Geographie des Altertums 8 (2006), Stuttgart 2006, 98–103.

Cobet 1996

J. Cobet, „Europa und Asien – Griechen und Barbaren – Osten und Westen. Zur Begründung Europas aus der Antike“. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* (47/7–8) 1996, 405–420.

Coldstream 1993

J. N. Coldstream, „Mixed Marriages at the Frontiers of the Early Greek World“. In: *Oxford Journal of Archaeology* (12/1) 1993, 80–107.

Demandt 1998

A. Demandt, „Europa: Begriff und Gedanke in der Antike“. In: P. Kneissl/V. Losemann (Hrsgg.), *Imperium Romanum*. Studien zu Geschichte und Rezeption. Festschrift für Karl Christ zum 75. Geburtstag, Stuttgart 1998, 137–157.

Dombrowsky 1984

B. W. W. Dombrowsky, *Der Name Europas auf seinem griechischen und altsyrischen Hintergrund*. Ein Beitrag zur ostmediterranen Kultur- und Religionsgeschichte in frühgriechischer Zeit, Amsterdam 1984.

Eitrem 1916

S. Eitrem, Art. „Io“. In: *RE* 9.2 (1916), Sp. 1732–1743.

Escher-Bürkli 1907

J. Escher-Bürkli, Art. „Europe (1)“. In: *RE* 6.1 (1907), Sp. 1287–1298.

Föllinger 2003

S. Föllinger, *Genosdependenzen*. Studien zur Arbeit am Mythos bei Aischylos (Hypomnemata Bd. 148), Göttingen 2003.

Gantz 1993

T. Gantz, *Early Greek Myth*. A Guide to Literary and Artistic Sources, Baltimore/ London 1993.

Gehrke 1997

H.-J. Gehrke, „Gewalt und Gesetz. Die soziale und politische Ordnung Kretas in der Archaischen und Klassischen Zeit“. In: *Klio* 79 (1997), 23–68.

Gehrke 2000

H.-J. Gehrke, „Ethnos, Phyle, Polis. Gemäßigt unorthodoxe Vermutungen“. In: P. Flensted-Jensen/M. Herman Hansen/T. Heine Nielsen/L. Rubinstein (Hrsgg.), *Polis and Politics*: Studies in Ancient Greek History. Presented to Mogens Herman Hansen on his Sixtieth Birthday, August 20, 2000, Copenhagen 2000, 159–176.

Gehrke 2003

H.-J. Gehrke, „Was heißt und zu welchem Ende studiert man intentionale Geschichte? Marathon und Troja als fundierende Mythen“. In: G. Melville/K.-S. Rehberg (Hrsgg.), *Gründungsmythen, Genealogien, Memorialzeichen*. Beiträge zur institutionellen Konstruktion von Kontinuität, Köln u. a. 2003, 21–36.

Gehrke 2005

H.-J. Gehrke, „Heroen als Grenzgänger zwischen Griechen und Barbaren“. In: E. S. Gruen (Hrsg.), *Cultural Borrowings and Ethnic Appropriations in Antiquity*, Stuttgart 2005, 50–67.

Gehrke 2008

H.-J. Gehrke, „Vergangenheitsrepräsentation bei den Griechen“. In: *Internationales Jahrbuch für Hermeneutik* 7 (2008), 1–22.

Hall 1989

E. Hall, *Inventing the Barbarian*. Greek Self-Definition through Tragedy, Oxford 1989.

Hall 1997

J. M. Hall, *Ethnic Identity in Greek Antiquity*, Cambridge 1997.

Hall 2002

J. M. Hall, *Hellenicity. Between Ethnicity and Culture*, Chicago/ London 2002.

Hartmann 2003

A. Hartmann, „Im Osten nicht Neues: Europa und seine Barbaren seit dem 5. Jahrhundert v. Chr.“. In: A. Michler/W. Schreiber (Hrsgg.), *Blicke auf Europa*. Kontinuität und Wandel, Neuried 2003, 31–77.

Heinrich 1966

K. Heinrich, „Die Funktion der Genealogie im Mythos“. In: K. Heinrich, *Parmenides und Jona*. Vier Studien über das Verhältnis von Philosophie und Mythologie, Frankfurt a.M. 1966, 9–28.

Helbig 1884–1886

W. Helbig, Art. „Europa“. In: *Roscher* 1 (1884–1886), Sp. 1409–1418.

Helbig 1884–1886

W. Helbig, Art. „Minos“. In: *Roscher* 2.2 (1894–1897), Sp. 2993–3004.

Herman 1987

G. Herman, *Ritualized Friendship and the Greek City*, Cambridge u.a. 1987.

Hoeck 1828

K. Hoeck, *Kreta: Ein Versuch zur Aufhellung der Mythologie und Geschichte, der Religion und Verfassung dieser Insel, von den ältesten Zeiten bis auf die Römer-Herrschaft*, Bd. 2, Göttingen 1828.

Immisch 1909–1915

O. Immisch, Art. „Sarpedon“. In: *Roscher* 4 (1909–1915), Sp. 389–413.

Jessen 1909–1915

O. Jessen, Art. „Rhadamanthys“. In: *Roscher* 4 (1909–1915), Sp. 77–86.

Kühr 2006

A. Kühr, *Als Kadmos nach Boiotien kam*. Polis und Ethnos im Spiegel thebanischer Gründungsmythen, Stuttgart 2006.

Kühr 2009

A. Kühr, „Europa war nie in Europa. Mythos und Geographie in vorhellenistischer Zeit“. In: A.-B. Renger/R. A. Ißler (Hrsgg.): *Europa – Stier und Sternenkranz*. Von der Union mit Zeus zum Staatenverbund, Göttingen 2009, 103–115.

Miller 2005

M. C. Miller, „Barbarian Lineage in Classical Greek Mythology and Art: Pelops, Danaos, Kadmos“. In: E. S. Gruen (Hrsg.), *Cultural Borrowings and Ethnic Appropriations in Antiquity*, Stuttgart 2005, 68–89.

Mueller 1891

M. Mueller, *De Seleuco Homérico*, Diss. Göttingen 1891.

Musäus 2009

I. Musäus, „Der Name Europas“. In: A.-B. Renger/R. A. Ißler (Hrsgg.), *Europa – Stier und Sternenkranz*. Von der Union mit Zeus zum Staatenverbund, Göttingen 2009, 341–351.

Ninck 1945

M. Ninck, *Die Entdeckung von Europa durch die Griechen*, Basel 1945.

Pfligersdorffer 1966

G. Pfligersdorffer, Art. „Europa I (geographisch)“. In: *RAC* 6 (1966), Sp. 964–980.

Poland 1932

F. Poland, Art. „Minos“. In: *RE* 15.2 (1932), Sp. 1890–1927.

Prinz 1979

F. Prinz, *Gründungsmythen und Sagenchronologie*, München 1979.

Raible 1998

W. Raible, „Alterität und Identität“. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 110 (1998), 7–22.

Renger 2003

A.-B. Renger (Hrsg.), *Mythos Europa*. Texte von Ovid bis Heiner Müller, Leipzig 2003.

Renger/Ißler 2009

A.-B. Renger/R. A. Ißler, „Stier und Sternenkranz: Europa in Mythos und Geschichte. Ein Rundgang“. In: A.-B. Renger/R. A. Ißler (Hrsgg.), *Europa – Stier und Sternenkranz*. Von der Union mit Zeus zum Staatenverbund, Göttingen 2009, 51–99.

Scheer 1993

T. S. Scheer, *Mythische Vorväter*: Zur Bedeutung griechischer Heroenmythen im Selbstverständnis kleinasiatischer Städte, München 1993.

Schumacher 1990

L. Schumacher, „Europa: Vom Mythos zur geographischen Vorstellung“. In: *Ausst. Kat. Kreta. Das Erwachen Europas*, Begleitband zur Ausstellung im Niederrheinischen Museum der Stadt Duisburg, 22. April bis 29. Juli 1990, Athen u.a. 1990, 11–23.

Weber 1972

M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*. Grundriss der verstehenden Soziologie, 5. Aufl., Tübingen 1972.

West 1985

M. L. West, *The Hesiodic Catalogue of Women*. Its Nature, Structure, and Origins, Oxford 1985.

Xagorari 1994

M. Xagorari, Art. „Rhadamanthys“. In: *LIMC* 7.1 (1994), 626–628.

Yalouris 1990

N. Yalouris, Art. „Io I“. In: *LIMC* 5.1 (1990), 661–676.

Zahn 1983

E. Zahn, *Europa und der Stier*, Würzburg 1983.

Hogbacks – Zeichen akkultrierter Migranten?

Einleitung

Der Nachweis von räumlicher Mobilität einzelner Individuen oder größerer Bevölkerungsgruppen anhand materieller Kultur ist eines der Kardinalprobleme archäologischer Forschung.¹ Die theoretische und methodische Diskussion ist dabei oft auf bestimmte Fundgattungen fokussiert, häufig handelt es sich hierbei um als Trachtelemente angesprochene Kleidungsstücke – insbesondere Fibeln und Gürtel – oder aber um Waffen.² Im Folgenden sollen jedoch anhand einer kleinen Gruppe von wikingerzeitlichen Steindenkmälern Großbritanniens, den so genannten *hogbacks*³, Möglichkeiten und Grenzen eines reformulierten Akkulturationskonzeptes aufgezeigt werden.⁴

Zunächst gilt es, sich mit den theoretischen Grundlagen auseinanderzusetzen. Nach einer Definition von Kulturwandel widme ich mich dem Akkulturationskonzept. Dabei wird auf einige Probleme, die bei der Übertragung dieses aus der Soziologie und Ethnologie entlehnten Modells auf historische Gegebenheiten entstehen, näher eingegangen. Hierbei spielen vor allem die Konstituierung von Identitäten und Alteritäten, die Betrachtung von Fremdkontaktsituationen und Theorien der Innovationsforschung sowie die Berücksichtigung postkolonialer Ansätze eine große Rolle. Anschließend wird, allerdings nur cursorisch, der Erkenntniswert der Quelle Grabstein behandelt, denn als solche werden die *hogbacks* allgemein angesprochen. Sodann werden die Steindenkmäler selbst vorgestellt, die Quellensituation, ihre Verbreitung, technische Ausführung, Form, Ornamentik und Ikonographie. Im Anschluss sollen die Beziehungen zwischen den Britischen Inseln und Skandinavien im 8. bis 12. Jahrhundert nach Christus vor dem Hintergrund anderer Quellen beleuchtet und die verschiedenen Phasen der Migration und ihrer Kulturkontaktypen herausgearbeitet werden. In der Synthese wird versucht, die im Titel des Aufsatzes formulierte Frage, ob *hogbacks* Zeugnisse akkultrierter Migranten sind, zu beantworten.

1 Vgl. Andresen 2004; Anthony 1990; Burmeister 1996; 1998; 2000; im Druck; Chapman/Hamerow 1997; Härke 1997; Prien 2007.

2 Vgl. Burmeister 1997; von Rummel 2010.

3 Vgl. Abrams 2007; Baus 2008; Klayman 2006; Lang 1984.

4 Hierbei handelt es sich um die Vorabpublikation einiger Überlegungen, die im Zusammenhang mit einer anvisierten Arbeit zum Thema „Akkulturation in der Ur- und Frühgeschichte. Möglichkeiten und Grenzen des Nachweises“ stehen. Es handelt sich also um *work in progress*, dessen aktuellen Stand der Dinge ich hier ausschnitt- und skizzenhaft zur Diskussion stelle und dann eine von vielen möglichen Interpretationen vorstelle, ohne dass ich dabei Vollständigkeit anzustreben versuche.

Kulturwandel

Unter Kulturwandel seien hier ganz allgemein Veränderungen kultureller Rahmenbedingungen zusammengefasst. Kulturwandel bezieht sich dann auf Veränderungen in den kulturellen Grundlagen des individuellen oder gemeinschaftlichen Selbstverständnisses – Werthaltungen und Einstellungen – und/oder in spezifischen Bereichen kulturellen Verhaltens, zum Beispiel im Totenritual. Obwohl man häufig pauschal von *dem* Kulturwandel spricht, wäre es methodologisch verfehlt, von einem einheitlichen und gleichförmigen Vorgang ausgehen zu wollen. Kulturwandel ist stets das Ergebnis vieler sich überlagernder Strukturen und Mechanismen beziehungsweise Prozessualismen und weist damit einen hohen Grad an dynamischer Variabilität auf.⁵ Er entsteht u. a. durch die Diffusion von Innovationen.⁶ Heute wird im Allgemeinen zwischen technischen und sozialen Innovationen unterschieden.⁷ Um auch rituellen Wandel zu fassen, habe ich die Einführung des Begriffes der geistigen Innovation vorgeschlagen. Mit ihm seien neue Wege bezeichnet, Ziele zu erreichen, die die Richtung des geistigen/religiösen Wandels verändern und Probleme besser lösen als frühere Praktiken und die es deshalb wert sind, nachgeahmt und institutionalisiert zu werden.⁸ Innovationen sind idealiter entweder Ergebnis von Erfindungen innerhalb einer Gemeinschaft – Inventionen – oder aber das Resultat von Kontakten mit anderen Kulturen – Entlehnungen.⁹ Eine strikte Trennung dieser beiden Kategorien ist jedoch selten möglich, da auch Entlehnungen häufig weiterentwickelt werden und somit als eigenständige kulturelle Leistungen aufgefasst werden können, wofür auch die *hogbacks* ein gutes Beispiel sind, wie nachher deutlich werden wird.

Akkulturation

Der aus der Soziologie und Ethnologie stammende Terminus Akkulturation bezeichnet einen Prozess, bei dem es aufgrund längeren Kontaktes zwischen Gruppen unterschiedlicher kultureller Identität zu Veränderungen der Kultur einer oder beider Gruppen kommt.¹⁰

5 Bühl 1987, 72.

6 Bargatzky 1978, 17.

7 Vgl. Braun-Thürmann 2005, 16–29; Zapf 1989.

8 Bei Erweiterung des Begriffes der sozialen Innovation könnte die geistige Innovation auch als Sonderfall dieser gelten. Der Mehrwert bei der geistigen Innovation ist jedoch nicht aus ökonomischer Sicht, sondern stets nur innerhalb des jeweils spezifischen Glaubens- beziehungsweise Werte- und Normensystems zu verstehen; vgl. Hofmann 2012.

9 Bargatzky 1978, 17.

10 Redfield et al. 1936, 149; vgl. Barnett et al. 1954; Bee 1974, 94ff.; Berry 1983; Esser 2003. Es gibt zahlreiche Kritiker des Akkulturationskonzeptes, z. B. Murphy 1964; Barth 1967. In der Ethnologie und Soziologie gilt der Akkulturationsansatz als Produkt einer zweifelhaften strukturfunktionalistischen Vergangenheit zumeist als

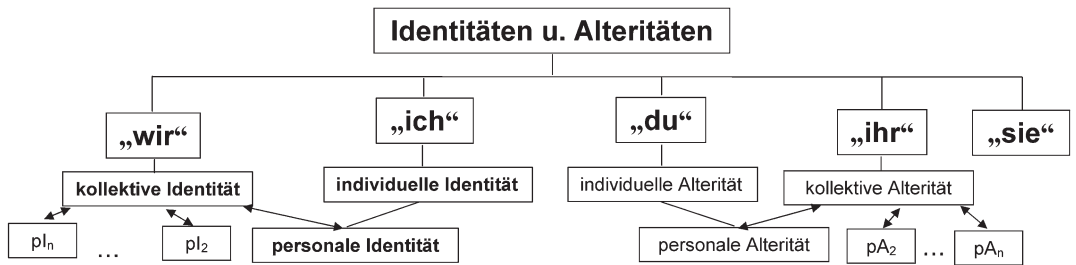


Abb. 1 | Identitäten und Alteritäten (Hofmann 2009, 33 Abb. 4).

Beim Akkulturationskonzept handelt es sich somit um ein Erklärungsmodell¹¹ für Kulturwandel, das die Adaption von Entlehnungen thematisiert. Ihm liegt ein holistischer Kulturbegriff zugrunde, der alle Bereiche, auch Politik und Wirtschaft umfasst, ohne auf die Antithese zwischen Natur und Kultur Bezug zu nehmen. Es stehen sich dabei einzelne, im Wesentlichen hermetisch gedachte Entitäten gegenüber. Dies entspricht jedoch nicht mehr unserem heutigen Verständnis von Gesellschaften, deren dynamische innere Gliederung es stets auch zu berücksichtigen gilt.¹² Es bedarf also eines Kulturkonzeptes, das ermöglicht, akteursorientiert Wandel durch Kulturkontakt unter Berücksichtigung intrakultureller Heterogenität zu analysieren. Diesen Anforderungen entspricht derzeit m. E. am ehesten der Ansatz von Andreas Wimmer, welcher Kultur als Kompromiss definiert.¹³ Ferner schlage ich die Verwendung eines komplexen, referentiellen Identitätsbegriffes vor. Kollektive Identität wird hier daher als eine subjektive Selbst- oder Fremduordnung von Individuen zu einer Gruppe aufgrund spezifischer Merkmale in bestimmten Situationen definiert.¹⁴ Die Konstruktion von Identitäten basiert demnach auf einem Wechselspiel zwischen Inklusion und Exklusion und geht stets einher mit dem Aufbau von Alte-

überholt. Mit ihm sei im Zeitalter des Kolonialismus ein ausbeuterisches soziales System wissenschaftlich unterstützt worden und anstelle seiner simplen Konzeptualisierung von Kulturwandel bedürfe es vielmehr einer stärker differenzierenden Analytik kulturellen Austausches. Auch wenn ich vielen der vorgebrachten Kritikpunkte zustimme, scheint es mir dennoch sinnvoll, gerade in der Archäologie Akkulturation als Oberbegriff für durch Fremdkontakt ausgelösten soziokulturellen Wandel zu verwenden, da viele der neueren Ansätze häufig auf einer in der Archäologie so nicht vorhandenen Quellenbasis fundieren und/oder sie häufig nur bestimmte Aspekte und Relationen näher beleuchten; vgl. Ervin 1980, 49.

¹¹ Hier nicht im erkenntnistheoretischen Sinne konkurrierend zum Verstehensmodell gemeint.

¹² Gotter 2001, 269.

¹³ Wimmer 1996, 413: „... so wäre Kultur als ein offener und instabiler Prozeß des Aushandelns von Bedeutungen zu definieren, der kognitiv kompetente Akteure in unterschiedlichen Interessenlagen zueinander in Beziehung setzt und bei einer Kompromissbildung zur sozialen Abschließung und entsprechenden kulturellen Grenzmarkierung führt.“ Eine Auseinandersetzung mit dem Kulturbegriff würde hier den Rahmen sprengen. Einen Überblick über die aktuelle Diskussion geben: Sutter 1999; Moebius/Quadflieg 2006; Khan-Svik 2008.

¹⁴ Vgl. Assmann 1997, 131–144; Brather 2004, 97–103; Stephan 2002, 13–41.

ritäten.¹⁵ Die dabei erfolgenden Grenzziehungen können sehr unterschiedlich ausfallen. Sie hängen von der jeweiligen Situation und den Wahrnehmungs- und Bewertungsdifferenzen in den Selbst- und Fremdzuschreibungen ab. Nach Jan Assmann¹⁶ lassen sich drei eng miteinander verknüpfte Identitäten unterscheiden (Abb. 1): 1) die individuelle Identität. Sie bezieht sich auf den unverwechselbaren, einzigartigen Lebensweg; 2) die personale Identität. Sie bildet sich durch die Eigenschaften und Rollen, die dem Einzelnen in spezifischen sozialen Konstellationen zukommen; 3) die kollektive Identität.¹⁷ Diese Identitäten, die in der Regel auch im Totenritual zum Ausdruck kommen, stehen mit einer Vielzahl von Alteritäten in Beziehung, die auf die gleiche Weise konstruiert sind. „Ihr“ steht hier stellvertretend für die mehr oder minder bekannten Anderen, während „sie“ fremde Personengruppen bezeichnet, zu denen eine größere kulturelle und soziale Distanz, unter Umständen auch aus Unkenntnis, besteht. Durch die fortwährende Verortung in unterschiedlichen Situationen einzelner Individuen beziehungsweise Gruppen können sich verschiedene Konstellationen ergeben.¹⁸

Die Verwendung des Wimmerschen Kulturbegriffs und eines komplexen, referentiellen Identitätsbegriffes löst jedoch nicht alle Probleme. Vielmehr scheinen neue Schwierigkeiten bei der Identifikation von Kulturen und fremden Personen im archäologischen Quellenmaterial zu entstehen. Genau genommen lassen sich diese jedoch einfach nur eindeutiger erkennen. Eine ausführliche Diskussion der damit verbundenen Problematik, die meist unter der Überschrift „ethnische Deutung“ behandelt wird, kann hier aufgrund des gebotenen Rahmens nicht erfolgen, es sei daher auf die aktuelle Forschungsliteratur verwiesen.¹⁹

Das zweite fundamentale Problem, das sich bei der Übertragung des Akkulturationskonzeptes auf historische Gegebenheiten ergibt sich dadurch, dass Kulturkontakte üblicherweise ein Dauerphänomen darstellen, so dass Anfang und Ende schwer zu bestimmen sind. Bei Gesellschaften, die endemischen Austausch mit anderen pflegen, verliert das Akkulturationskonzept jedoch seine heuristische Prägnanz. Sinnvoll untersucht werden können daher nur Fremdkontaktsituationen.²⁰ Mobilität ist somit entscheidende Voraussetzung. Hier ist eine besondere Form von räumlicher Mobilität von Interesse: die Migration.

¹⁵ Brather 2004, 97f.

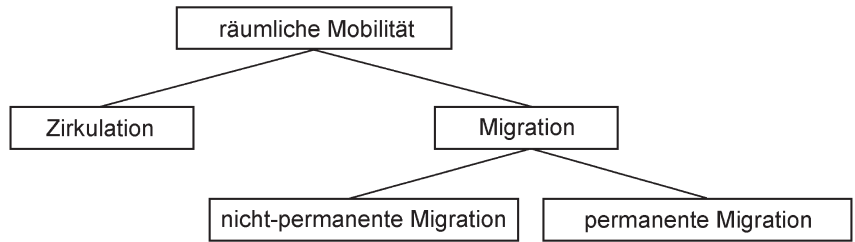
¹⁶ Assmann 1997, 131f.

¹⁷ Nach Assmann ist diese das Bild, das eine Gruppe von sich entwickelt und mit dem sich ihre Mitglieder identifizieren. In diesem Punkt unterscheiden sich unsere Definitionen, denn ich gehe von einer Fremd- und Selbstzuschreibung von Individuen aus, während Assmann aber nur Selbstzuschreibung annimmt, die außerdem durch die Gruppe und nicht die Individuen selbst erfolgt und erst in einem zweiten Schritt von den Individuen überprüft wird. Für ihn ist die Fremdzuschreibung irrelevant. Dennoch ist m.E. seine Unterscheidung von individueller, personaler und kollektiver Identität auch bei einem reformulierten kollektiven Identitätsbegriff anwendbar und analytisch sinnvoll.

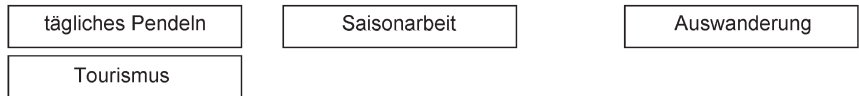
¹⁸ Vgl. Keupp 1999.

¹⁹ Vgl. Brather 2004; Burmeister im Druck; Hakenbeck 2007; Müller-Scheeßel/Burmeister 2006.

²⁰ Gotter 2001, 268.



Beispiele:



Beispiele für fließende Übergänge:

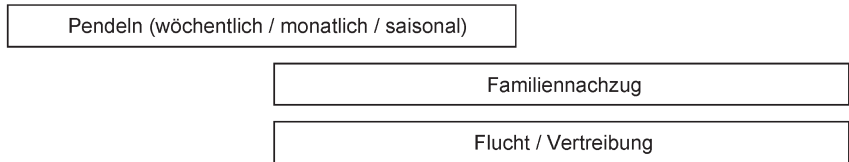


Abb. 2 | Migrationstypen nach zeitlichen Kriterien (nach Kröhnert 2007, 3 Abb. 1).

Migrationsdefinitionen und -typisierungen werden oft kontrovers diskutiert.²¹ Dies liegt zum einen an der Komplexität der Migrationen, die kaum distinkte Typenbildungen zulässt, zum anderen an den jeweiligen Fragestellungen und den damit verbundenen Intentionen. In Abbildung 2 ist beispielhaft ein nach zeitlichen Kriterien erfolgter Typisierungsversuch dargestellt. In der Archäologie wird unter Migration meistens die *dauerhafte Abwanderung von Gruppen aus einem Ursprungs- in ein neues Zielgebiet*²² verstanden, also die von Steffen Kröhnert²³ als permanente Migration bzw. Auswanderung bezeichnete räumliche Mobilität. Nicht nur die Anzahl der Auswanderer, sondern auch die Zusammensetzung der Emigrantengruppe und deren Beweggründe sind zu erforschen. Die Wahl des Zielgebietes setzt eine gewisse Kenntnis über die Region voraus, die direkt oder

²¹ Bähr 1997, 277ff.

²² Vgl. Mignon 1993, 200ff.; Prien 2005, 8; 10. Neben dieser so genannten (Völker-)Wanderung gibt es noch zahlreiche andere Formen der Migration, wie Exogamie, saisonale Migration etc., die jedoch in der deutschsprachigen Archäologie meist unter dem Terminus „Mobilität“ geführt werden; siehe z.B. Jockenhövel 1991; 2007. Zum Wortfeld „Mobilität“ und zu Querverweisen auf für Mobilitätsfragen möglicherweise relevante Begriffe in der Archäologie siehe Steuer 2002.

²³ Kröhnert 2007.

indirekt in der Kontakt- bzw. Erkundungsphase gewonnen wird. Ferner müssen gegebenenfalls die technologischen Voraussetzungen für die Erreichbarkeit des Zielgebietes vorhanden sein. Der anhand archäologischer Quellen nur schwer nachvollziehbare Migrationsverlauf kann direkt oder auf Umwegen innerhalb einer oder mehrerer Generationen erfolgen. Mitunter wird das ursprüngliche Zielgebiet aufgrund von Hindernissen auch nie erreicht. Während der Etablierungsphase lassen sich die Einwanderer in dem neuen Gebiet nieder und interagieren auf die unterschiedlichsten Weisen mit der autochthonen Bevölkerung – sofern vorhanden. In der Rückstromphase kehren einige der Einwanderer wieder zurück ins Ursprungsgebiet und es kommt zu einer Intensivierung der Beziehungen zwischen Ab- und Einwanderungsgebiet (Abb. 3).²⁴ Mit Akkulturationsprozessen ist vor allem in den letzten beiden Phasen zu rechnen, die sich zum Teil auch überschneiden können.

Das dritte Problem bei der Übertragung des Akkulturationskonzeptes ist die meist fehlende Berücksichtigung der Dynamik von Kulturkontakten.²⁵ Sie ist m. E. unter anderem durch die Erweiterung des Akkulturationskonzeptes durch Urs Bitterlis Klassifikation von Kulturkontakten möglich,²⁶ die vor allem im deutschen Sprachraum sehr einflussreich war und ist.²⁷ Ausgehend von Fallstudien der Begegnung von Europäern und Nicht-europäern in der Neuzeit unterscheidet der Schweizer Historiker Urs Bitterli zwischen vier Typen des Kulturkontaktes, die nicht als genetisch eindeutige Reihe zu verstehen sind:

- die punktuellen Kulturberührungen, bei denen es sich meist um oberflächliche (Erst-) Kontakte zwischen Kolonisatoren und der indigenen Bevölkerung handelt;
- den konfliktuellen, mehr oder minder gewaltsamen Kulturzusammenstoß von unterschiedlicher Intensität. Dieser kann von sporadischen Raubzügen bis zur militärischen Eroberung variieren;²⁸
- die Kulturbeziehung,²⁹ ein andauernder wechselseitiger Kontakt bei mehr oder minder erträglicher Übereinkunft, der Akkulturationsprozesse auslösen kann. Handelsbeziehungen wären hierfür ein gutes Beispiel;
- die vergleichsweise selten auftretende, aus Akkulturationsprozessen hervorgehende Kulturverflechtung, deren Ergebnis eine Mischkultur ist.³⁰

Bitterlis Taxonomie ist eurozentrisch und setzt die Korrelation von kultureller Geberrolle und eindeutiger machtpolitischer Überlegenheit voraus. Dies muss jedoch keineswegs immer so sein, wie z.B. die Eroberung Chinas durch die Mongolen, die Hellenisie-

24 Anthony 1990; Burmeister 1996; 1998; Prien 2005, insb. 317f.

25 Gotter 2001, 275.

26 Bitterli 1982; 1986, 17ff.; 1991, 81ff.

27 Siehe z.B. Gotter 2001, 270ff.; Münkler 2000, 14ff.; Osterhammel 1995, 106ff.

28 Marina Münkler schlug vor, sowohl in Hinblick auf territoriale als auch kulturelle Hegemonieansprüche zwischen peripherem und zentralem Kulturzusammenstoß zu unterscheiden; Münkler 2000, 15 Anm. 4.

29 Bitterli 1986, 42ff.

30 Bitterli 1991, 161ff.

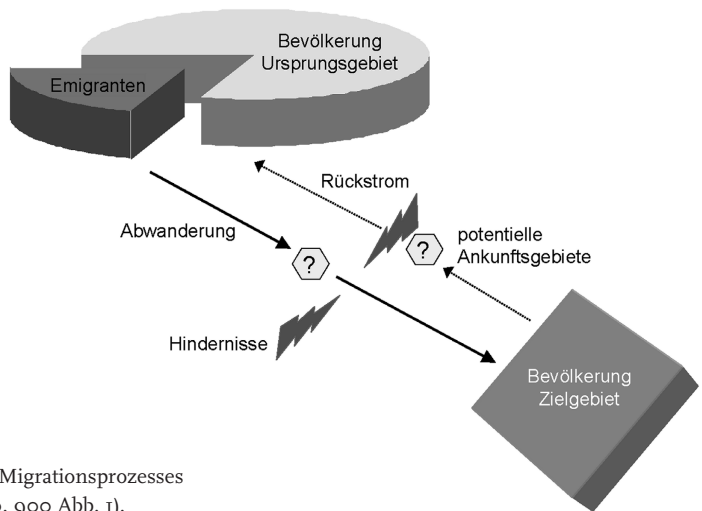


Abb. 3 | Schematische Darstellung eines Migrationsprozesses
(mit Modifikationen nach Anthony 1990, 900 Abb. 1).

rung Roms oder eben die „Skandinavische Landnahme“ in Britannien zeigen. Auch seine Zu- bzw. Unterordnung von Akkulturationsprozessen unter seine Kontaktstufe Kulturbeziehung bzw. dessen Nennung in Zusammenhang mit der Kulturverflechtung ist nicht unproblematisch, da es auch bei anderen Konstellationen zu Kulturwandel durch Kulturkontakt kommen kann.³¹ Dennoch trägt seine Terminologie m.E. zu einer besseren Differenzierung verschiedener Kulturkontaktsituationen und somit zu einer stärkeren Differenzierung bei.

Eine weitere Möglichkeit, die Dynamik von Kulturkontakt und somit von Akkulturation zu berücksichtigen, ist die Einbeziehung von Ergebnissen der Innovationsforschung. Hier können aus Platzgründen nur einige wenige, für das Fallbeispiel *hogbacks* besonders relevante Aspekte angesprochen werden. Für einen detaillierten Einblick in die Materie und die Kritik an den hier vorgestellten linearen Innovationstheorien verweise ich auf den Aufsatz von Carsten Dreher (in diesem Band).

Innovationsübernahmen sind vielschichtige Prozesse, an deren Ende die Integration von Neuerungen in das kulturelle Set der sie aufnehmenden Gesellschaft erfolgt ist.³² Da es keine von vornherein feststehenden, für die Übernahme entscheidenden Merkmale von Innovationen gibt, ist eine kontextuelle Betrachtungsweise erforderlich, in der die in der jeweiligen historischen Situation wirksamen Innovationsmerkmale ermittelt werden können. Dennoch scheint es gewisse strukturelle Gemeinsamkeiten zu geben, die innerhalb der Innovationsforschung herausgearbeitet wurden.³³

³¹ Gotter 2001, 270ff.

³² Burmeister 1999, 241.

³³ Vgl. Braun-Thürmann 2005; Blättel-Mink 2006; Hof/Wengenroth 2007.

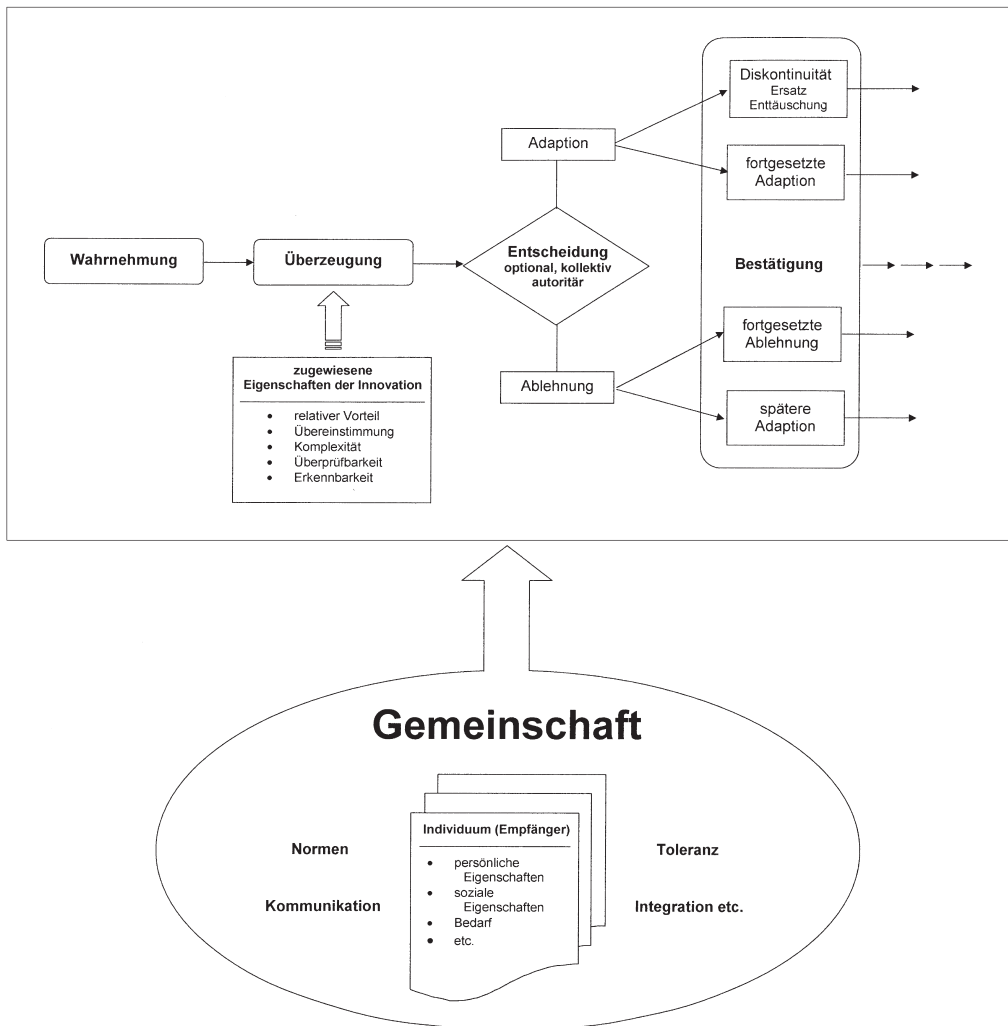


Abb. 4 | Entscheidungsprozess für oder gegen die Übernahme einer Innovation nach Rogers u. Shoemaker 1971, 102 Abb. 3-1 (Hofmann 2008, 78 Abb. 24).

So lässt sich z.B. der für die Akkulturationsforschung besonders interessante Diffusionsprozess einer Innovation in die Stadien der Wahrnehmung, Überzeugung, Entscheidung und Bestätigung aufgliedern (Abb. 4). Die Entscheidungsfindung und die Adaptionsrate, die benötigte Zeit zur Durchsetzung einer Innovation, werden gleich von einer Reihe von Faktoren beeinflusst. Zum einen spielen die Innovation selbst und die ihr zugeschriebenen Eigenschaften eine Rolle.³⁴ Für die Akzeptanz einer Innovation ist es zum Beispiel

³⁴ Fliegel/Kivlin 1966.

förderlich, wenn die Neuerung einen relativen Vorteil verspricht und sie mit den Normen, Erfahrungen und Bedürfnissen der potentiellen Adaptoren korrespondiert. Zum anderen ist aber auch die Innovationsbereitschaft der Gemeinschaft von zentraler Bedeutung.³⁵ Modellhaft wird hier oft zwischen „traditionellen“ und „modernen“ Gesellschaften unterschieden.³⁶ Einschränkend ist jedoch festzuhalten, dass sich moderne Industriegesellschaften zwar im Verhältnis zu Agrargesellschaften sicherlich durch eine höhere Innovationsbereitschaft auszeichnen, dies muss jedoch nicht für alle Situationen und auf alle Lebensbereiche zutreffen.³⁷ Ferner muss die jeweilige Situation, in der sich die zu untersuchende Gemeinschaft befindet, berücksichtigt werden. Im Rahmen von Migrationen dürfte man allgemein von einer recht hohen Ambiguitätstoleranz³⁸ und Innovationsbereitschaft ausgehen können, dennoch können sich gerade auch in diesen Situationen in einzelnen Lebensbereichen reaktionäre Verhaltensweisen herausbilden. Für die Entscheidungsfindung und Adaptionrate der Innovation ist ferner relevant, auf welche Art die Entscheidung getroffen wird: optional, kollektiv, autoritär oder in Form einer Kontingentsentscheidung.³⁹ Die Übernahme einer Innovation hängt ferner stets auch von den so genannten Agenten, den Befürwortern beziehungsweise Vertretern oder Gegnern einer Innovation, und ihrer sozialen Stellung ab. Letztendlich sind auch die verschiedenen Mechanismen kultureller Übermittlung⁴⁰ und die vorhandenen Kommunikationskanäle sowie ihre Reichweiten von Bedeutung.⁴¹

Das vierte und letzte hier behandelte Problem des Akkulturationskonzeptes ist vor allem durch die bisherige Forschungsgeschichte bedingt. Die meisten Untersuchungsergebnisse für Akkulturation liegen derzeit für den neuzeitlichen Kolonialismus vor. In dieser Kontaktsituation ist eine der beiden Gruppen dominant und der Kulturaustausch erfolgt überwiegend in eine Richtung und/oder ist zumeist auch nur in dieser Einseitigkeit betrachtet worden. Die selbst gewählte, jedoch unnötige Einschränkung des Anwendungsgebietes des Akkulturationskonzeptes kann durch eine Verlagerung des Forschungsschwerpunktes auf nicht-einseitige Kulturkontakte überwunden werden. Hierbei können Forschungsansätze der *post-colonial studies* weiterhelfen.

Allen voran gilt es jedoch, die 1940 von Fernando Ortiz⁴² formulierte Kritik an der eurozentristischen Unilateralität des Akkulturationskonzeptes zu berücksichtigen. Sein für Mittelamerika entwickeltes Transkulturationskonzept legt ein deutliches Schwergewicht auf die interaktive Dimension kultureller Transformationen. Unter dem Neologismus Transkulturation versteht Ortiz einen Prozess aktiver Kulturtransformation, der mit dem (gewalt-

35 Bargatzky 1978, 22f.

36 Rogers/Shoemaker 1971, 223f.

37 Vgl. Albrecht 1969, 98ff.; Espinola 1973.

38 Fähigkeit zu Akzeptanz und Umgang mit unklaren Verhaltensweisen und Situationen.

39 Vgl. Wüstendörfer 1974, 26f.

40 Vgl. Krausse 2006, 51ff. Abb. 17ff.

41 Vgl. Wüstendörfer 1974, 65ff.

42 Ortiz 2003; vgl. Font/Quiroz 2005.

samen) Zusammenstoß unterschiedlicher Kulturen beginnt und in der Schaffung neuer kultureller Formen mündet. Jede Transkulturation weise an ihrem Anfang Phasen der „De-kulturation“, also des Kulturverlustes, der kulturellen „Entwurzelung“ auf. In der darauf folgenden „Neokulturation“ käme es dann zur Ausbildung neuer kultureller Phänomene, die zwar Ähnlichkeiten mit denen der Ausgangskulturen aufweisen, mit ihnen jedoch nicht identisch sind und die neben anderen, tradierten existieren. Transkulturation führt somit letztlich zu einer Kopräsenz heterogener Formen und Formationen, die sich jedoch nicht gänzlich vermischen bzw. fusionieren. In diesem Zusammenhang wird heute häufig in Anlehnung an Homi Bhabha von *third space* bzw. „dritten Räumen“ oder nach Richard White von *middle ground* gesprochen.⁴³ Dabei spielt der im Rahmen der *post-colonial studies* neukonzeptualisierte Hybriditätsbegriff eine wichtige Rolle.⁴⁴ Er wird auf Situationen kultureller Überschneidung angewendet, in denen teilweise antagonistische Denkinhalte und Logiken aus unterschiedlichen kulturellen, sozialen oder religiösen Lebenswelten zu neuen Handlungs- und Denkmustern zusammengesetzt werden. Nach Homi Bhabha ist Hybridisierung dabei nicht einfach Vermischen, sondern strategische und selektive Aneignung von Bedeutungen, Raum schaffen für Handelnde, deren Freiheit und Gleichheit gefährdet sind.⁴⁵

Hier erwähnt werden soll ferner der anfangs vor allem in den Religionswissenschaften viel diskutierte Terminus des Synkretismus, mit dem die Verschmelzung vorher getrennter Elemente oder Systeme zu einem neuen Gebilde – insbesondere im Bereich der Religion – bezeichnet wird.⁴⁶ Durch seine historische Ausrichtung, den analytischen Blick auf das ‚Produkt‘ der Vermischung diverser Einflüsse sowie auf die für Identifikationsprozesse so wichtige Berücksichtigung von Definitions- und Legitimationsstrategien⁴⁷ ist er hier von besonderer Relevanz.

Quellsituation

Bevor auf das konkrete Fallbeispiel, die *hogbacks*, eingegangen werden kann, sind einige allgemeine quellenkritische Bemerkungen notwendig. Es werden die historisch bedingten, den Quellen inhärenten Aussagemöglichkeiten und -grenzen behandelt. Bei den *hogbacks* handelt es sich wahrscheinlich um Grabsteine (Abb. 5).⁴⁸ Diese gehören zur Quellengruppe Denkmal. Sie vereinen Merkmale der beiden aufgrund ihrer Intentionalität unterschiedenen Geschichtsquellenarten Überrest und Tradition. Einerseits handelt es sich um Relikte, die unmittelbar vom Totenritual übrig geblieben sind, andererseits um Quellen,

43 Bhabha 1994; Bhabha/Rutherford 1990; White 1991; vgl. Malkin 1998; 2002.

44 Vgl. Ackermann 2004.

45 Bhabha/Rutherford 1990.

46 Vgl. Baliga 2005; Berner 1979; 1991; Colpe 1975; Rudolph 1979.

47 Weißköppel 2005, 331f.

48 Ritchie 1994, 907.

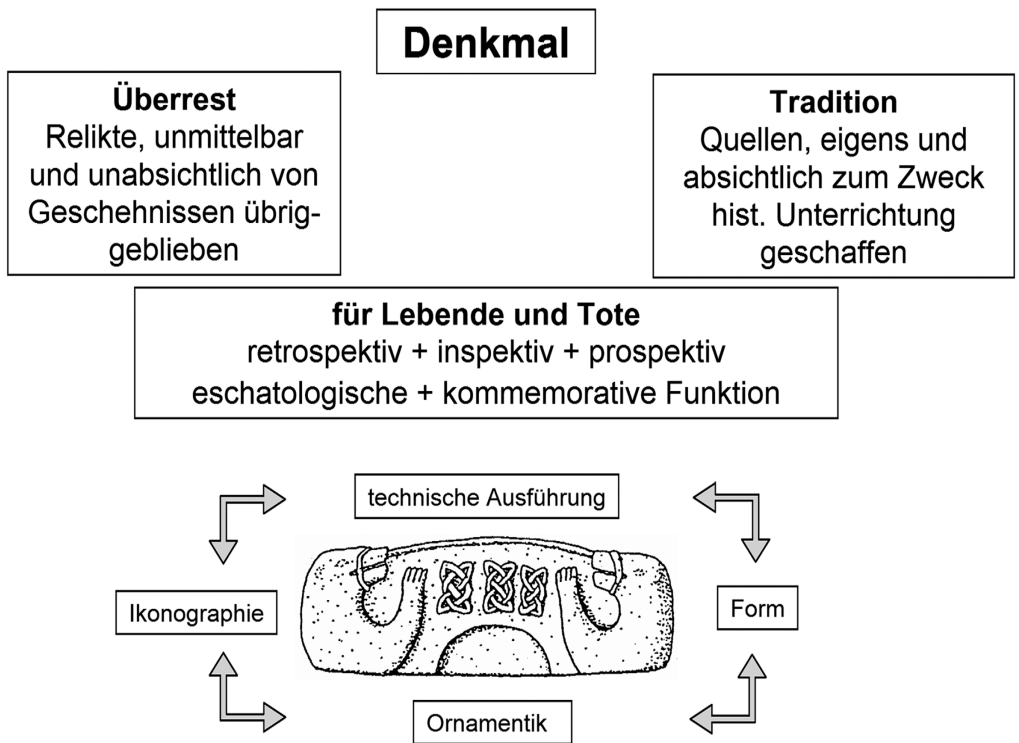


Abb. 5 | Grabsteine als historische Quelle.

die eigens und absichtlich zur Erinnerung geschaffen worden sind.⁴⁹ Grabsteine nehmen eine einzigartige Zwischenstellung ein: *retrospektiv* stellen sie das Gewesene dar; *inspektiv* geben sie über die Mit- und Umwelt Auskunft und *prospektiv* nehmen sie auf das geglaubte Zukünftige Bezug.⁵⁰ Zumindest zwei grundlegende Funktionen lassen sich unterscheiden: die eschatologische und die commemorative.⁵¹ Damit sind häufig Aussagen zur Identität des Toten und auch der Bestattungsgemeinschaft verknüpft.⁵² Mitunter dienen Grabanlagen auch zur Machtlegitimation.⁵³

Für die Interpretation eines Grabsteines sind neben seiner räumlichen Verortung die einzelnen in Wechselbeziehung zueinander stehenden Komponenten – hier technische Ausführung, Form, Ornamentik und Ikonographie – von Bedeutung. Sie sollen im Folgenden auch für die *hogbacks* näher untersucht werden.

49 Vgl. von Brandt 1992, 48ff.; Eggert 2001, 46ff.; 102–104 Abb. 4.

50 Hofmann im Druck b.

51 Vgl. Enninger/Schwens 1989; Koch 1989.

52 Vgl. Brather 2010; Hofmann im Druck a.

53 Vgl. Shanks/Tilley 1982; 1987; 1992.



Abb. 6 | *Hogbacks* aus Brompton, North Yorkshire (Richards 1991, 124 Abb. 81).

Fallbeispiel: *Hogbacks* – Wikingerzeitliche Steindenkmäler in Großbritannien

Unter dem Terminus *hogbacks* wird in der Archäologie eine recht heterogene Gruppe von wikingerzeitlichen Steindenkmälern Großbritanniens zusammengefasst.⁵⁴ Auf ihre Bedeutung als Quelle für die skandinavische Kolonialisierung der Britischen Inseln machte insbesondere James T. Lang durch seine 1984 erschienene Publikation „*The Hogback. A Viking Colonial Monument*“ aufmerksam.⁵⁵

Hogbacks sind hausförmige Steine von durchschnittlich 150 cm Länge, 20 cm Breite und 35 cm Höhe, wobei jedoch die einzelnen Steine in ihren Maßen sehr stark variieren

54 Nach James T. Lang (1972–74, 206) ist ein *hogback* „a houseshaped recumbent monument of the Viking Age with a definitiv curve to the roof ridge. The roof is usually tegulated and the gables are sometimes embraced by threedimensional animals“. Ihren Namen erhielten die Steine aufgrund ihrer charakteristischen Form. Zuerst wurden sie aufgrund dieses Merkmals mit dem Rücken von Mastschweinen (*back of a hog*) verglichen, dann als „*hog backed*“ beschrieben; Walker 1884/85, 406. Schließlich wurden die beiden Begriffe zu „*hogback*“ zusammengezogen und als Bezeichnung einer bestimmten Klasse der „*recumbent monuments*“ übernommen; Lang 1984, 87.

55 Lang 1984; siehe auch Abrams 2007; Baus 2008; Klayman 2006.

können (Abb. 6).⁵⁶ Kennzeichnend sind ihre konvexen Seiten.⁵⁷ An den Enden weisen sie mitunter dreidimensionale Tierdarstellungen auf. Ornamente und Ikonographien sind zahlreich belegt, jedoch keine Inschriften. Von der einst möglicherweise vorhandenen Bemalung ist nichts erhalten.⁵⁸ Überliefert sind 144 *hogbacks*⁵⁹, meist handelt es sich dabei aber nur noch um Fragmente. Sie wurden überwiegend im 19. Jahrhundert in alten Kirchen oder auf Kirchhöfen von anscheinend meist überregionaler Bedeutung gefunden.⁶⁰ Keiner der Steine befand sich noch in Originallage⁶¹, zumeist sind sie sekundär als Baumaterial verwendet worden.⁶²

Aufgrund ihres hohen Gewichtes ist jedoch von einer Verschleppung der Steine an weiter entfernte Orte abzusehen.⁶³ Zudem wurden sie laut geologischen Untersuchungen meist aus lokal anstehendem Gestein hergestellt.⁶⁴ Wegen ihrer Form, ihrer Verbindung

56 Lang 1984, 87. Der neu gefundene Miniatur-*hogback* von Bidston mit nur 47,5 cm Länge, 26,5 cm Höhe und maximal 15,0 cm Breite wurde hier nicht berücksichtigt; vgl. Bailey/Whalley 2006. Da vor allem relativ weicher Sand- oder Kalkstein verwendet wurde, ist der überwiegende Anteil der *hogbacks* stark verwittert, was insbesondere den so genannten Dachbereich betrifft; Schmidt 1994, 138. So können Höhenangaben nur mit Vorbehalt angegeben werden.

57 Schmidt 1994, 138; 155.

58 Bailey 1980, 26f.

59 Die hier angegebene Anzahl basiert auf den in folgenden Publikationen aufgelisteten Fundobjekten: Bailey/Whalley 2006; Lang 1971; 1972 ff; 1984; Nash-Williams 1950, 39; 98f. Abb. 92. Insgesamt ist die Zuweisung einzelner Steine zu den *hogbacks* oder den *shrine tombs* oder *recumbent grave slabs* umstritten (vgl. Abrams 2007, 4), daher kommt es immer wieder zu unterschiedlichen Angaben von Stückzahlen. So zählen Bailey und Whalley (2006, 353 Anm. 8) auch nur 119 Exemplare, wobei sie z. B. aber auch keine der schottischen Exemplare berücksichtigen.

60 So ist z. B. die Kirche von Sockburn schon für das Ende des 8. Jhs. belegt (Lang 1972, 235; Knowles 1907, 99), in Abercorn gab es seit dem 7. Jh. ein Kloster der northumbrischen Kirche (Ross 1904, 426) und in Hexham wurde 678 die St. Wilfried's Kirche fertig gestellt (Collingwood 1925, 65). Eine Überprüfung, inwieweit obige Aussage auf alle Kirchen zutrifft und diese auch schon zur Zeit der Entstehung der *hogbacks* als Institution existiert haben, steht jedoch noch aus.

61 Der einzige Hinweis auf einen möglichen *in situ*-Fund, eine Bestattung mit Grabbeigabe unter einem *hogback*, ist mit äußerster Vorsicht zu behandeln. Nach einer Überlieferung soll in Heysham beim Umbau der Kirche um 1800 unter einem *hogback* eine Lanzenspitze gefunden worden sein. Allerdings gibt es keine Beschreibung der genauen Fundzusammenhänge, zudem ist der Fund in einer weiteren Überlieferung, laut der der *hogback* um 1820 bei der Anlegung eines Grabes gefunden wurde, nicht erwähnt; siehe Ewing 2004, 3; 16; Lang 1984, 138; Potter/Andrews 1994, 115. Siehe auch Wenham et al. 1987, 80–83.

62 So wurden sie z. B. sekundär in normannischen Kirchen verbaut (Ross 1904, 425). Eine systematische Untersuchung der Spolierung wäre sicherlich interessant, auch wenn ich im Gegensatz zu Jörn Staecker, der mich freundlicherweise auf diese Perspektive noch einmal aufmerksam machte, die Wiederverwendung der *hogbacks* nicht notwendigerweise als Indiz für ihren ehemaligen religiösen Kontext betrachten würde. Einige Forschende gehen jedoch davon aus, dass man durch Verbau von Spolien mitunter dem Neubau Autorität und Authentizität verleihen wollte; siehe: Burström 1996; Clemens 1996; Meier 2000, 89f.; vgl. allgemein zu Fragen der Spolierung: Poeschke 1996; Esch 2005. Für den Einblick in die aktuelle Forschung zum Thema Spolierung danke ich ganz herzlich Carmen Marcks-Jacobs.

63 Erst in jüngerer Zeit kam es häufiger zum Abtransport von *hogbacks*. So gelangte der *hogback* von Barmston nach Lythe und im Dormitorium der Kathedrale von Durham werden inzwischen unter anderem die *hogbacks* von Brompton, Arncliffe und Easington aufbewahrt. Bailey 1980, 238f.

64 Vgl. Bailey u. Whalley 2006, 349.

zu anderen Grabdenkmälern und ihres postulierten Standortes – auf Kirchhöfen – werden *hogbacks* allgemein als Grabsteine angesprochen. Anhand einer Kombination stilistischer, historischer und onomastischer Analysen datiert man sie vor allem in das zweite Viertel des 10. Jahrhunderts.⁶⁵

Hogbacks kommen ausschließlich auf den Britischen Inseln vor und hier vor allem in Northumbria (Abb. 7). Nur vereinzelt sind die Steine auch außerhalb von Nordengland und Schottland nachgewiesen. Ihre Form ist dann zumeist durch die regional vertretenen „*shrine tombs*“ beeinflusst. Skandinavien kennt keine dieser Steindenkmäler und mit Ausnahme der Gotländischen Bildsteine gibt es auch keine skandinavische Tradition im Bereich der Steinmetzkunst.⁶⁶ *Hogbacks* sind somit eine Innovation des nördlichen Britanniens und auch ihre Entwicklung findet anscheinend nur in diesem Gebiet statt.⁶⁷ Die Verbreitung der *hogbacks* in Britannien erstreckt sich von Küste zu Küste. Die größte Funddichte liegt im nördlichen Yorkshire, an Zentren sind hier vor allem Brompton mit elf und das wenige Kilometer entfernt liegende Sockburn mit weiteren neun *hogbacks* zu erwähnen.⁶⁸ Weitere Konzentrationen befinden sich in Cumbria⁶⁹ mit Gosforth als herausragendem Fundort sowie in Schottland in der Umgebung von Firth of Forth, hier ist vor allem Govan zu nennen.⁷⁰ In einigen Bereichen des Danelags, z. B. Lincolnshire und East Anglia, fehlen sie hingegen ganz.

Im englischen Verbreitungsgebiet der *hogbacks* kommen gehäuft Ortsnamen gälischen und norwegischen Ursprungs vor.⁷¹ Das historisch belegte norwegisch-irische Königtum in York lässt vermuten, dass es sich bei den Siedlern um Norweger handelte, die zuvor in den irischen Kolonien ansässig waren.⁷² In Schottland gibt es skandinavische „-by“-Ortsnamen mit topographischem Erstglied, die in der Form denen von Yorkshire ähneln. Ihre Verbreitung deckt sich auffällig mit der der schottischen *hogbacks* und könnte im

65 Bailey 1980, 89f.; Crawford 1994; 2005, 21f.; Lang 1984, 97; 106. Allein anhand der vorkommenden Tierstilverzierungen – es dominiert der in England von ca. 875 bis in die 2. Hälfte des 10. Jhs. verwendete Jellinge-Stil (Wilson 1978, 136f.) – würde eine so genaue Datierung nicht gelingen. Zudem basiert die Datierung der einzelnen Stilrichtungen auf Metallfunden, und das Erscheinen der verschiedenen Stile auf den Steindenkmälern muss nicht zwangsläufig mit ihnen parallel verlaufen (Bailey/Cramp 1988, 26). Ferner ist aufgrund der Heterogenität der *hogbacks* letztlich natürlich auch die zeitlich sehr enge Datierung stark hypothetisch.

Eine spätere Datierung für die *hogbacks* schlägt Annette Baus (2008, 11) aufgrund ihres Auffindens in Kirchhöfen vor, die wiederum nicht wesentlich vor dem 11. Jh. entstanden seien. Generell kritisch äußert sich Sebastian Brather (2003) zur Verknüpfung von Stilentwicklungen und historischen Daten für diesen Zeitraum.

66 Abrams 2007, 3f. Allerdings gibt es in Skandinavien in späterer Zeit hausförmige Grabsteine; siehe u.a. Andersen 1984; Andersson 1972, 11; Nilsson 1994; Tegnér 1992. Für Literaturhinweise danke ich an dieser Stelle recht herzlich Anne Pedersen.

67 Lang 1984, 95.

68 Lang 1984, 87f.

69 Bailey 1980, 91.

70 Crawford 1994; 2005; Lang 1984; 1994.

71 Bailey 1980, 35; 38f.; Fellows-Jensen 1975, 198; 1978, 21; 2000; Smyth 1979, 280f.; siehe allgemein zur Aussagefähigkeit der onomastischen Quellen in England: Yokota 2004.

72 Bailey 1980, 91f.; Crawford 2005, 21f.

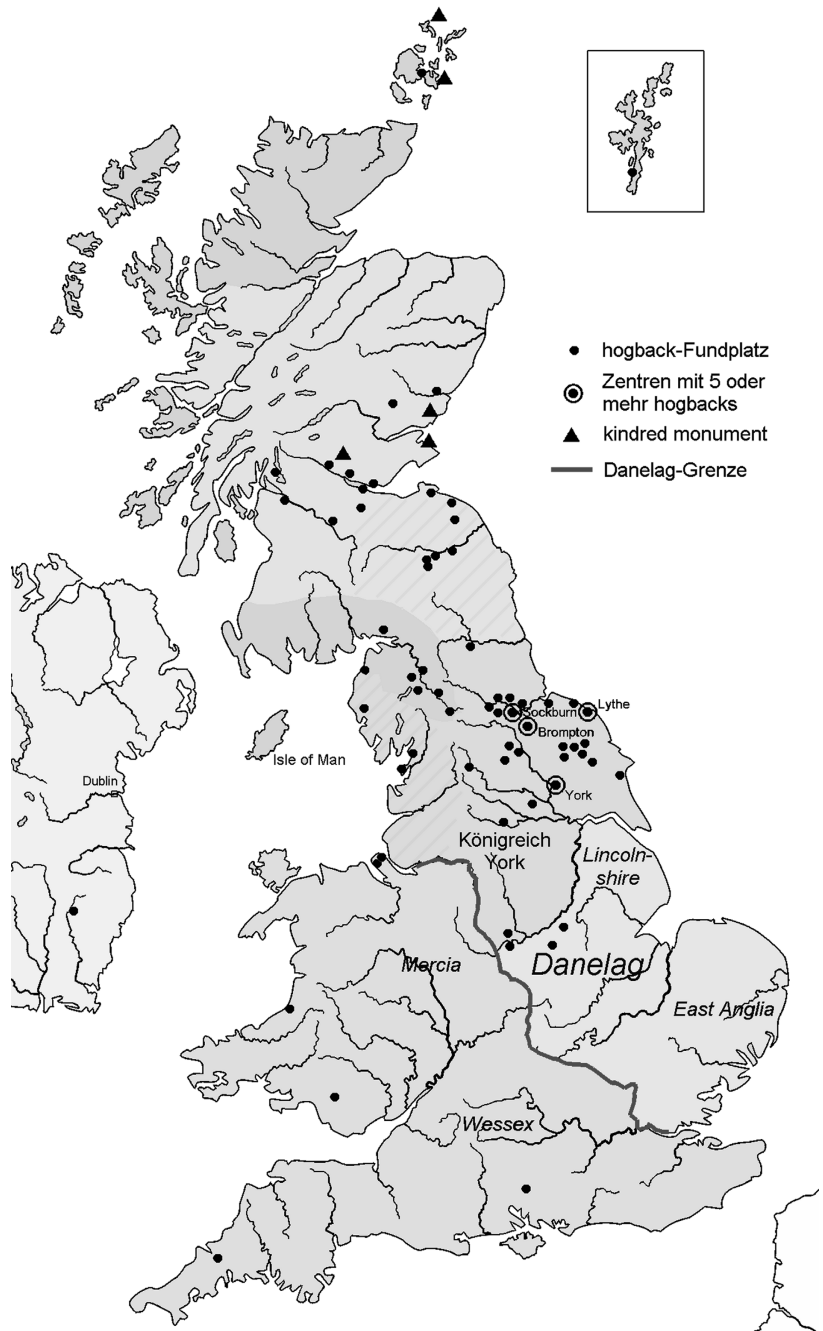


Abb. 7 | Verbreitung der *hogbacks* und *kindred monuments* auf den Britischen Inseln (Kartierung basiert auf Bailey u. Whalley 2006; Lang 1971; 1972–74; 1984; Nash-Williams 1950, 39; 98f. Abb. 92).

Zusammenhang mit der Nutzung der Central Lowlands als sicherer Transportweg von York nach Dublin stehen.⁷³ Auffällig ist jedoch, dass die *hogbacks* anscheinend nicht in rein skandinavischen Siedlungen vorkommen bzw. in skandinavisch dominierten Siedlungsarealen angetroffen wurden, sondern es sich eher um Kontakt- bzw. Konfliktzonen handelt.⁷⁴

Zur technischen Ausführung kann festgehalten werden, dass die *hogbacks* anscheinend in lokalen Werkstätten hergestellt wurden.⁷⁵ Dies belegt auch die überwiegend regionale Verbreitung der von Lang aufgestellten Typen, die vor allem anhand der Gestaltung der Tierprotome und der Form der *hogbacks* definiert sind (Abb. 8). Als mögliche Produktionszentren konnte man York, Brompton, Lythe und Gosforth ausmachen. Über das Verhältnis zwischen Auftraggeber und Steinmetz ist bisher nur bekannt: In York und Gosforth waren anscheinend speziell ausgebildete Bildhauer am Werk, die auch für die Steinkreuze zuständig waren. In den kleineren Orten handelt es sich wahrscheinlich eher um nebenberufliche Dorfsteinmetze.⁷⁶ Während es sich bei englischen Steinmetzarbeiten um klösterliche Kunst handelte, spielten in der Wikingerzeit weltliche Schirmherren und Künstler eine größere Rolle,⁷⁷ obwohl die Kirche weiterhin als Patron dieses Kunsthandwerkes auftrat.⁷⁸

Über die Bedeutung der Form der *hogbacks* wird bis heute kontrovers diskutiert. Anfangs interpretierte man sie als umgekippte Boote,⁷⁹ später als Häuser. Eine Deutung der *hogbacks* als Nachbildungen verschiedener regionaler Haustypen⁸⁰ ist jedoch abzulehnen. Es fehlt bislang auch an Hausbefunden oder Darstellungen, die als direkte Vorbilder für die *hogbacks* gedeutet werden können.⁸¹ Ähnlichkeiten weisen die *hogbacks* ferner mit Reliquienschreinen auf.⁸² Möglicherweise dienten sie auch als Vorbild für diese. Allerdings sind die besten Vergleichsfunde, das Kästchen von Bamberg und der Schrein von Kammin, jünger als die *hogbacks*. Denkbar wäre auch eine Herleitung von den so genannten *shrine tombs*,⁸³ allerdings kommen diese im Hauptverbreitungsgebiet der *hogbacks* nicht vor.⁸⁴ Auch die Grabsteine von York könnten – vielleicht in Kombination mit den Reliquienschreinen bzw. ihren steinernen Nachahmungen – als Vorbild gedient haben.⁸⁵

Die Ornamentik der *hogbacks* ist durch ihre starre Geometrie und Symmetrie bestimmt (Abb. 6). Neben verschiedenen Formen von Dachschindeln, Flechtbändern, Knoten und Spiralen ist auch das englische Triquetra vertreten. Das Repertoire der Motive

73 Fellows-Jensen 1991, 76 ff.

74 Baus 2008, 12 ff.

75 Bailey 1980, 242 ff.

76 Bailey 1980, 254 f.

77 Bailey 1980, 82; Graham-Campbell 1994, 137.

78 Bailey/Cramp 1988, 27.

79 Ross 1904, 423; Rowe 1877/78, 62.

80 Vorgeschlagen von Walton 1954.

81 Schmidt 1994, 139.

82 Bailey 1980, 94; Lang 1972–74, 206. Lang 1984, 95.

83 Bailey 1980, 95 f.; Collingwood 1907, 153.

84 Abrams 2007, 3 Anm 9.

85 Richards 2008, 370.

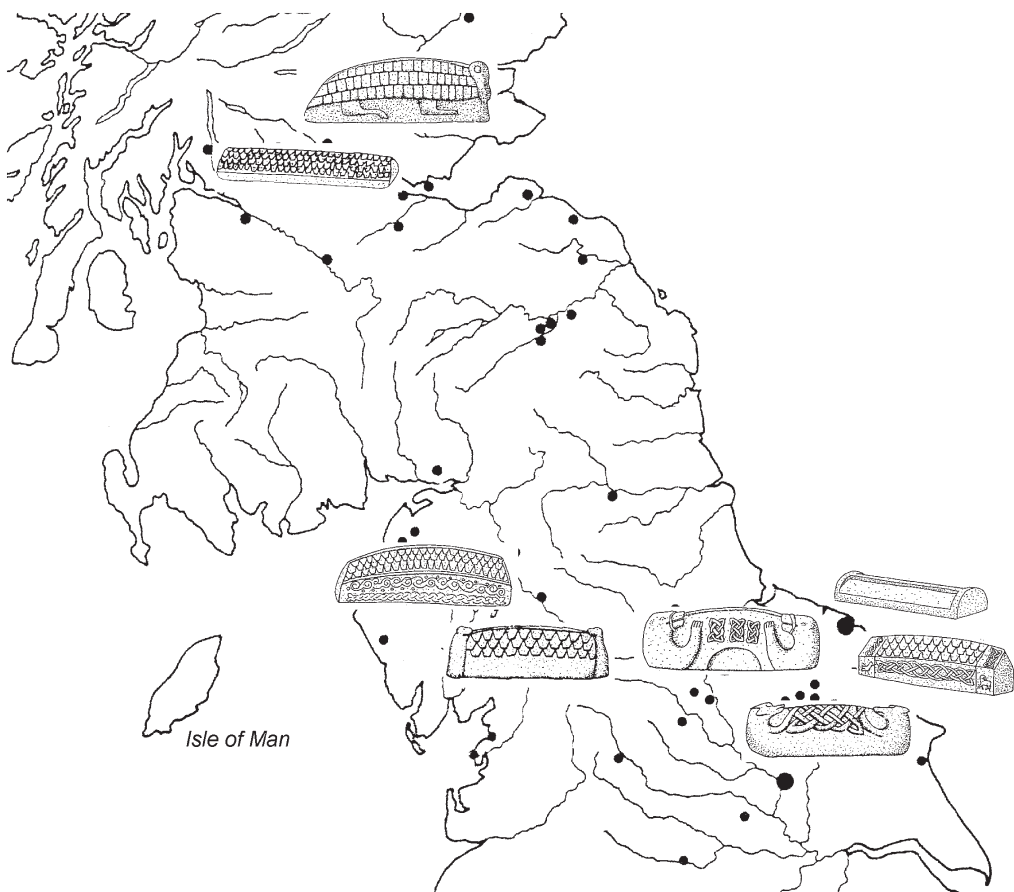


Abb. 8 | Kartierung der regionalen Verbreitungsschwerpunkte der von Lang (1972–74, 220; 1984, 98–102) aufgestellten *hogback*-Typen.

scheint mit der Ornamentik der zeitgleichen lokalen Steinkreuze in großen Teilen überein zu stimmen. Die Zierelemente sind allgemein im anglo-skandinavischen Bereich verbreitet, auch irische Einflüsse lassen sich in Form von Spiral- und Flechtbandverzierungen nachweisen.⁸⁶ Als eigentliche Neuerung sind die Tierprotome zu bezeichnen, die bei über 50 *hogbacks* im gesamten Verbreitungsgebiet auftreten.⁸⁷ Zwischen Brompton und den Tees dominieren dreidimensionale, naturalistische Bären Darstellungen, während in Schottland aus den zwei nach innen schauenden Tieren ein über den ganzen Stein liegendes nach außen blickendes Tier wurde.⁸⁸

86 Siehe Lang 1984; Bailey/Cramp 1988, 30; Schmidt 1994, 148.

87 Lang 1984, 106.

88 Bailey 1980, 97; Lang 1984, 108.

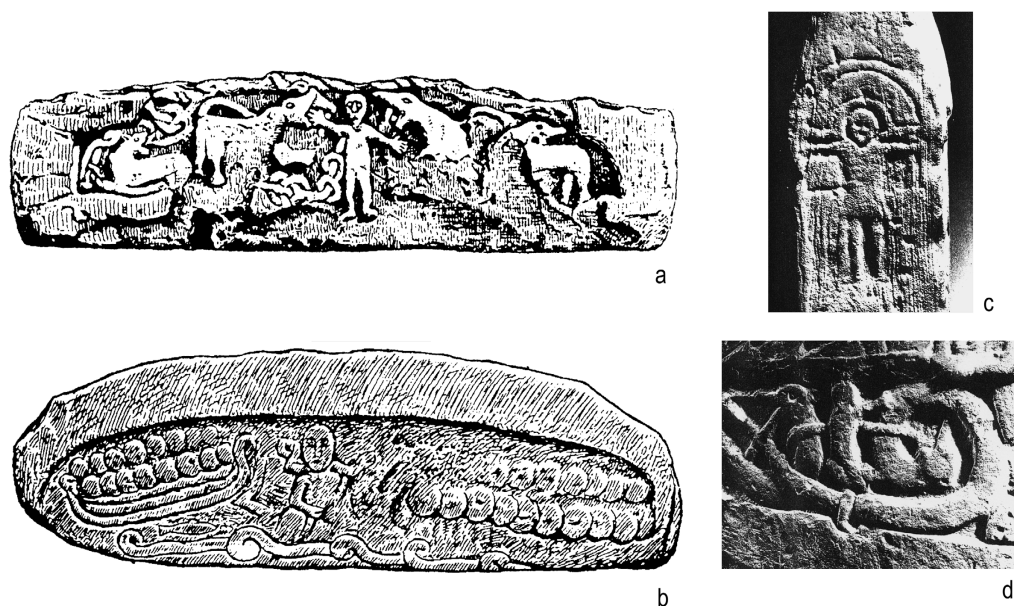


Abb. 9 | Figürliche Darstellungen auf *hogbacks*. a = Sockburn (Bailey 1980, 135 Abb. 26), b = Lowther (Bailey 1980, 136 Abb. 27), c und d = Gosforth (Bailey u. Cramp 1998, Ill. 327; 331).

Die Ikonographie der *hogbacks* ist überwiegend durch Darstellungen von Mythen und Heldenepen bestimmt (Abb. 9).⁸⁹ Exemplarisch sind hierfür zwei *hogbacks* aus Sockburn und Lowther anzuführen. Oft sind bewaffnete Menschen und Kampfszenen dargestellt. Die Detailaufnahme eines *hogbacks* von Gosforth zeigt das weit verbreitete Motiv „Kampf Mensch gegen Tier“. Vereinzelt kommt auch christliche Symbolik vor. Auf der Schmalseite eines *hogbacks* von Gosforth findet sich zum Beispiel ein eingemeißeltes Kruzifix.

Die Ansprache der *hogbacks* aufgrund der Motivwahl als pagan oder christlich ist problematisch und wird äußerst kontrovers diskutiert.⁹⁰ So muss zum Beispiel nicht jede Darstellung eines Kampfes mit einem Tier unbedingt als heidnisch interpretiert werden, denn es gibt in der Bibel und in zeitgenössischen christlichen Gedichten eine große Anzahl von Passagen, die durch solche Szenen illustriert werden könnten. Zudem mögen die nordischen Legenden auch genutzt worden sein, um den Fall der heidnischen Götter und den christlichen Sieg über das Böse darzustellen.⁹¹ Möglicherweise sind einige Darstellungen

89 Vgl. Bailey 2000.

90 Siehe z. B. Abrams 2007, 6f.; Crawford 1994; Ewing 2004; Hadley 2006, 222f.; Smyth 1979, 273 ff; Stocker 2000; Stone 1999.

91 Siehe z. B. Bailey 1980, 124, 140; 2000; Bailey/1988, 30; 106 ff; 131; Cramp 1984, 144; Fellows-Jensen 1975, 204f.; Lang 1972, 247; Lang 1976, 94.

auch als Resultate eines Kontakt-Synkretismus zu erklären. Es bleibt somit nur festzuhalten, dass der Symbolgehalt der Ornamentik und Ikonographie in heutiger Zeit schwer zu deuten ist. Fest steht aber: die alte anglische und irische Ornamentik wurde mit skandinavischen Kunststilen und Bildelementen auf den *hogbacks* – einer neuen Gestaltungsform der traditionellen Grabmonumente – nicht nur kombiniert, sondern verschmilzt sogar zu einer Einheit.⁹²

Beziehungen zwischen den Britischen Inseln und Skandinavien

Im Folgenden sollen schlaglichtartig anhand einzelner historischer Daten, archäologischer Funde und onomastischer Quellen die Beziehungen zwischen den Britischen Inseln und Skandinavien betrachtet und so die *hogbacks* in ihren historischen Hintergrund eingebettet werden.⁹³

Nach Abzug der Römer Anfang des 5. Jahrhunderts und nach der so genannten angelsächsischen Landnahme lebten auf den Britischen Inseln um 800 nach Christus verschiedene Bevölkerungsgruppen zusammen. Im 8. und 9. Jahrhundert herrschte nicht nur Krieg zwischen den wichtigsten angelsächsischen Königreichen – Wessex, Mercia und Northumbria –, sondern auch innerhalb der jeweiligen Territorien kämpfte man um die Vorherrschaft.⁹⁴ Kontakte zu Skandinavien bestanden bereits in der Völkerwanderungszeit. Es handelt sich jedoch nur um punktuelle Kulturberührungen.⁹⁵

Erst durch die Entwicklung neuer hochseetauglicher Schiffe wurden diese intensiviert.⁹⁶ Den Auftakt für die immer enger werdenden Beziehungen zwischen den beiden Regionen bildeten jedoch nicht vornehmlich Handelsaktivitäten, sondern überwiegend Raubzüge. Es ist also weniger von einer Kulturbeziehung als von einem Kulturzusammenstoß zu reden. Die Raubzüge wurden von den so genannten Wikingern⁹⁷ Ende des 8. und in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts sporadisch und meist unkoordiniert durchgeführt.⁹⁸ Von den Raubzügen zeugen nicht nur historische Quellen, wie die Angelsächsische Chronik,⁹⁹ sondern auch Verwahrhorte der einheimischen Bevölkerung, wie der piktische Silberhort

92 Vgl. Bailey 1980, 83f.; Graham-Campbell 1994, 137f.

93 Dies geschieht hier zwangsläufig stark simplifizierend, zudem wird bei der Kompilation der Quellen eine große Erzählung aufgegriffen (vgl. Prien 2005, 188ff.; Wilson 1994), die nur eine von vielen Möglichkeiten darstellt, die einzelnen überlieferten Indizien zu interpretieren. Für einen detaillierten historischen Überblick siehe: Fuchs 1994; Logan 1987, 159ff.; Loyn 1994, 30ff.; Roesdahl 1993, 253ff.

94 Vgl. Capelle 1990; Hines 1995; 1997; Richards 1995; Welch 1992; Wilson 1994, 83; Yorke 1990.

95 Vgl. Wilson 2007, 59.

96 Zu den Ursachen und Gründen für die Migration der ‚Wikingern‘ siehe u.a. Näsmann 2000; Simek 2004.

97 Zur Problematik des Begriffes „Wikingern“ siehe Herschend 2007; Krüger 2008, 2ff.; Prien 2005, 153; 188.

98 Kaiser 1998, 107ff.

99 Whitelock 1961; vgl. Fuchs 1994, 101ff.; Logan 1987, 38f.; 160ff.

von St. Ninian's Isle.¹⁰⁰ Ferner sind die in Skandinavien gefundenen insularen Fundstücke, wie Reliquiare und zu Fibeln umgearbeitete Buchbeschlüge, zu nennen.¹⁰¹

Mit den ersten Überwinterungen um die Mitte des 9. Jahrhunderts wird die Etablierungsphase eingeläutet.¹⁰² Eines der befestigten Lager konnte in Repton ausgegraben werden.¹⁰³ In der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts ziehen ‚Heere‘ nach England mit dem Ziel der dauerhaften Ansiedlung. Skandinavische Siedlungstätigkeit ist nicht nur durch Ortsnamen¹⁰⁴ und Personennamen in Rechtstexten belegt, sondern auch durch archäologische Siedlungsbefunde wie Ribbleshead in North Yorkshire.¹⁰⁵ Als weiteres Indiz einer Landnahme gelten als skandinavisch angesprochene Frauengräber, in denen häufig Schalenfibeln gefunden wurden.¹⁰⁶ Die gewaltsame Eroberung der Britischen Inseln fand nach der angelsächsischen Rückeroberung Londons Ende des 9. Jahrhunderts ein vorläufiges Ende. Das so genannte Danelag¹⁰⁷ verlor nach einer Friedensperiode durch den kriegesischen Einfluss der Angelsachsen in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts rasch an Größe und Einfluss.¹⁰⁸

Im Jahre 902 eroberten Iren das norwegische Dublin. Die flüchtenden Skandinavier fanden überwiegend in Nordengland Asyl.¹⁰⁹ Von den Versuchen, Dublin zurückzuerobern, zeugt vermutlich der um 905 deponierte Cuerdale-Hort.¹¹⁰

In den Jahren 919 bis 954 bestand mit Unterbrechung ein mehr oder minder unabhängiges norwegisch-irisches Königtum in York.¹¹¹ Es kommt in dieser Zeit immer mehr zu einer Kulturverflechtung, wobei jedoch gleichzeitig immer wieder auch Kulturzusammenstöße belegt sind.

Nach der Vertreibung oder Tötung des letzten norwegischen Königs, Erich Blutaxt,¹¹² kehrten einige der Immigranten wahrscheinlich zumindest teilweise wieder nach Skandinavien zurück. Ab 980 kam es verstärkt wieder zu skandinavischen Angriffen auf Südengland. Ihnen versuchte man durch Zahlungen von Schutzgeld, dem so genannten Danegeld, zu entgehen.¹¹³

100 Small et al. 1973.

101 Siehe Müller-Wille 2002; Wamers 1985.

102 Siehe Kaiser 1998, 111–123; Prien 2005, 189f.; Wilson 1994, 88.

103 Biddle/Kjølbye-Biddle 1992; 2001.

104 Vgl. Anm. 59. Ein grundsätzliches Problem stellt jedoch die Datierung von skandinavischen Toponymen dar. Zudem variieren die Meinungen über ihre Aussagekraft bezüglich Art und Umfang skandinavischer Besiedlung stark; vgl. Yokota 2004.

105 Siehe u. a. Batey 1995; Beresford 1987; Coggins 2004; Huggins 1976; King 2004.

106 Prien 2005, 199; siehe z. B. Richards 1991, 116f.; Speed/Rogers 2004.

107 Siehe Beck/Loyn 1984a.

108 Prien 2005, 189f.

109 Morris 1977, 84f.

110 Graham-Campbell 1992.

111 Vgl. Hall 1980; 2001.

112 Morris 1977, 88f.

113 Vgl. Beck/Loyn 1984b; Lawson 1984; 1990; Gillingham 1989.

In dieser Zeit wurden in Skandinavien und Norddeutschland vermehrt angelsächsische Münzen in Horten deponiert.¹¹⁴ Ferner sind die Zahlungen auf einigen schwedischen Runensteinen erwähnt.¹¹⁵ Anfang des 11. Jahrhunderts erfolgten gezielte Invasionen, die zur Eroberung Englands durch die Dänen führten. Im Jahre 1016 wurde der spätere König von Dänemark und Norwegen – Knut – König von England.¹¹⁶ Für die folgende Zeit ist die verstärkte politische Einflussnahme der Skandinavier auf die Britischen Inseln kennzeichnend. Die Wikingerzeit endet 1066 mit der Eroberung Englands durch die normannische Invasionsarmee unter Führung Herzog Wilhelms. Hiervon berichtet unter anderem der Teppich von Bayeux.¹¹⁷

Synthese

Was sagt dies alles über die *hogbacks* aus? Bei den *hogbacks* handelt es sich vermutlich um den materiellen Niederschlag einer Migration. Die mutmaßlichen Grabsteine entstanden wahrscheinlich während der Etablierungsphase der überwiegend wohl aus Irland vertriebenen, norwegischen Einwanderer in Yorkshire im zweiten Viertel des 10. Jahrhunderts.¹¹⁸ Sie stellen das Resultat eines Akkulturationsprozesses dar. Denn die auf Irland und den Britischen Inseln so verbreiteten Steinskulpturen waren in Skandinavien weitgehend unbekannt. Ferner sind in ihrer Ornamentik skandinavische, anglische und irische Elemente zu einem neuen Kunststil vereint. Die *hogbacks* wurden anscheinend bei der Konfrontation mit verschiedenen, sich vermutlich politisch, religiös und vielleicht auch ethnisch definierenden Gruppen als Mittel zur Verortung der eigenen Identität genutzt.¹¹⁹ Durch ihre Ikonographie wird vor allem das kriegerische Dasein der sich darstellenden Identität betont.¹²⁰ Eine eindeutige Religionszuweisung anhand der verwendeten Motive kann heute nicht mehr erfolgen. Möglicherweise war diese jedoch auch damals nicht beabsichtigt. Der mutmaßliche Standort – auf alten Friedhöfen regional bedeutender Kirchen – dürfte zumindest auch der Machtlegitimation der neuen Herrscher gedient haben.¹²¹ Es handelt sich bei den *hogbacks* demnach um eine entlehnte geistige Innovation, da eine neue Gruppe für sich die Platzierung von Grabsteinen inklusive der damit verbundenen Identitätsdis-

114 Wiechmann 1996, 69.

115 Z.B. auf dem *Grindastein* in Södermanland, dem *Yttergårde-Stein* in Arkesta, dem *Väsby-Stein* im Bezirk Ösby, beide in Uppland und dem *Lingsberg-Stein* bei Stockholm; siehe Jansson 1980.

116 Wilson 2007, 64.

117 Wilson 2003.

118 Richards 2008, 370.

119 Melinda Klayman (2006) spricht die *hogbacks* gar als „a tool for assimilation“ an, was allerdings einen intentional zielgerichteten Einsatz materieller Kultur und eindeutige Gruppenzuweisung voraussetzt, die letztlich archäologisch nicht nachweisbar sind, und zudem von einem einseitigen Prozess ausgeht.

120 Ewing 2004, 20.

121 Siehe Stocker 2000; Stocker/Everson 2001, 230–232. Vgl. Gondek 2006, 107f.; 140.

kurse und Machtansprüche aneignet. Form und Bedeutungsinhalte wurden jedoch stark modifiziert. Aufgrund ihrer spezifischen Symbolik hatte diese Innovation nur eine geringe Reichweite. Über ihre jeweilige Adaption wurde sicherlich optional von einem kleinen Personenkreis entschieden.

Bei dieser weitreichenden Interpretation, einem mehr oder minder ereignishistorischen Narrativ, darf jedoch nicht vergessen werden, dass Quellenstand und -lage ungünstig sind. Vieles beruht ausschließlich auf stilistischen Untersuchungen und der Verknüpfung mit schriftlich Überliefertem. Die Datierung und Bestimmung der Funktion der *hogbacks* erweist sich aufgrund fehlender *in-situ*-Funde als schwierig. Ferner werden dabei so komplexe Fragen, wie die Zuweisung von Funden zu kollektiven Identitäten, die Wechselbeziehung zwischen Glauben und materieller Kultur sowie die Sozialstatus-Zuweisung von Objekten angeschnitten. Trotz dieser Vorbehalte erscheint es mir jedoch sinnvoll, für die wenigen *res factae* strukturell plausible Narrative zu entwickeln, von denen die hier vorgestellte sicherlich nur eine der möglichen ist, um so der vergegenwärtigten Vergangenheit Erfahrungsqualität zu verleihen.

Danksagung

Für das Korrekturlesen und die anregenden Diskussionen danke ich ganz herzlich Sabine Pinter und Stefan Schreiber. Die Übersetzung des Abstracts übernahm freundlicherweise Tanja Zech mit Unterstützung durch Michael J. Bendon.

Literaturverzeichnis

Abrams 2007

L. Abrams, „*The Problem of the Hogback*“. http://www.nottingham.ac.uk/shared/shared_viking/documents/Abrams.doc (Stand 20. 4. 2010; Draft paper zum Seminar „Myth and cultural memory in the Viking diaspora“, 9–10. 1. 2007, Leicester).

Ackermann 2004

A. Ackermann, „Das Eigene und das Fremde: Hybridität, Vielfalt und Kulturtransfer“. In: F. Jaeger/J. Rüsen (Hrsg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften* 3. Themen und Tendenzen. Stuttgart u. Weimar, 139–154.

Albrecht 1969

H. Albrecht, *Innovationsprozesse in der Landwirtschaft*. Eine kritische Analyse der agrarsoziologischen ‚adoption‘ und ‚diffusion‘-Forschung in Bezug auf Probleme der landwirtschaftlichen Beratung, Saarbrücken.

Andersen 1984

J. Mørk Andersen, En stormandsgrav I Klim, *Historisk Årbog for Thy*, 1984, 63–76.

Andersson 1972

A. Andersson, Gravstenen från Botkyrta och korset från Granhammer. *Fornvännen* 68, 1972, 1–12.

Andresen 2004

M. Andresen, *Studien zur Geschichte und Methodik der archäologischen Migrationsforschung*, Internationale Hochschulschriften 373, Münster.

Anthony 1990

D. W. Anthony, „Migration in Archaeology: The Baby and the Bathwater“, *American Anthropologist* 92, 895–914.

Assmann 1997

J. Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis*. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München.

Bähr 1997

J. Bähr, *Bevölkerungsgeographie*. Verteilung und Dynamik der Bevölkerung in globaler, nationaler und regionaler Sicht, 3 Stuttgart.

Bailey 1980

R. N. Bailey, *Viking Age Sculpture in Northern England*, London.

Bailey 2000

R. N. Bailey, „Scandinavian Myth on Viking-period Stone Sculpture in England“. In: Geraldine Barnes/Margaret Clunies Ross (Hrsg.), *Old Norse Myths, Literature and Society*. Proceedings of the 11th International Saga Conference 2–7 July 2000, University of Sydney. Sydney, 15–23.

Bailey/Cramp 1988

R. N. Bailey/R. Cramp, *Corpus of Anglo-Saxon Stone Sculpture in England II*. Cumberland, Westmoreland and Lancashire, North-of-the-Sands, Oxford.

Bailey/Whalley 2006

R. N. Bailey/J. Whalley, „A Miniature Viking-Age Hogback from Wirral“, *The Antiquaries Journal* 86, 345–356.

Baliga 2005

M. Baliga, „Synkretismus und Romanisierung“. In: G. Schörner (Hrsg.), *Romanisierung – Romanisation*. Theoretische Modelle und praktische Fallbeispiele [Kolloquium Jena 2004], British Archaeological Reports, International Series 1427, Oxford, 39–44.

Bargatzky 1978

T. Bargatzky, *Die Rolle des Fremden beim Kulturwandel*, Hamburger Reihe zur Kultur- und Sprachwissenschaft 12, Hamburg.

Barnett et al. 1954

H. G. Barnett/L. Broom/B. J. Siegel/E. Z. Vogt/J. B. Watson, „Acculturation: An Exploratory Formulation“, *American Anthropologist* 56, 973–1000.

Barth 1967

F. Barth, „On the Study of Social Change“, *American Anthropologist* 69, 661–670.

Batey 1995

C. Batey, „Aspects of Rural Settlement in Northern Britain“. In: S. Burnell/D. Hooke (Hrsg.), *Landscape and Settlement in Britain AD 400–1066*, Exeter.

Baus 2008

A. Baus, „Hogback Monuments“ <http://www.scribd.com/doc/37123893/Hogback-Monuments> (Stand 22. 10. 2010).

Beck/Loyn 1984a

H. Beck/H. R. Loyn, „Danelag“. In: J. Hoops (Hrsg.), *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 5, ²Berlin u. New York, 227–236.

Beck/Loyn 1984b

H. Beck/H. R. Loyn, „Danegeld“. In: J. Hoops (Hrsg.), *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 5, ²Berlin u. New York, 225–227.

Bee 1974

R. L. Bee, *Patterns and Processes*. An Introduction to Anthropological Strategies for the Study of Sociocultural Change, New York u. London.

Beresford 1987

G. Beresford, *Goltho*. The Development of an Early Medieval Manor c. 850–1150, London.

Berner 1979

U. Berner, „Der Begriff ‚Synkretismus‘ – ein Instrument historischer Erkenntnis?“, *Saeculum* 30, 68–85.

Berner 1991

U. Berner, „Synkretismus und Inkulturation“. In: H. P. Siller (Hrsg.), *Suchbewegungen*. Synkretismus – kulturelle Identität und kirchliches Bekenntnis, Darmstadt, 130–144.

Berry 1983

J. W. Berry, „Acculturation. A Comparative Analysis of Alternative Forms“. In: R. J. Samuda/S. L. Woods (Hrsg.), *Perspectives in Immigrant and Minority Education*, Lanham, 65–78.

Bhabha 1994

H. Bhabha, *The Location of Culture*. London.

Bhabha/Rutherford 1990

H. Bhabha/J. Rutherford, *The Third Space*. Interview with Homi Bhabha. In: J. Rutherford, *Identity, Community, Culture, Difference*, London, 207–221.

Biddle/Kjølbye-Biddle 1992

M. Biddle/B. Kjølbye-Biddle, „Repton and the Vikings“, *Antiquity* 66, 36–51.

Biddle/Kjølbye-Biddle 2001

M. Biddle/B. Kjølbye-Biddle, „Repton and the ‚great heathen army‘, 873–4“. In: J. G. Campbell/R. Hall/J. Jesch/D. N. Parsons (Hrsg.), *Vikings and the Danelaw*. Select Papers from the Proceedings of the Thirteenth Viking Congress, Nottingham and York, 21–30 August 1997, Oxford, 45–96.

Bitterli 1982

U. Bitterli, Kulturbegegnung und Kulturzusammenstoß in der Sicht des Kolonialhistorikers. In: A. Wendehorst/J. Schneider (Hrsg.), *Begegnungsräume von Kulturen*, Referate des 4. interdisziplinären Colloquiums des Zentralinstituts, Schriften des Zentralinstituts für Fränkische Landeskunde und allgemeine Regionalforschung an der Universität Erlangen-Nürnberg 21, Neustadt a. d. Aisch, 75–88.

Bitterli 1986

U. Bitterli, *Alte Welt – neue Welt*. Formen des europäisch-überseeischen Kulturkontakts vom 15.–18. Jahrhundert, München.

Bitterli 1991

U. Bitterli, *Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“*. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, ²München.

Blättel-Mink 2006

B. Blättel-Mink, *Kompendium der Innovationsforschung*, Wiesbaden.

von Brandt 1992

A. von Brandt, *Werkzeug des Historikers*. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften, ¹³Stuttgart, Berlin u. Köln.

Brather 2003

S. Brather, „Lindisfarne 793 als Beginn der Wikingerzeit? Kulturentwicklung und Ereignisgeschichte im Vergleich“, *Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters* 31, 39–60.

Brather 2004

S. Brather, *Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie*. Geschichte, Grundlagen und Alternativen. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 42, Berlin u. New York.

Brather 2010

S. Brather, „Bestattungen und Identitäten. Gruppierungen innerhalb frühmittelalterlicher Gesellschaften“. In: Pohl/Mehofer 2010, 25–49.

Braun-Thürmann 2005

H. Braun-Thürmann, *Soziologie der Innovation*, Bielefeld.

Bühl 1987

W. L. Bühl, *Kulturwandel*. Für eine dynamische Kultursoziologie, Darmstadt.

Burmeister 1996

St. Burmeister, Migration und ihre archäologische Nachweisbarkeit. *Archäologische Informationen* 19, 13–21.

Burmeister 1997

St. Burmeister, „Zum sozialen Gebrauch von Tracht. Aussagemöglichkeiten hinsichtlich des Nachweises von Migrationen“, *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 38, 77–203.

Burmeister 1998

St. Burmeister, „Ursachen und Verlauf von Migrationen – Anregungen für die Untersuchung prähistorischer Wanderungen“, *Studien zur Sachsenforschung* 11, 19–41.

Burmeister 1999

St. Burmeister, Innovation, ein semiologisches Abenteuer. Das Beispiel der Hallstattzeit in Südwestdeutschland, *Archäologische Informationen* 22, 241–260.

Burmeister 2000

St. Burmeister, Archaeology and Migration: Approaches to an Archaeological Proof of Migration, *Current Anthropology* 41, 539–567.

Burmeister (im Druck)

St. Burmeister, Migration und Ethnizität. In: M. K. H. Eggert/U. Veit (Hrsg.), *Theorie in der Archäologie: Zum Stand der deutschsprachigen Diskussion*. Tübinger Archäologische Taschenbücher. Münster.

Burström 1996

M. Burström, „Other Generations’ Interpretation and Use of the Past: the Case of the Picture Stones on Gotland“, *Current Swedish Archaeology* 4, 21–40.

Capelle 1990

T. Capelle, *Archäologie der Angelsachsen*. Eigenständigkeit und kontinentale Bindung vom 5. bis 9. Jahrhundert, Darmstadt.

Chapman/Hamerow 1997

J. Chapman/H. Hamerow (Hrsg.), *Migrations and Invasions in Archaeological Explanation*, Kongressbericht Durham 1993, Oxford.

Clemens (1996)

L. Clemens, „Zum Umgang mit der Antike im hochmittelaltlichen Trier“. In: H. H. Anton/A. Haverkamp (Hrsg.), *2000 Jahre Trier 2*. Trier im Mittelalter, Trier, 167–202.

Coggins 2004

D. Coggins, „Simy Folds: twenty years on“. In: J. Hines/A. Lane/M. Redknap (Hrsg.) *Land, Sea and Home*. Proceedings of a Conference on Viking-period Settlement, Cardiff, July 2001, The Society for Medieval Archaeology monograph series 20, Leeds, 325–334.

Collingwood 1907

W. G. Collingwood, „The Lowther Hogbacks“, *Transactions of the Cumberland and Westmorland Antiquarian and Archaeological Society* 7, 152–164.

Collingwood 1925

W. G. Collingwood, „Early Carved Stones at Hexham“, *Archaeologia Aeliana* 4th Ser. Vol. I, 65–92.

Colpe 1975

C. Colpe, „Die Vereinbarkeit historischer und struktureller Bestimmungen des Synkretismus“. In: A. Dietrich (Hrsg.), *Synkretismus im syrisch-persischen Kulturgebiet*. Bericht über ein Symposium in Reinhausen bei Göttingen in der Zeit vom 4. bis 8. Oktober 1971. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-Historische Klasse 3, Folge 96, Göttingen, 15–37.

Cramp 1984

R. Cramp, *Corpus of Anglo-Saxon Stone Sculpture in England I*. County Durham and Northumberland, Oxford u. New York.

Crawford 1994

B. E. Crawford, „The Norse Background to the Govan Hogbacks“. In: A. Ritchie (Hrsg), *Govan and its Early Medieval Sculpture*, Stroud, 103–112.

Crawford 2005

B. E. Crawford, *The Govan Hogbacks and the Multi-Cultural Society of Tenth-Century Scotland*, Govan Lecture, Govan.

Edwards 1988

B. J. N. Edwards, *Vikings in North West England*. The Artifacts. Lancaster.

Eggert 2001

M. K. H. Eggert, *Prähistorische Archäologie*. Konzepte und Methoden, Tübingen u. Basel.

Enninger/Schwens 1989

W. Enninger/C. Schwens, „Friedhöfe als kulturelle Texte“, *Zeitschrift für Semiotik* 11, 135–181.

Ervin 1980

A. M. Ervin, „A Review of the Acculturation Approach in Anthropology with Special Reference to Recent Change in Native Alaska“, *Journal of Anthropological Research* 36/1, 49–70.

Esch 2005

A. Esch, *Wiederverwendung von Antike im Mittelalter*. Die Sicht des Archäologen und die Sicht des Historikers, Berlin u. New York.

Espínola 1973

J. C. Espínola, „La Hipótesis del Tradicionalismo Ideológico – su Exploración Empírica en la Argentina“, *Revista Paraguaya de Sociología* 28, 35–58.

Esser 2003

H. Esser, „Akkulturation“. In: B. Schäfer (Hrsg.), *Grundbegriffe der Soziologie*, 8. Aufl., 1–5.

Ewing 2004

T. Ewing, „Understanding the Heysham Hogback: a Tenth-Century Sculpted Stone Monument and its Context“, *Transactions of the Historic Society of Lancashire and Cheshire* 152, 1–20.

Fellows-Jensen 1975

G. Fellows-Jensen, „The Vikings in England: a Review“, *Anglo-Saxon England* 4, 181–206.

Fellows-Jensen 1978

G. Fellows-Jensen, „Place-Names and Settlement in the North Riding of Yorkshire“, *Northern History* 14, 19–46.

Fellows-Jensen 1991

G. Fellows-Jensen, „Nordiske spor i det midtskotske Lavland“, *Norna Rapport* 45, 1991, 65–83.

Fellows-Jensen 2000

G. Fellows-Jensen, „Vikings in the British Isles: The Place-Name Evidence“, *Acta Archaeologica* 71, 135–146.

Fliegel/Kivlin 1966)

F. C. Fliegel/J. E. Kivlin, „Attributes of Innovations as Factors in Diffusion“, *American Journal of Sociology* 72, 235–248.

Font/Quiroz 2005

M. A. Font/A. W. Quiroz (Hrsg.), *Cuban Counterpoints: The Legacy of Fernando Ortiz*, Oxford.

Fuchs 1994

R. Fuchs, „Die Landnahme von Skandinavien auf den Britischen Inseln aus historischer Sicht“. In: M. Müller-Wille/R. Schneider (Hrsg.), *Ausgewählte Probleme europäischer Landnahmen des Früh- und Hochmittelalters*. Methodische Grundlagendiskussion im Grenzbereich zwischen Archäologie und Geschichte. Teil II. Sigmaringen, 95–127.

Gillingham 1989

J. Gillingham, „The Most Precious Jewel in the English Crown: Levels of Danegeld and Heregeld in the Early Eleventh Century“, *The English Historical Review* 104, 373–406.

Gondek 2006

M. Gondek, „Investing in Sculpture. Power in Early-historic Scotland“, *Medieval Archaeology* 50, 105–142.

Gotter 2001

U. Gotter, „Akkulturation‘ als Methodenproblem der historischen Wissenschaften“. In: St. Altekamp/M. R. Hoffer/M. Krumme (Hrsg.), *Posthumanistische Klassische Archäologie*. Historizität und Wissenschaftlichkeit von Interessen und Methoden, München, 255–280.

Graham-Campbell 1992

J. Graham-Campbell (Hrsg.), *Viking Treasure from the North West*. The Cuerdale Hoard and its Context. National Museums and Galleries on Merseyside. Liverpool Museum Occasional Papers 5, Liverpool.

Graham-Campbell 1994

J. Graham-Campbell (Hrsg.), *Die Wikinger*. Weltatlas der alten Kulturen, München.

Hadley 2006

D. M. Hadley, *The Vikings in England*. Settlement, Society and Culture, Manchester u. New York.

Härke 1997

H. Härke, Wanderungsthematik, Archäologen und politisches Umfeld, *Archäologische Informationen* 20, 61–71.

Hakenbeck 2007

S. Hakenbeck, „Situational Ethnicity and Nested Identities: New Approaches to an Old Problem“. In: S. Semple/H. M. R. Williams (Hrsg.), *Early Medieval Mortuary Practice*, Anglo-Saxon Studies in Archaeology and History 14, Oxford, 19–27.

Hall 1980

R. A. Hall, *Jorvik*. Viking Age York, York.

Hall 2001

R. A. Hall, „A Kingdom Too Far: York in the Early Tenth Century“. In: N. J. Higham/D. H. Hill (Hrsg.), *Edward the Elder, 899–924*, London, 188–199.

Herschend 2007

F. Herschend, „Wikinger. § 1. Historisch“. In: J. Hoops (Hrsg.), *Reallexikon Germanische Altertumskunde* 34, ²Berlin u. New York, 55–59.

Hines 1995

J. Hines, „Cultural Change and Social Organisation in Early Anglo-Saxon England“. In: G. Ausenda (Hrsg.), *After Empire. Towards an Ethnology of Europe's Barbarians*, Studies in Historical Archaeoethnology 1, Woodbridge u. San Marino, 75–88.

Hines 1997

J. Hines (Hrsg.), *The Anglo Saxons from the Migration Period to the Eighth Century. An Ethnographic Perspective*, Woodbridge.

Hof/Wengenroth 2007

H. Hof/U. Wengenroth (Hrsg.), *Innovationsforschung*, Hamburg.

Hofmann 2008

K. P. Hofmann, *Der rituelle Umgang mit dem Tod*. Untersuchungen zu bronze- und früh-eisen-zeitlichen Brandbestattungen im Elbe-Weser-Dreieck. Archäologische Berichte des Landkreises Rotenburg (Wümme) 14 = Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 32, Oldenburg u. Stade.

Hofmann 2009

K. P. Hofmann, „Der akkulturierte Tod. Bestattungsrituale in Südostsizilien unter den Einflüssen der Griechen“. In: R. Karl/J. Leskovar (Hrsg.), *Interpretierte Eisenzeit*. Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge 3. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie. Kongressbericht Linz 2008. Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 22, Linz, 27–45.

Hofmann 2012

K. P. Hofmann, „Kontinuität trotz Diskontinuität? Der Wechsel von der Körper- zur Brandbestattung im Elbe-Weser-Dreieck und die semiotische Bedeutungsebene ‚Raum‘“, In: D. Béranger/J. Bourgeois/M. Talon/ St. Wirth (Hrsg.), *Gräberlandschaften der Bronzezeit/Paysages funéraires de l'âge du Bronze*. Internationales Kolloquium zur Bronzezeit Herne, 15. –18. Oktober 2008. Bodenaltertümer Westfalens 51, Darmstadt, 355–373.

Hofmann im Druck a

K. P. Hofmann, „Der Identität ihr Grab? Zur Identitätsforschung anhand bronzezeitlicher Bestattungen des Elbe-Weser-Dreiecks“, In: I. Heske/B. Horejs (Hrsg.), *Bronzezeitliche Identitäten und Objekte*. Beiträge aus den Sitzungen der AG Bronzezeit auf der 80. Tagung des Süd- und Westdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Nürnberg 2010 und dem 7. Deutscher Archäologiekongress in Bremen 2011. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, Bonn.

Hofmann im Druck b

K. P. Hofmann, „Kein Ende in Sicht! Gräber als Herausforderung für die deutschsprachige Archäologie“, In: M. K. H. Eggert/U. Veit (Hrsg.), *Theorie in der Archäologie*. Zum Stand der deutschsprachigen Diskussion. Tübinger Archäologische Taschenbücher, Münster.

Huggins 1976

P. J. Huggins, „The Excavation of an eleventh-century Viking hall and fourteenth-century rooms at Waltham Abbey, Essex 1969–71“, *Medieval Archaeology* 20, 75–133.

Jansson 1980

S. B. Janson. *Runstenar*. Stockholm.

Jockenhövel 1991

A. Jockenhövel, „Räumliche Mobilität von Personen in der mittleren Bronzezeit des westlichen Mitteleuropa“, *Germania* 69, 49–62.

Jockenhövel 2007

A. Jockenhövel, „Zu Mobilität und Grenzen in der Bronzezeit“. In: S. Rieckhoff/U. Sommer (Hrsg.), *Auf der Suche nach Identitäten: Volk – Stamm – Kultur – Ethnos*, Kongressbericht Leipzig 2000, British Archaeological Reports International Series, 1705, Oxford, 95–106.

Kaiser 1998

E. Kaiser, *Wikingereinfälle und Grenzveränderung im frühmittelalterlichen England*, Stuttgarter Beiträge zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 4, Stuttgart.

Keupp 1999

H. Keupp, *Identitätskonstruktionen*. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Hamburg.

Khan-Svik 2008

G. Khan-Svik, „Kultur – ethnologisch betrachtet“, *Paideia* 5/1, 1–21.

King 2004

A. King, „Post-Roman Upland Architecture in the Craven Dales and the Dating Evidence“. In: J. Hines/A. Lane/Mark Redknap (Hrsg.) *Land, Sea and Home*, Proceedings of a Conference on Viking-period Settlement, Cardiff, July 2001, The Society for Medieval Archaeology Monograph Series 20, Leeds, 335–344.

Klayman 2006

M. Klayman, „The Anglo-Scandinavian Hogback: A Tool for Assimilation“, <http://www.klayperson.com/writing/hogbacks.html> (Stand: 10. 2. 2006).

Knowles 1907

W. H. Knowles, „Sockburn Church“, in: *Durham and Northumberland Architectural and Archaeological Society Transactions* V, 99–120.

Koch 1989

S. Koch, „Geschichte und Bedeutung des Friedhofs im Abendland“. *Zeitschrift für Semiotik* 11, 125–133.

Krausse 2006

D. Krausse, *Eisenzeitlicher Kulturwandel und Romanisierung im Mosel-Eifel-Raum*. Die keltisch-römische Siedlung von Wallendorf und ihr archäologisches Umfeld. Römisch-Germanische Forschungen 63, Mainz.

Kröhnert 2007

S. Kröhnert, „Migration – eine Einführung“, http://www.berlin-institut.org/fileadmin/user_upload/handbuch_texte/pdf_Kroehnert_Migration_Einfuehrung.pdf (Stand: 22. 1. 2010).

Krüger 2008

J. Krüger, „*Wikinger*“ im Mittelalter. Die Rezeption von víkingr m. und víking f. in der altnordischen Literatur. Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 56. Berlin u. New York.

Lang 1971

J. T. Lang, „The Castledermot Hogback“, *Journal of Antiquaries of Ireland* 101, 154–158.

Lang 1972

J. T. Lang, „Illustrative Carving of the Viking Period at Sockburn-On-Tees“, *Archaeologia Aeliana* 4, 50, 235–248.

Lang 1972–74)

J. T. Lang, „Hogback Monuments in Scotland“, *Proceeding of the Society of Antiquaries of Scotland* 105, 206–235.

Lang 1976

J. T. Lang, „Sigurd and Weland in Preconquest Carving in Northern England“, *Yorkshire Archaeological Journal* 48, 83–94.

Lang 1984

J. T. Lang, „The Hogback: A Viking Colonial Monument“, *Anglo Saxon Studies in Archaeology and History* 3, 85–176.

Lang 1994

J. T. Lang, „The Govan Hogbacks: A Reappraisal“. In: A. Ritchie (Hrsg.), *Govan and Its Early Medieval Sculpture*, Stroud, 123–131.

Lawson 1984

M. K. Lawson, „The Collection of Danegeld and Heregeld in the Reigns of Aethelred II and Cnut“, *The English Historical Review* 99, 721–738.

Lawson 1990

M. K. Lawson, „Danegeld and Heregeld Once More“, *The English Historical Review* 105, 951–961.

Logan 1987

F. D. Logan, *Die Wikinger in der Geschichte*, Stuttgart.

Loyn 1994

H. R. Loyn, *The Vikings in Britain*, Oxford.

Malkin 1998

I. Malkin, „The Middle Ground: Philoktetes in Italy“, *Kernos* 11, 131–141.

Malkin 2002

I. Malkin, „A Colonial Middle Ground: Greek, Etruscan, and Local Elites in the Bay of Naples“. In: C. L. Lyons/J. K. Papadopoulos (Hrsg.), *The Archaeology of Colonialism*. Los Angeles, 151–181.

Meier 2000

H.-R. Meier, „Vom Siegeszeichen zum Lüftungsschacht. Spolien als Erinnerungsträger in der Architektur“. In: H.-R. Meier/M. Wohlleben (Hrsg.), *Bauten und Orte als Träger von Erinnerung*. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege, Kongressbericht Zürich 1998, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 21, 2000, 87–98.

Mignon 1993

M. R. Mignon, *Dictionary of Concepts in Archaeology*, Westport u. London.

Moebius/Quadflieg 2006

St. Moebius/D. Quadflieg (Hrsg.), *Kultur*. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden.

Morris 1977

Ch. D. Morris, Northumbria and the Viking Settlement: The Evidence for Land-Holding, *Archaeologia Aeliana* 5th Ser. Vol. V, 81–103.

Müller-Scheeßel/Burmeister 2006

N. Müller-Scheeßel/St. Burmeister, „Einführung: Die Identifizierung sozialer Gruppen. Die Erkenntnismöglichkeiten der Prähistorischen Archäologie auf dem Prüfstand“. In: St. Burmeister/N. Müller-Scheeßel (Hrsg.), *Soziale Gruppen – kulturelle Grenzen*. Die Interpretation sozialer Identitäten in der Prähistorischen Archäologie. Tübinger Archäologische Taschenbücher 5. Münster, New York, München u. Berlin, 9–38.

Müller-Wille 2002

M. Müller-Wille, „Das northumbrische Kloster Lindisfarne im Jahre 793 – Die Überfälle von Wikingern auf Klöster der Britischen Inseln und ihre Folgen in der historischen und archäologischen Überlieferung“, *Acta Praehistorica et Archaeologica* 34, 225–240.

Münkler 2000

M. Münkler, *Erfahrungen des Fremden*. Die Beschreibung Ostasiens in den Augenzeugenberichten des 13. und 14. Jahrhunderts, Berlin.

Murphy 1964

R. F. Murphy, „Social Change and Acculturation“, *Transactions of the New York Academy of Sciences* 26, 845–854.

Näsmann 2000

U. Näsmann, „Raids, Migration and Kingdom – the Danish Case“, *Acta Archaeologica* 71, 1–7.

Nash-Williams 1950

V. E. Nash-Williams, *The Early Christian Monuments of Wales*, Cardiff.

Nilsson 1994

T. Nilsson, „Sjælens hus“. *Skalk* 1994/6, 3–7.

Ortiz 2003

F. Ortiz, *Cuban Counterpoint: Tobacco and Sugar*. Durham (Erstauflage: Contrapunteo cubano del tabaco y el azúcar. Havanna 1940).

Osterhammel 1995

J. Osterhammel, „Kulturelle Grenzen in der Expansion Europas“, *Saeculum* 46, 1995, 101–138.

Poeschke 1996

J. Poeschke (Hrsg.), *Antike Spolien in der Architektur des Mittelalters und der Renaissance*. München.

Pohl/Mehofer 2010

W. Pohl/M. Mehofer (Hrsg.), *Archaeology of Identity – Archäologie der Identität* (Kongress Wien 2006). Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse Denkschriften 406 = Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 17, Wien.

Potter/Andrews 1994

T. W. Potter/R. D. Andrews, „Excavations and Survey at St Peter’s Church, Heysham, Lancashire, 1977–8“, *Antiquaries Journal* 74, 55–134.

Prien 2005

R. Prien, *Archäologie und Migration*. Vergleichende Studien zur archäologischen Nachweisbarkeit von Migrationsbewegungen, Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 120, Bonn.

Redfield et al. 1936

R. Redfield/R. Linton/M. J. Heskovits, „Memorandum for the Study of Acculturation“. *American Anthropologist* 38, 149–152.

Richards 1991

J. D. Richards, *Viking-Age England*, London.

Richards 1995

J. D. Richards, „An Archaeology of Anglo-Saxon England“. In: G. Ausenda (Hrsg.), *After Empire*. Towards an Ethnology of Europe’s Barbarians, *Studies in Historical Archaeoethnology* 1, Woodbridge u. San Marino, 51–66.

Richards 2008

J. D. Richards, „Viking Settlement in England“. In: St. Brink/N. Price (Hrsg.), *The Viking World*, London u. New York, 368–374.

Ritchie 1994

A. Ritchie, *Viking Scotland*, ²London.

Roesdahl 1993

E. Roesdahl, *Vikingernes verden*, Kopenhagen.

Rogers/Shoemaker 1971

E. M. Rogers/F. F. Shoemaker, *Communication of Innovations*. A Cross-Cultural Approach, ²New York u. London.

Ross (1904)

Th. Ross, „Notice of Undescribed Hog-backed Monuments at Abercorn and Kirknewton“, *Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland* 138, 422–427.

Rowe 1877/78

G. Rowe, Remarks on Some Ornamental Stones Found at Brompton, Northallerton, Yorkshire, *Reports and Papers of the Architectural and Archaeological Societies of the Counties of Lincoln and Northampton* 14, 61–65.

Rudolph 1979

K. Rudolph, Synkretismus – Vom theologischen Scheltwort zum religionswissenschaftlichen Begriff. In: *Humanitas Religiosa*, Festschrift für Harolds Biezais, Stockholm, 194–212.

von Rummel 2010

Ph. von Rummel, „Germanisch, gotisch oder barbarisch? Methodologische Überlegungen zur ethnischen Interpretation von Kleidung“. In: Pohl/Mehofer 2010, 51–77.

Schmidt 1994

H. Schmidt, *Building Customs in Viking Age Denmark*, Herning.

Shanks/Tilley 1982

M. Shanks/Ch. Tilley, „Ideology, Symbolic Power and Ritual Communication: A Reinterpretation of Neolithic Mortuary Practices“. In: I. Hodder (Hrsg.), *Symbolic and Structural Archaeology*, Cambridge, 129–154.

Shanks/Tilley 1987

M. Shanks/Ch. Tilley, *Social Theory and Archaeology*, Cambridge.

Shanks/Tilley 1992

M. Shanks/Ch. Tilley, *Re-Constructing Archaeology*. Theory and Practice, ²London.

Simek 2004

R. Simek, The Emergence of the Viking Age. Reasons and Triggers. In: R. Simek/U. Engel (Hrsg.), *Vikings on the Rhine*. Recent Research on Early Medieval Relations between the Rhinelands and Scandinavia. *Studia Mediaevalia Septentrionalia* 11, Wien, 9–21.

Small et al. 1973

A. Small/Ch. Thomas/D. M. Wilson, *St. Ninians Isle and its Treasure I–II*. Aberdeen University Studies Ser. 152, Oxford.

Smyth 1979

A. P. Smyth, *Scandinavian York and Dublin*. The History and Archaeology of Two related Viking Kingdoms 2, Dublin.

Speed/Rogers 2004

G. Speed/P. W. Rogers, „A Burial of a Viking Woman at Adwick-le-Street, South Yorkshire“, *Medieval Archaeology* 48, 51–90.

Stephan 2002

E. Stephan, *Honoratioren, Griechen, Polisbürger*. Kollektive Identitäten innerhalb der Oberschicht des kaiserzeitlichen Kleinasien. *Hypomnemata* 143, Göttingen.

Steuer 2002

H. Steuer, „Mobilität“. In: J. Hoops (Hrsg.), *Reallexikon Germanische Altertumskunde* 20, ²Berlin, New York, 118–123.

Stocker 2000

D. A. Stocker, „Monuments and Merchants: Irregularities in the Distribution of Stone Sculptures in Lincolnshire and Yorkshire in the Tenth Century“. In: D. M. Hadley/J. D. Richards (Hrsg.), *Cultures in Contact*. Scandinavian Settlement in England in the Ninth and Tenth Centuries, Turnhout, 179–212.

Stocker/Everson 2001

D. A. Stocker/P. Everson, „Five Towns Funerals: Decoding Diversity in Danelaw Stone Sculpture“. In: J. Graham-Campbell/R. Hall/J. Jesch/D. Parsons (Hrsg.), *Vikings and the Danelaw. Select Papers from the Proceedings of the Thirteenth Viking Congress, Nottingham and York, 21–30 August 1997* (Oxford 2001) 223–243.

Stone 1999

A. Stone, Hogbacks: Christian and Pagan Imagery on Viking Age Monuments. 3rd Stone 33, 1999, 16–20. Online im Internet: http://www.thirdstone.demon.co.uk/download/hogbacks_33.pdf (Stand 5. 4. 2006).

Sutter 1999

A. Sutter, „Randbemerkungen zu einer Reformulierung des Kulturbegriffs“, *Tsantsa. Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft* 4, 107–110.

Tegnér 1992

G. Tegnér, Christliche Gräber und Grabdenkmäler. In: E. Roesdahl (Hrsg.), *Wikinger – Waräger – Normannen. Skandinavien und Europa 800–1200*, 22. Kunstaussstellung des Europarats, Mainz, 188–189.

Walker 1884/85

J. R. Walker, „Notes on a Peculiar Class of Recumbent Monuments“, *Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland* 19, 406–424.

Walton 1954

J. Walton, „Hogback Tombstones and the Anglo-Danish House“, *Antiquity* 28, 68–77.

Wamers 1985

E. Wamers, *Insularer Metallschmuck in wikingerzeitlichen Gräbern Nordeuropas*. Untersuchungen zur skandinavischen Westexpansion. Offa-Bücher 56, Neumünster.

Weißköppel 2005

C. Weißköppel „Hybridität – die ethnographische Annäherung an ein theoretisches Konzept“. In: R. Loimeier/D. Neubert/C. Weißköppel (Hrsg.), *Globalisierung im lokalen Kontext. Perspektiven und Konzepte von Handeln in Afrika*, Beiträge zur Afrikaforschung 20, Münster, 312–347.

Welch 1992

M. Welch, *Anglo-Saxon England*. London.

Wenham et al. 1987

L. Peter Wenham/R. A. Hall/C. M. Briden/D. A. Stocker, *St Mary Bishophill Junior and St Mary Castlegate*, The Archaeology of York 8/2, York.

White 1991

R. White, *The Middle Ground*. Indians, Empires, and Republics in the Great Lakes Region, 1650–1815. Cambridge Studies in North American Indian History, Cambridge.

Whitelock 1961

D. Whitelock (Hrsg.), *The Anglo-Saxon Chronicle*, London.

Wiechmann 1996

R. Wiechmann, *Edelmetalldepots der Wikingerzeit in Schleswig-Holstein*. Vom Ringbrecher zur Münzwirtschaft, Offa-Bücher 77, Neumünster.

Wilson 1978

D. M. Wilson, „The Dating of Viking Art in England“. In: J. T. Lang (Hrsg.), *Anglo-Saxons and Viking. Sculpture and its Context*. Papers from the Collingwood Symposium on Insular Sculpture from 800 to 1066, British Archaeological Report, British Series 49, Oxford, 135–144.

Wilson 1994

D. M. Wilson, „The Vikings in Britain“. In: M. Müller-Wille/R. Schneider (Hrsg.), *Ausgewählte Probleme europäischer Landnahmen des Früh und Hochmittelalters*. Methodische Grundlagendiskussion im Grenzbereich zwischen Archäologie und Geschichte. Teil II. Sigmaringen, 81–94.

Wilson 2003

D. M. Wilson, *Der Teppich von Bayeux*, Köln.

Wilson 2007

D. M. Wilson, „Wikinger. § 2. Britische Inseln“. In: J. Hoops (Hrsg.), *Reallexikon Germanische Altertumskunde* 34, 2. Berlin, New York, 59–64.

Wimmer 1996

A. Wimmer, „Kultur. Zur Reformulierung eines sozialanthropologischen Grundbegriffs“, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48, 401–425.

Wüstendörfer 1974

W. Wüstendörfer, *Die Diffusion von Neuerungen*. Aspekte einer Adoptionstheorie und deren paradigmatische Prüfung, Dissertation Universität Erlangen.

Yokota 2004

Y. Yokota, „What You See Is Not Necessarily What You Get: A caveat for Scandinavian Place-name Evidence“, *eSharp* 2, <http://www.gla.ac.uk/departments/esharp/issues/2/yokota/> (Stand 20. 4. 2010).

Yorke 1990

B. Yorke, *Kings and Kingdoms of Early Anglo-Saxon England*, London.

Zapf 1989

W. Zapf, „Über soziale Innovationen“, *Soziale Welt* 40, 170–183.

Die Diffusion von Innovationen über Zeit und Raum

Ein Überblick zu Ansätzen der Diffusionsforschung und evolutionären Innovationsökonomie¹

Einleitung

Bei der alten Frage „Wie kommt das Neue in die Welt?“ steht ja nicht allein die Erschaffung des (vermeintlich) Neuen, sondern wie das Wissen darum (oder des damit verbundenen Artefaktes: Technik, Methode, Baustil, Ackerbaupraxis ...) seinen Weg in die Welt über Zeit und Raum findet. Neben der wissenschaftlichen Beschäftigung der Historiker über Wege des Wissens² stehen auch angewandte Forschungsarbeiten, z.B. der Bodendenkmalpflege,³ vor der Frage, von wo „etwas“ kommt, wer von wem lernt, wer bekommt, überlässt oder erobert hat.

In der interdisziplinären Betrachtung durch das Exzellenzcluster Topoi können möglicherweise auch die Wirtschaftswissenschaften einen Beitrag leisten, indem sie ihre systematische Betrachtung von Neuerungen und deren Verbreitung in einer Population von Wirtschaftssubjekten im Zuge der Diffusions- und Innovationsforschung kurz vorstellen und – als Nicht-Historiker zugegebenermaßen dilettantisch und höflicherweise in Frageform – der Altertumsforschung und Archäologie bekannt machen. Dieses möchte der vorliegende Beitrag versuchen.

Hierzu sollen zunächst notwendige begriffliche Klärungen zum besseren Verständnis vorgenommen werden. Danach sollen die Ansätze der wirtschaftswissenschaftlichen Diffusionsforschung und ihrer grundlegenden Modelle unter Beibehaltung der neoklassischen Gleichgewichtshypothese zur Verbreitung von neuen Produkten und Techniken erklärt werden. Die Schilderung der Erkenntnisse der neueren Innovationsforschung, basierend auf Schumpeter und den Ansätzen der evolutionären Innovationsökonomie schließen sich an, da diese die Auflösung der dichotomen Betrachtung der an der neoklassischen Gleichgewichtshypothese orientierten Modelle anbieten und im Gegensatz dazu

¹ Der Beitrag wurde am 2. Dezember 2009 als Vortrag auf dem Workshop „Mobilität und Wissenstransfer in diachroner und interdisziplinärer Perspektive“ der Research Group A II des Exzellenzclusters TOPOI in Berlin gehalten. Einzelne Textteile und Abbildungen sind ohne besondere Kennzeichnung aus früheren Arbeiten des Autors entnommen (vor allem aus Dreher 1997, insbesondere Kapitel 3; Dreher 2008).

² Z.B. Renn et al. 2009.

³ Z.B. Behrends et al. 1996.

Vielfalt, Akteure, Interaktionen und soziokulturelle Kontexte in den Vordergrund stellen. Die besagten Fragen und Anregungen schließen den Beitrag ab.

„Innovation“ in den Wirtschaftswissenschaften

Vom Wortstamm her bedeutet Innovation „Veränderung“, etwas Neues zu schaffen. Für die Wirtschaftswissenschaften ist sicherlich Schumpeter zwischenzeitlich derjenige, der am häufigsten für diesen Begriff bemüht wird („*The fundamental input that sets and keeps the capitalist engine in motion comes from the new consumer goods, the new methods of production or transportation, the new markets, the new forms of industry organisation that capitalist enterprises creates.*“). Demnach ist ein innovativer Unternehmer derjenige, der durch die Realisierung einer neuen Idee (Produkt, Konzept, Organisation, Dienstleistung, Herstellverfahren, Werbemaßnahme, Farbe der Verpackung, neues Auslieferungsdatum) bestehende Zusammenhänge (zer)stört⁴ und – wenn er erfolgreich ist – Nachahmer findet und neue Wachstumsschübe in der Wirtschaft auslösen kann.

In der Zeit nach Schumpeter wurde aber der Innovationsbegriff im Wesentlichen auf technische Neuerungen begrenzt. So beschreiben Freeman und Soete Innovationen als einen Prozess, der die Entwicklung, das Design, die Produktion und die Vermarktung eines neuen (oder verbesserten) Produktes oder den erstmaligen Einsatz eines neuen (oder verbesserten) Produktionsverfahrens umfasst.⁵ Aus dieser rudimentären Darstellung⁶ wird eines deutlich: Innovation ist ohne Bezugssystem nicht zu verstehen. Für das Bezugssystem sind folgende Aspekte zu präzisieren:

- Zeithorizont: Innovation ist nur im Zeitverlauf zu verstehen. Etwas ist anders, neu, verändert im Vergleich zu einem früheren Zeitpunkt;
- Gegenstand: Vielfach wird unter Innovation ein forschungs- und entwicklungsgetriebenes neues Produkt oder ein neues Verfahren verstanden, aber auch andere Aspekte geraten zunehmend in das Blickfeld (z.B. Dienstleistungen);
- das eingegangene Risiko;
- der (subjektive) Neuigkeitsgrad: Was für den einen bahnbrechend zu sein scheint, empfindet ein anderer als alten Hut;
- die Betrachtungsebene: Eine Innovation kann etwa für den einzelnen Arbeitnehmer, für den Betrieb, für den Markt eines Unternehmens oder gar gesamtwirtschaftlich neu sein.

Für diesen Beitrag wird der Begriff Innovation auf betriebliche Neuerungen und Veränderungen in Unternehmen oder Organisationen beschränkt. Entwicklungen in der Ge-

4 Schumpeter selbst spricht von kreativer Zerstörung (Schumpeter 1942).

5 Freeman/Soete 1997.

6 Mehr in Grupp 1997; Dreher 1997.

sellschaft oder Veränderungen durch den Einzelnen bleiben unberücksichtigt. Erfolgreich ist eine Innovation bei wirtschaftlichem Erfolg, d.h. beispielsweise mehr Umsätze, höhere Marktanteile, weniger Kosten, mehr Beschäftigung. Andere Erfolgsdimensionen, insbesondere kulturelle oder ästhetische Beiträge, bleiben ausgeklammert. Das Innovationssystem beschreibt den Rahmen, in dem sich die Betriebe und betrieblichen Akteure bewegen (können), aus dem sie ihre materiellen oder immateriellen Ressourcen für betriebliche Innovationen beziehen und in dem (Inter-)Aktionen anderer als Signale zu empfangen und zu verarbeiten sind.⁷

Die Forschung zur Diffusion von Innovationen

Die Klassiker

Die Forschung über die Diffusion von Innovationen hat historisch ihren Ursprung in der Betrachtung von kulturellen und agrarsoziologischen Verhaltensweisen und ihrer räumlichen Ausbreitung im Zeitverlauf. Neben der epidemiologischen Forschung in der Medizin folgten Überlegungen zur Verbreitung von Investitions- und Konsumgütern.

Die Motivation, sich mit der Verbreitung von Innovationen zu befassen, erwächst aus der Beobachtung, dass sich Innovationen nicht spontan, sondern über die Zeit verteilt im Raum verbreiten und dass diese Verbreitungsprozesse erst bei einer Sättigungsgrenze aufhören und nicht vorher abbrechen.⁸ Hinzu kommt, dass die Verbreitung von Innovationen – zumindest aus Sicht der noch nicht sehr ‚alten‘ Wirtschaftswissenschaften – ein ‚zäher‘, langwieriger, oft Jahrzehnte dauernder Vorgang ist und die Adoptionsrate bei unterschiedlichen Innovationen in verschiedenen Sektoren oder gesellschaftlichen Kontexten erheblich variieren kann.⁹ Ihre Relevanz für die Wirtschaftswissenschaft zieht die Diffusionsforschung daraus, dass die Profite, die sich Volkswirtschaft, Sektoren oder Unternehmen von Innovationen erhoffen, erst durch die Realisierung und Ausbreitung dieser Innovationen entstehen¹⁰ und damit Prozesse und Hindernisse der Verbreitung von Innovationen zu erforschen sind.

Die verschiedenen Stränge der Diffusionsforschung wurden von Rogers in seinem Standardwerk zusammengefasst und verallgemeinert. Demnach ist Diffusion als der Prozess definiert, bei dem Informationen über Innovationen durch bestimmte Kommunikationskanäle über die Zeit unter den Mitgliedern eines sozialen Systems kommuniziert wer-

7 Gängige Definitionen von Innovationssystemen beschränken sich auf das Hervorbringen von Technologien, z.B. Metcalfe 1995.

8 Dosi 1991, 185.

9 Rosenberg 1976, 191; empirisch argumentiert Ray 1989, 16.

10 Rosenberg 1982, 19.

den.¹¹ Das typische Diffusionsmuster wird weiter durch die mögliche Heterogenität der Mitglieder in einem sozialen System hinsichtlich ihrer Haltung zu und ihren Erwartungen über den Nutzen einer Innovation bestimmt. Da sie aber nicht isoliert im sozialen System existieren, tauschen sie ihre Erfahrungen aus und lernen gegebenenfalls durch Imitation der Verhaltensweisen anderer. Laut Rogers gehen alle theoretischen und empirischen Diffusionsstudien somit davon aus, dass Innovationen nicht spontan und unmittelbar komplett in ein soziales System diffundieren.¹² Die S-förmige Diffusionskurve scheint deshalb ein Grundphänomen zu sein.

Rogers entwickelte einen vierstufigen Prozess der Diffusion von der Übermittlung der Information als den ersten Schritt bis zur Adoptionsentscheidung.¹³ Die vier Phasen sind die Wissensübermittlung, das Gewinnen einer Überzeugung, die Entscheidung und Implementation sowie eine Bestätigung der Richtigkeit der Entscheidung. Die in die Entscheidung einfließenden Eigenschaften der jeweiligen Innovation sind:

- Die relative Vorteilhaftigkeit der Innovation,
- die Kompatibilität hinsichtlich früherer Erfahrungen, existierender Werte sowie individueller Bedürfnisse und Erwartungen,
- die Komplexität hinsichtlich des Aufwandes, die Innovation zu verstehen und anwenden zu können,
- die Probierbarkeit, die es erlaubt, in unterschiedlichem Maße mit einer Innovation vorher zu experimentieren, bevor man eine endgültige Entscheidung trifft sowie
- die Beobachtbarkeit der Ergebnisse der Anwendung der Innovation für den Entscheidenden wie auch für die anderen Mitglieder des sozialen Systems.

Alle diese Variablen sind, außer der Komplexität, mit der Adoptionsrate einer Innovation positiv korreliert.

Da das Potential an Anwendern in seinem Entscheidungsverhalten zur Anwendung einer Innovation nicht notwendigerweise homogen¹⁴ ist, hat Rogers die Adopter hinsichtlich ihres Entscheidungszeitpunktes kategorisiert, indem er die Standardabweichung vom durchschnittlichen Adoptionszeitpunkt als Maßstab verwendet. Brown, Rogers sowie andere präsentieren empirische Belege, die die Normalverteilung der Adopter über die Zeit plausibel machen.¹⁵ Kumuliert man die Zahlen der Adopter, erhält man eine symmetrische S-förmige Kurve, die mathematisch durch eine Gompertz-Funktion beschrieben werden kann.

In seinem Beitrag versucht Edwin Mansfield die grundlegenden Erfahrungen in ein ökonomisches Modell zu übertragen, das die Adoptionsraten industrieller Innovationen

¹¹ Rogers 1983, 5.

¹² Rogers 1983.

¹³ Rogers 1983.

¹⁴ Ursachen sind individuelle Merkmale des Adopters, soziale, ökonomische Kriterien, Kommunikationsverhalten, Innovationsfreude, Erfahrungen. Bedürfnisse.

¹⁵ Brown 1981; Rogers 1983.

erklärt, und testet sein Modell für eine Anzahl von industriellen Prozessinnovationen in unterschiedlichen Sektoren.¹⁶ Anders als Rogers, ausgehend von einem homogenen Umfeld für die Anwender der Innovation und einem über den Diffusionsprozess konstanten Adopterpotential, verwendet Mansfield zur Beschreibung eine logistische Verbreitungsfunktion. Diese logistische Funktion enthält eine Imitationsrate, die neben einer sektorspezifischen Konstanten wiederum abhängig ist von der Profitabilität der Innovation und dem Umfang der vorzunehmenden Investition. Die Kurve nimmt einen S-förmigen Verlauf und wird durch die Gesamtzahl der möglichen Adopter und der Lage des Wendepunktes t_0 bestimmt. Im von Mansfield beschriebenen symmetrischen Fall liegt dieser bei der Hälfte des Adopterpotentials (Abb. 1).

Die grundlegenden Schlussfolgerungen, die sich aus der Anwendung dieses Modells ergeben, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:¹⁷

- Die Diffusion von Innovationen ist grundsätzlich ein Lernprozess, der anhand eines so genannten Bandwaggon-Effekts illustriert wird; einem Effekt, der die Infizierung von Mitgliedern eines sozialen Systems, hier Firmen, durch Wissen voraussetzt und die imitierenden Firmen den Innovatoren nachfolgen lässt.
- Es gibt eine Analogie zu den klassischen Lernmodellen und psychologischen Gesetzen,¹⁸ in denen der Umfang des Lernerfolges eine Funktion vorher akkumulierten Wissens ist. In der ökonomischen Anwendung lernen Firmen von den Erfahrungen anderer, die bereits die Innovation anwenden.
- Die Reaktionszeit und die Lernrate hängen von der Intensität des Stimulus ab, den die Innovation ausübt. Dieser Stimulus wird durch die Profitabilität der Prozessinnovation dargestellt. Er hängt wiederum von folgenden Faktoren ab:
 - Dem Umfang des ökonomischen Vorteils der Innovation gegenüber älteren Methoden oder Produkten,
 - dem Umfang der Unsicherheit, der mit der Nutzung der Innovation und dem Ersteinsatz verbunden ist,
 - dem Umfang des eigenen Aufwandes des potentiellen Adopters, der notwendig ist, um die Innovation auszuprobieren und
 - dem Umfang der Reduktion der ursprünglichen Unsicherheit über die Leistung der Innovation nach der Adoptionsentscheidung.¹⁹

In weiterführenden Untersuchungen ergänzt Mansfield noch die im ursprünglichen Basismodell nicht näher spezifizierten Determinanten:²⁰

¹⁶ Mansfield 1961.

¹⁷ Vgl. dazu Mansfield 1968a; 1968b; 1984; Mansfield et al. 1977 sowie weitere empirische Ergebnisse, die dieses Basismodell als Beschreibungsinstrument für empirische Phänomene und für die ökonomische Interpretation stützen, insbesondere: Blackman 1971; Hsia 1973; Simon 1975 und Romeo 1977.

¹⁸ Vgl. Rogers 1983.

¹⁹ Mansfield 1968b.

²⁰ Mansfield 1984.

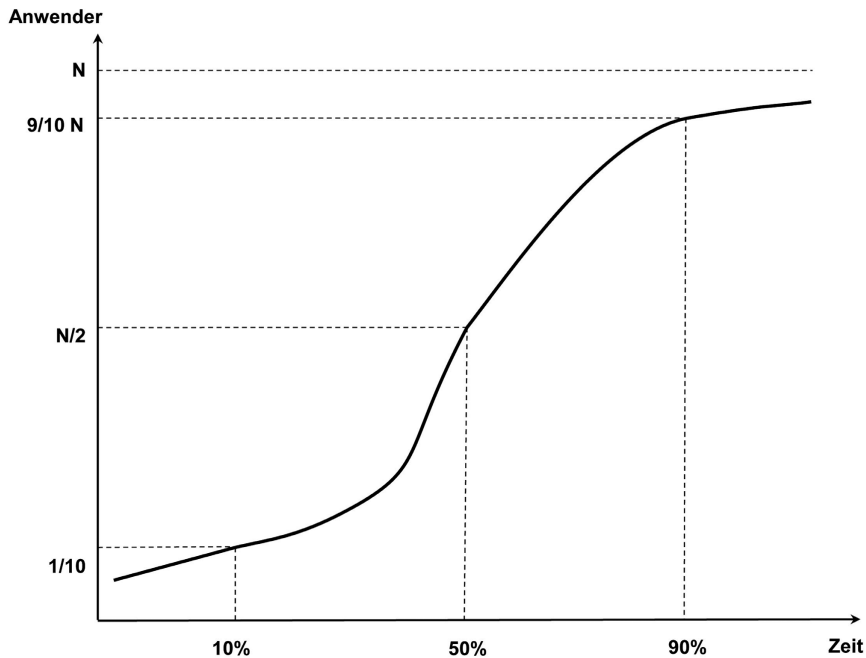


Abb. 1 | Symmetrisch-logistische Diffusionskurve (aus Dreher 1997, 57).

- Die wissenschaftlichen Fähigkeiten und der Ausbildungsstand des jeweiligen industriellen Sektors beeinflussen die Adoptionsentscheidung der Unternehmen,
- Wettbewerbsintensität in einem Sektor erhöht die Wahrscheinlichkeit der Adoption und
- Erfahrungen, die außerhalb des betreffenden industriellen Sektors mit einer Innovation gewonnen werden, können die Unsicherheit über die Effekte der Innovationen reduzieren.

Diese von Mansfield ermittelten Determinanten und Schlussfolgerungen bilden das Rückgrat für die weitere Modellierung der Verbreitung von Innovationen in Unternehmen.

Weiterentwicklungen des Mansfield-Modells

Die Weiterentwicklung der ökonomischen Modelle der Diffusion von Innovationen richtete sich anhand der Kritik an dem Basismodell von Mansfield aus. Grübler strukturiert diese Diskussion und damit die Weiterentwicklung in unterschiedliche Richtungen mittels vier Ansatzpunkten:²¹

²¹ Grübler 1992, 14; neuere Übersicht über Entwicklungslinien der Modelle bei Lissoni/Metcalf 1994; Karsenas/Stoneman 1995, Geroski 2000, Frenzel/Grupp 2009.

1. Mathematische Eigenschaften des Modells, insbesondere die symmetrische Eigenschaft der logistischen Kurve und die fehlende Herleitung der zugrunde gelegten Normalverteilung auf der Basis eines ökonomischen Zusammenhanges,
2. die dichotomische Einteilung in Adopter und Nichtadopter einer Innovation als unrealistische Annahme,
3. die Konzentration der Modellentwicklung auf Prozessinnovationen, die zu einem zweiten Strang an Modellen für langlebige Konsumgüter zu Marketingzwecken geführt hat sowie
4. die Einengung auf zu wenige, die Adoptionsentscheidung beeinflussenden Variablen,²² das Nichtberücksichtigen möglicher anderer Faktoren, die die Diffusion beeinflussen, sowie das von Mansfield implizit unterstellte statische Verhalten von Variablen und Randbedingungen.

Ad 1.: Die logistische S-Kurve wurde von Mansfield aus einem anderen Kontext in die Ökonomie übertragen. Das Verbreiten von Informationen, die Verbreitung einer ansteckenden Krankheit wie auch Theorien des sozialen Lernens bildeten die Grundlagen, die in seinem Modell zu der Verwendung der symmetrischen logistischen S-Kurve führten. Die Weiterentwicklungen halten diese Übertragung für beschränkend.²³ Im Einzelnen führten folgende Kritikpunkte zur Weiterentwicklung:

- Die aus der logistischen S-Kurve resultierende Symmetrie am Wendepunkt t_0 bei $N/2$ zeigt, dass die Wahrscheinlichkeit der Adoption über die gesamte Zeit konstant bleibt und damit die Interaktion von Adoptern und Nichtadoptern sich im Zeitverlauf ebenfalls nicht ändert.
- Der logistischen Kurve liegt die Annahme einer homogenen Population dergestalt zugrunde, dass potentielle Adopter dieselben Kalküle über den gesamten Diffusionszeitraum anwenden.

Diese angenommene „mangelnde mathematische Flexibilität“ führte zur Weiterentwicklung in der mathematischen Darstellung der Funktionen von Verbreitungsprozessen. Diese Weiterentwicklungen sind modifizierte Exponentialfunktionen,²⁴ z. B. in der Tradition des Bass-Modells, die Floyd-Kurve, die Gompertz-Funktion und kumulierte normale oder lognormale Verbreitungsmuster.²⁵ Andere versuchten durch Ergänzung von Parametern die logistische Funktion zu variabilisieren.²⁶

22 Mansfield 1961 ließ für die Adoptionsentscheidung nur Sektorspezifika, angenommene Profitabilität der Innovation und Umfang der zur Realisierung der Innovation notwendigen Investition zu.

23 Oder deutlicher: „One may also argue, specifically with respect to the Mansfield model, that there is no good reason in that model for expecting the diffusion curve to be logistic. The logistic results purely from the arbitrary restrictions placed on the Taylor's series expansion, Stoneman 1983“, zitiert nach Karsheas/Stoneman 1995, 272.

24 Eine gute Übersicht geben Mahajan et al. 1991 in ihrer Tabelle 144–145.

25 Vgl. Bass 1969; Davis 1979; Floyd 1962; Hendry 1972; Dixon 1980; Jeuland 1981; Nelder 1962; McGowan 1986; von Bertalanffy 1957; Richards 1959.

26 Sharif/Kabir 1976; Easingwood et al. 1981; Easingwood et al 1983; Teotia/Raju 1986; Bewley/Fiebig 1988.

Ein weiteres formales Problem ist die Herleitung bzw. Begründung der logistischen Kurve aus einer zugrunde gelegten Normalverteilung heraus. Mansfield übernahm die Erfahrungen aus der epidemiologischen Forschung, um aus der Verteilung von potentiellen Adoptern die logistische Kurve herzuleiten.²⁷ In der Tat wurde damals die Übertragung nicht auf ökonomisch begründbare Verteilungen zurückgeführt, deren Kumulierung ebenfalls ähnlich geartete Kurven ergab. In der Folge konnte nachgewiesen werden, dass sich die (weiter-)entwickelten Funktionen zur Beschreibung von Diffusionsverläufen von ökonomisch begründbaren Verteilungen wichtiger Einflussgrößen ableiten lassen, z.B. aus der Verteilung der Firmengrößen,²⁸ der Einkommensverteilung²⁹ oder der Wahrscheinlichkeit der unterschiedlichen Nutzenfunktionen potentieller Adopter.³⁰

Ad 2.: Die noch von Rogers formulierte Einteilung einer Population potentieller Adopter in Anwender und in Nichtanwender ist für die ökonomische Anwendung eine zu starke Vereinfachung.³¹ Die ökonomischen Diffusionsmodelle in der Nachfolge Mansfields gehen in der Regel von einer Anwendung pro Adopter aus. Dabei treten folgende drei Probleme auf:

- Die Möglichkeit, dass ein Adopter eine Innovation zwar zunächst akzeptiert, aber durch Implementationsschwierigkeiten einen Misserfolg erfährt und es gegebenenfalls später noch einmal versucht, wird nicht berücksichtigt (Re-Infektion).
- Ein Adopter, z. B. eine größere Firma, kann bestimmte Innovationen mehrfach in Anwendung bringen (z. B. mehrere Maschinen). Dies erklärt empirisch auftauchende Differenzen zwischen Verkaufszahlen von Herstellern und Untersuchungen zu Anwenderquoten.
- Die Tatsache, dass eine Innovation nicht in ein Vakuum diffundiert, sondern alte Verfahrensweisen oder Produkte ersetzt oder verdrängt und daher die Diffusion vielfach ein Substitutionsphänomen ist, erfordert neue Modellüberlegungen.

Auf der Basis von Analogien aus der Biologie wird eine Wettbewerbssituation zwischen zwei Techniken oder technisch-organisatorischen Konzepten angenommen, die um ihren relativen Anteil an der Gesamtpopulation kämpfen. In der Anwendung für die Wirtschaftswissenschaft wurde erstmals durch Fisher, Pry und Blackman so ein Modell zum technischen Wandel entwickelt.³² Fisher und Pry gehen von den Annahmen aus, dass

1. der Substitutionsprozess unter Wettbewerbsbedingungen verläuft,
2. die Substitution fortschreitet bis zu einem kompletten Take-over der einen Technik, insofern es ihr gelingt, sich mit einem kleineren Prozentsatz in die Gesamtpopulation einzuklinken (*Lock-in*) sowie

27 Mansfield 1961.

28 Davies 1979.

29 Russell 1980.

30 Gottinger 1986.

31 Rogers 1983.

32 Fisher/Pry 1971; Blackman 1971.

3. der Anteil der einen Technik proportional zu dem verbleibenden Anteil der anderen Technik ist.

Damit ähnelt das Fisher/Pry-Modell in der grafischen Darstellung dem logistischen Modell. Der Vorteil hierbei liegt allerdings darin, dass die jeweiligen Anteile der konkurrierenden Innovationen nicht nur anhand der absoluten Anzahl von Firmen oder verwendeten technischen Artefakten berechenbar sind, sondern auch hinsichtlich der Anteile an Produktionskapazitäten, Output etc., bestimmt werden können. Das Modell wurde durch Blackman bei sektoriellen Studien angewendet.

Der Hauptnachteil des Fisher/Pry-Modells ist die Tatsache, dass es nur mit zwei Wettbewerbern, d.h. zwei Technologien oder anderen Innovationen funktioniert. Eine Erweiterung des Fisher/Pry-Modells von einer einfachen Substitution zu einer multiplen Substitution wurde zuerst von Marchetti und Nakicenovic vorgeschlagen.³³ Nakicenovic hat ein solches Modell für die Analyse der Weltenergiebilanz hinsichtlich der Anteile unterschiedlicher Primär-Energieträger verwendet.³⁴ Für Produktinnovationen wurden vergleichbare Überlegungen durch Norton und Bass³⁵ durchgeführt.³⁶

Ad 3.: Die Konzentration der Diffusionsmodelle auf Prozessinnovationen hat Marketingforscher veranlasst, eigenständige Modelle für die Verbreitung von langlebigen Konsumgütern zu entwickeln. Ausgangspunkte der Überlegungen waren für den Diffusionsprozess wichtige Unterschiede zwischen Prozess- und Produktinnovationen:

- Die Entscheidungskalküle der Adopter unterscheiden sich bei Prozess- und Produktinnovationen. Bei Prozessinnovationen handelt es sich in der Regel um Investitionsentscheidungen, die von Firmen getroffen werden. Bei den Entscheidungsprozessen von Firmen spielt die Profitabilität der Prozessinnovation die dominierende Rolle und der Entscheidungsprozess scheint vergleichsweise rational zu sein. Bei Konsumgütern spielen andere Aspekte, z.B. individueller Nutzen, Prestige, Preis/Einkommensrelation etc. eher eine Rolle, die einzelne Konsumenten zum Kauf eines Gutes bewegen.
- Prozessinnovationen sind oft inkrementale Verbesserungen bestehender Verfahren, wie sie sich beispielsweise in verbesserten Maschinen oder Vorgehensweisen äußern. Im Gegensatz zu Konsumgütern ist die Verbreitung vielfach nicht durch Einflussnahme auf Marktstrukturen, wie beispielsweise durch Schutzrechte oder Patente, beeinträchtigt. Im Konsumgüterbereich können Patente oder andere Schutzrechte zeitweise zu monopolistischen Strukturen führen, die erst sehr viel später durch oligopolistische Strukturen auf Anbieterseite abgelöst werden können. Daraus ergeben sich für anbietende Unternehmen unterschiedliche Strategiemuster.

³³ Marchetti/Nakicenovic 1979.

³⁴ Nakicenovic 1984; ähnlich auch Habermeier 1989.

³⁵ Norton/Bass 1987.

³⁶ Fundamentale Kritik durch Batten 1982; Bhargava 1989 (erwähnt bei Bruckner et al. 1993, die einen evolutionären Ansatz unternehmen).

Basismodell für die marketing-orientierten Diffusionsmodelle ist der Ansatz, der von Bass entwickelt wurde.³⁷ Er entwickelte ein Diffusionsmodell, das den Erstkauf langlebiger Konsumgüter beschreibt. Er geht dabei von zwei Faktoren aus:

- Von dem Koeffizienten der Innovation, der in Beziehung zur Anzahl der (Erst)Innovatoren steht, die das Produkt kaufen und
- von dem Imitationskoeffizienten, der in Beziehung zu dem Rest der Gesamtpopulation (sog. Imitatoren) steht und sich in seinem Verhalten durch die Imitation der Innovatoren und die Verwendung von deren Erfahrungen auszeichnet.

Die notwendigen Kommunikationskanäle zur Erschließung der Innovatoren und der Imitatoren sind einmal externe Kanäle wie der Einsatz von Massenmedien, Werbung usw., die vor allem die Innovatoren ansprechen sollen. Der interne Kommunikationskanal läuft über interpersonale Kommunikation und sorgt dafür, dass die Imitatoren von den Innovatoren lernen.

Obwohl sich die Rollen der beeinflussenden Faktoren der Adopterentscheidungen zwischen den marketing-orientierten Modellen³⁸ und den allgemeinen Diffusionsmodellen tendenziell unterscheiden, ist die formal-analytische Beschreibung beider Ansätze ähnlich³⁹ und es können die gleichen Schlussfolgerungen hinsichtlich der Verläufe der Diffusionsprozesse von Innovationen gezogen werden.⁴⁰

Die Aufgabe der Homogenitätsannahme für die Adopterpopulation

Die vierte kritische Hinterfragung hatte die Schöpfung einer neuen Modellfamilie zur Folge: In den grundlegenden Arbeiten von Mansfield ist die Verbreitung der Information über die Vorteilhaftigkeit einer Innovation diejenige Variable, die für den S-förmigen Verlauf der Diffusionskurve verantwortlich ist. Sie wirkt nämlich bei steigender Verbreitung minimierend auf die Unsicherheit potentieller Adopter.⁴¹ Die Steilheit der Diffusionskurve wird durch den zu erwartenden Profit aus der Innovation sowie aus dem Umfang der zur Realisierung der Innovation notwendigen Investition bestimmt. Diese beiden Determinanten wie auch die aus analytischen Gründen exogen vorgegebene Gesamtzahl potentieller Adopter und deren Homogenität bleiben über den gesamten Diffusionsverlauf konstant.

Gegen beide Grundüberlegungen wurde massiv Kritik⁴² geübt, die zur Entwicklung neuer Modellansätze führte. Die Kritikpunkte sind:

³⁷ Bass 1969.

³⁸ Für einen Überblick vgl. Klophaus 1995; Mahajan et al. 1991; Gierl 1987, Geroski 2000; Frenzel/Grupp 2009.

³⁹ Vgl. Grübler 1992, 23.

⁴⁰ Vgl. Grübler 1992, 24; Lissoni/Metcalf 1994, 115.

⁴¹ Stoneman 1987, 51 nennt dies daher auch einen „informationsbasierten“ Ansatz.

⁴² Ewers et al. 1990, 25ff.; Maas 1990, 37ff.; Erdmann 1993, 112.

- Die Lernprozesse sind gerade bei Prozessinnovationen sehr viel komplexer, als dass sie einfach durch ‚Infektion‘ dargestellt werden können.⁴³ Fähigkeiten, Attitüden, Präferenzen, organisatorische Strukturen, Lernerfahrungen in benachbarten Innovationsbereichen etc. beeinflussen das Lernverhalten derart, dass beispielsweise trotz des Wissens über die Innovation die Adoptionsentscheidung zurückgestellt wird. Die Annahmen der Homogenität der Adopter und des konstant bleibenden Adopterpotentials werden daher verworfen.
- Die Annahme, dass die Profitabilität der Innovation und der für sie notwendige Aufwand über die Zeit konstant bleibt, würde anderen Marktgesetzen widersprechen:
 - So bleibt der Preis beim Wettbewerb unter Anbietern über die Zeit nicht konstant, sondern wird bei steigendem Absatz und möglichen Skaleneffekten sinken und damit für bisher nicht infrage kommende Anwendungsbereiche profitabel werden;⁴⁴
 - bei sinkenden Preisen ändert sich ebenfalls der Umfang der zur Realisierung der Innovation notwendigen Investition und verändert damit das Kalkül des vor der Adoptionsentscheidung stehenden Unternehmens.

Aus dieser Kritik heraus entwickelte sich eine Anzahl von Modellen, die sich unter dem Begriff „Probit-Ansätze“ zusammenfassen lassen. Probit-Ansätze unterstellen einen Diffusionsverlauf, der sich auf die individuellen Adoptionsentscheidungen und die Heterogenität der Adopter zurückführen lässt.⁴⁵ Die potentiellen Adoptoren reagieren auf das angebotene Potential von Innovationen erst, wenn diese einen für sie kritischen Wert überschreiten. Da solche Reaktionen trotz vollständiger Information (d. h. alle Marktteilnehmer wissen sofort alles) aufgrund der Heterogenität nicht gleichzeitig bei allen Adoptoren auftreten, muss der zur Adoptionsentscheidung erforderliche kritische Wert nicht für alle potentiellen Adoptoren identisch und/oder aufgrund exogener oder endogener Faktoren im Zeitverlauf konstant sein.

Der Probit-Ansatz erlaubt eine Modellbildung, die diese Variabilisierung über die Zeit sowie die Hinzufügung unterschiedlichster erklärender Variablen vornimmt. Im Gegensatz zur epidemiologischen Vorstellung befinden sich die Akteure über den gesamten Modellverlauf in einem Gleichgewicht des Technikeinsatzes, das ökonomisch-rationalen Kalkülen der Unternehmen entspricht.⁴⁶ In der Literatur findet sich ein breites Spektrum von Modellen, die verschiedene Thesen und als relevant angesehene Variablen wie Charakteristika der Innovation, Merkmale des Unternehmens und Verhaltensweisen der Entscheider testen.⁴⁷

⁴³ Ewers et al. 1990, 27.

⁴⁴ Ewers et al. 1990, 26.

⁴⁵ Stoneman 1983, 97; Thiel 1988, 108.

⁴⁶ Ewers et al. 1990, 28. Sie werden auch Equilibrium-Ansätze genannt; vgl. Lissoni/Metcalf 1994.

⁴⁷ Vgl. Übersicht, z. B. bei Duchesneau et al. 1979; Kleine 1983; Maas 1990.

Die vorgegebene Gesamtpopulation potentieller Adoptoren muss ebenfalls nicht konstant sein. Aber die Argumentation zur „Sättigungsgrenze“ bei Ewers, Becker, Fritsch⁴⁸ wirkt nicht überzeugend: Mansfield definierte zwar keine endogene, aus dem Diffusionsverlauf sich ergebende Sättigungsgrenze, sondern gab für empirische Analysen die sinnvolle Abgrenzung einer Gesamtpopulation vor. In dem Fall von einer „exogen vorgegebenen Sättigungsgrenze“ zu sprechen, wäre eine Überinterpretation. Relevanter sind da die Auswirkungen auf das Adopterpotential, die durch eine Veränderung der Innovation durch technischen Fortschritt im Laufe des Diffusionsprozesses hervorgerufen wird. Dabei sind drei Fälle zu unterscheiden:

- Technische Weiterentwicklung kann die Anzahl potentieller Adopter sprunghaft erhöhen (Beispiel Mikroelektronik). So kann technischer Fortschritt die Erfüllung neuer oder zusätzlicher Funktionen durch eine Innovation ermöglichen und damit neue Absatzpotentiale erschließen.⁴⁹
- Die Veränderung der Innovation durch den technischen Fortschritt wie auch das Wechselspiel unterschiedlicher Variablen, das die relative Profitabilität der Innovation sowie den Umfang der notwendigen Investition verändert, hat Einfluss auf die Nachfrage und das Wachstum des Marktes der Innovation. Metcalfe problematisierte und formulierte diesen Interaktionsaspekt zwischen Nachfrage und Angebot.⁵⁰
- Bei Innovationen im Wettbewerb können zwei Entwicklungen eintreten:
 - der so genannte Segelschiff-Effekt⁵¹ weist auf die technischen Verbesserungen hin, die eine alte Technologie erfahren kann, wenn sie durch eine neue herausgefordert wird, wie dies bei den technologischen Sprüngen der Segeltechnik beim Auftauchen der Dampfschiffe der Fall war;
 - Skiadas untersuchte den Fall, in dem die Diffusion einer Technik durch das Auftauchen einer anderen, neuen Technik plötzlich abbrach.⁵²

Integration in der empirischen Forschung

Folgt man den beiden Modellfamilien (Mansfield und Weiterentwicklungen versus Probit-Modelle) muss man für die empirische Analyse zwei Gruppen von zu untersuchenden Determinanten unterscheiden:⁵³

- Einflüsse der Innovation auf die Wirtschaftlichkeitsbetrachtung der Unternehmen sowie

48 Ewers et al. 1990, 26.

49 Gold 1981, 1983.

50 Metcalfe 1983; vgl. auch Thirtle/Ruttan 1987; Kortmann 1995.

51 Vgl. Rosenberg 1976.

52 Skiadas 1986; er untersuchte die Diffusion am Beispiel von Verfahren zur Stahlerzeugung.

53 Vgl. Maas 1990, 54.

- unternehmensbezogene Merkmale, insbesondere Charakteristika der am Innovationsprozess Beteiligten und betriebliche Merkmale des potentiellen Adopters (Informationsverhalten, Organisationsstruktur, Strategie- und Finanzierungsverhalten).

Während die erste Gruppe von Determinanten den von Mansfield postulierten Variablen Profitabilität der Innovation, Komplexität, Realisierungsaufwand etc. entspricht, untersucht die andere Determinantengruppe Aspekte, die die Heterogenität der potentiellen Adoptoren unterstreichen und folgt damit den Modellvorstellungen der Probit-Ansätze.⁵⁴

Die Dichotomie der theoretischen Ansätze lässt sich bei Durchsicht der empirischen Befunde⁵⁵ nur schwer aufrecht erhalten, zumal der S-förmige Verlauf der Diffusionskurve gemeinsam beobachtet wird. Gerade für eine realistische Ermittlung der Adopter und ihrer Potentiale kann aber eine Kombination der Determinanten hilfreich sein. Diese wären:

- Identifikation von Akteuren mit fehlenden Einsatzvoraussetzungen,
- betriebswirtschaftliche Kalküle, abhängig vom technischen Stand und der Kompatibilität mit Anwenderstrukturen in Produkt und Produktion,
- Verhaltensweisen der an Adoptionsentscheidungen beteiligten Personen sowie
- Informations- und Kommunikationsdefizite.

Im dynamischen Verhalten bleibt der Anteil der theoretisch möglichen Adopterpopulation, z. B. eine Branche oder ein Sektor, für die/ den die Einsatzvoraussetzungen fehlen, stabil. Die betriebswirtschaftlichen Kalküle verändern sich aber entsprechend der Darstellung von Gold, da sich die Innovation im Zeitverlauf verändert und zu besseren und passfähigeren Angeboten führt.⁵⁶ Die Unsicherheiten, die durch qualifikatorische und organisatorische Veränderungen hervorgerufen werden, und die Informationsdefizite werden insgesamt mit der Zahl der Anwendungen im Zeitverlauf analog zu den Probit-Modellen sowie dem Mansfield-Modell abnehmen (Abb. 2).

Gerade die Vielfalt bei der empirischen Analyse und die Notwendigkeit, die gegensätzlichen Annahmengerüste der Modelle aufzulösen, legen es nahe, über Innovationen und dynamisches Wirtschaftsverhalten neu und ohne Gleichgewichtshypothese nachzudenken.

Die evolutionäre Innovationsökonomie

J.A. Schumpeter – Der Klassiker

Der Ausgangspunkt der Betrachtungen von Schumpeter war die „Wirtschaftliche Entwicklung“ und die Erklärung von Konjunkturzyklen.⁵⁷ Auf der Suche nach den Ursachen der Überwindung von statischen Situationen sind es die ‚innovativen Unternehmer‘, die mit

⁵⁴ Maas 1990; Ewers et al. 1990; Kleine 1983; Schwitalla 1993.

⁵⁵ Vgl. Dreher 1997, Kapitel 3.

⁵⁶ Gold 1981.

⁵⁷ Vgl. Schumpeter 1911.

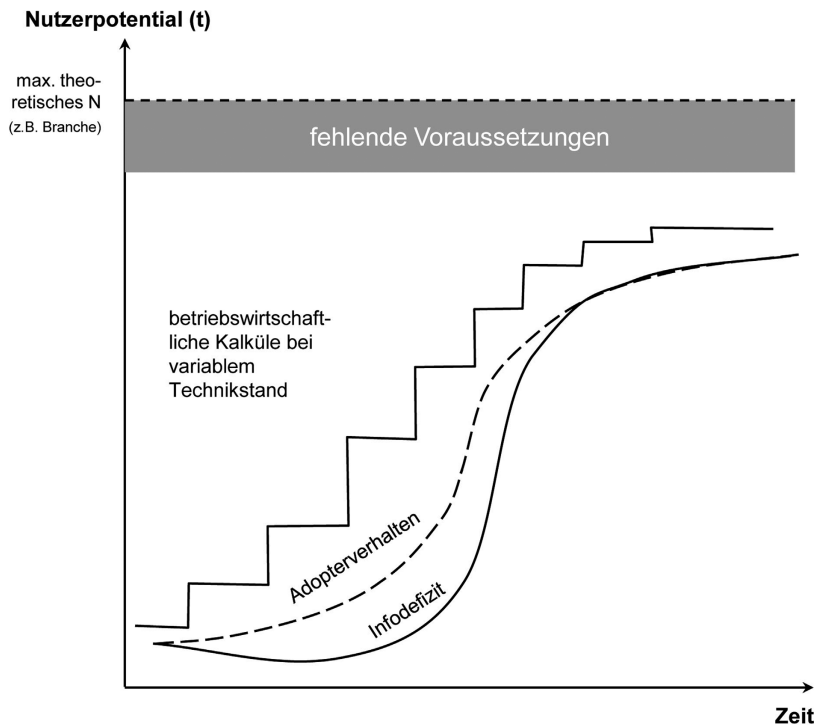


Abb. 2 | Ermittlung realistischer Adopterpotentiale (aus Dreher 1997, 237).

neuen Gütern, neuen Methoden, neuen Organisationsformen und neuen Märkten die ‚kapitalistische Maschine‘ in Bewegung setzen und halten. Schumpeter unterstellte dem 1911 noch als Person verstandenen Unternehmer nicht nur Gewinnstreben, sondern auch den Willen zur Macht, Prestigedenken und Schaffensfreude.⁵⁸ Neben diesem, dem neoklassischen Verständnis gegenüber erweiterten Motivset besteht das rationale Kalkül in einer möglichen, gegebenenfalls nur zeitlich befristeten Monopolstellung des innovativen Unternehmers, bis Imitatoren die Neuerungen im Wirtschaftsprozess übernommen und damit einen nivellierten, bis zur nächsten Innovation statischen Zustand hergestellt haben.

Im Zuge seiner weiteren theoretischen Arbeiten überträgt Schumpeter 1942 die Rolle des innovativen Unternehmers auf Unternehmen insofern, als er größeren Unternehmen eine stärkere Innovativkraft zuschreibt als kleinen. Hintergrund dieser Überlegung ist, dass wichtige Innovationen nur noch mit einem erheblichen Aufwand an Forschung und Entwicklung realisiert werden können. Die großen Unternehmen, die zu solchen Ausgaben

⁵⁸ Bollmann 1990, 45ff.

fähig sind, übernehmen damit die Rolle der innovativen Unternehmer. Mit diesen Überlegungen und Hypothesen legte Schumpeter die Grundlage für viele Forschungsarbeiten, die auf der Suche nach der Bestätigung oder Falsifizierung seiner Thesen waren. Mit der Bezeichnung des Charakters des kapitalistischen Prozesses als „evolutionär“⁵⁹ gab er der Forschungsrichtung, die sich mit der Dynamik des Innovationsgeschehens befasst, ihren Namen.

Grundsätze der Evolutionstheorie

Die evolutionstheoretische Innovationsforschung sieht sich bewusst im Gegensatz zum neoklassischen Wirtschaftsverständnis. Einigkeit in den verschiedenen Richtungen der evolutorischen Innovationsforschung besteht in der Ablehnung der Gewinnmaximierungs- und Gleichgewichtshypothese und in der Betonung des dynamischen Entwicklungsgedankens. Da das dynamische Wesen der Wirtschaft dominiert, wird dem neoklassischen Verständnis ein aus der Biologie entlehntes, evolutorisches entgegengestellt. Begriffe wie Selektion, Reproduktion und Mutation werden für Beschreibungen ökonomischer Strukturen und Systeme verwendet.⁶⁰ An diesem Punkt hören die Gemeinsamkeiten der Vertreter dieser Forschungsrichtung auf. Die bloße Analogiebildung zur Biologie wird von der Mehrheit der Autoren als unnötige Einschränkung angesehen.⁶¹ So werden beispielsweise Mutation und Adoption nicht unbedingt als zufällige Ereignisse, sondern als Ergebnisse von Suchprozessen von Individuen charakterisiert. Schwitalla teilt die evolutionstheoretische Schule in eine individualistisch-behavioristische und in eine institutionell-historische Richtung auf.⁶² Während die erstere die Erklärung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Phänomene auf der Basis von individuellem Verhalten bzw. vom Verhalten von Organisationen vornimmt, erklärt die institutionell-historische Richtung das Verhalten von Systemen und das Zusammenspiel mit der Umgebung. Bestandteil der individualistisch-behavioristischen Innovationserklärungen sind Produktlebenszyklusmodelle sowie die Simulationsmodelle von Nelson und Winter.⁶³ Vertreter einer institutionell-historischen Innovationsforschung verknüpfen empirische Beobachtungen und Schumpetersche Erklärungsmuster mit dem Kondratieffschen Modell der langen Wellen der wirtschaftlichen Entwicklung.

59 Schumpeter 1942, 136.

60 Vgl. Schwitalla 1993, 39–40.

61 Z.B. Witt 1987, 88; von Hayek 1969, 142.

62 Schwitalla 1993.

63 Nelson/Winter 1982.

In Erweiterung von Schumpeters Überlegungen differenziert Heuss den bei Schumpeter nur als Antriebskraft gedachten innovativen Unternehmer⁶⁴ weiter und entwickelt eine Typologie, die die Phasen eines Marktzyklus anhand der jeweils unterschiedlichen Zusammensetzung der Unternehmerschaft erklärt. Er unterscheidet zwischen Pionierunternehmern, spontan imitierenden, unter Druck reagierenden und immobilen Unternehmern. Diese vier Typen dominieren jeweils in einer Phase des Marktzyklusses. In der Experimentierphase sind es die Pionierunternehmer, die neue Produkte oder Prozesse entwickeln. Dieser Phase folgt eine Expansionsphase. Hierbei treten die spontan imitierenden Unternehmen in Erkenntnis möglicher Chancen an die Seite der Pionierunternehmen und fördern eine weitere Marktausweitung. Die sich anschließende Ausreifungsphase ist durch ein Abnehmen des Nachfragewachstums gekennzeichnet, bei dem die Unternehmen nur noch geringe Möglichkeiten haben, die Preise und Kosten zu variieren. In dieser Phase geraten die unter Druck reagierenden Unternehmer in den Zwang, eigene Prozessverbesserungen durchzuführen und Produktverbesserungen zu übernehmen. Die immobilen Unternehmer beherrschen in einer Stagnationsphase den Markt und versuchen durch Marktmacht, das Aufkommen neuer innovativer Unternehmer zu unterbinden.

In Anlehnung an diese Modellvorstellung versuchen Abernathy und Utterback die Produktlebenszyklus-Ansätze auszubauen, indem sie zwischen Produkt- und Prozessinnovationen unterscheiden und deren Entwicklungsgeschichte mit den Maßnahmen der Unternehmen verbinden.⁶⁵ Demnach wird zu Beginn der Entwicklung einer Produktlinie nach einer neuen technischen Ausführung mit einer besseren Funktionserfüllung gesucht. Der Innovationsgrad wäre bei Realisierung der Innovation vergleichsweise hoch und in der Anfangsphase führen die Anforderungen der Pilotanwender zu häufiger Variation der Neuerung. Kennzeichen dieser Phase ist ein Wettbewerb über die Funktionsfähigkeit und Qualität des neuen Produkts. Hat sich ein so genanntes dominantes Design im Zuge der Marktentwicklung ergeben, bildet dieses einen Standard für weitere Produktentwicklungen. Nach diesem Durchbruch wird der Wettbewerb zunehmend über den Preis ausgetragen. In der Übergangsphase nehmen die Neuerungen am Produkt ab bzw. sind marginale Produktverbesserungen und keine Erweiterungen des Funktionsumfangs. Wächst der Markt weiter und damit die Sicherheit der Anwender über die Erwartungen an das Produkt, müssen die Anbieter zunehmend auf die Effizienz ihres Herstellungsprozesses achten, da der Wettbewerb über den Preis ausgetragen wird. Prozessinnovationen gewinnen dabei an Bedeutung. Dieser Zyklus ist nur zu unterbrechen, wenn durch frühzeitige Entwicklung einer neuen Sprunginnovation eine Ausbruchsstrategie ermöglicht wird.⁶⁶

⁶⁴ Heuss 1965, 15.

⁶⁵ Abernathy/Utterback 1978; 1982.

⁶⁶ Vgl. auch Christensen 1997.

Auf der Basis der oben skizzierten Ansätze, in denen den Unternehmen unterschiedliche Verhaltensweisen (*behaviours*) unterstellt werden, sowie der Erkenntnisse aus organisationstheoretischen Ansätzen⁶⁷ gehen Nelson und Winter in ihrem Modell von folgender Charakterisierung der Unternehmen aus: Unternehmen befinden sich ständig auf der Suche nach Möglichkeiten, ihre Gewinne zu verbessern. Die Möglichkeiten ergeben sich aber aus den Erfahrungen und Verhaltensweisen zu vorherigen Zeitpunkten, die die Unternehmen in den Besitz bestimmter Fähigkeiten gebracht haben. Im Zuge dieser Lern- und Entwicklungsprozesse sowie zufälliger Ereignisse besteht die Tendenz, dass erfolgreichere Unternehmen weniger erfolgreiche vom Markt verdrängen.⁶⁸ Nelson und Winter differenzieren das Unternehmerverhalten in Routine und Innovation: Mit Routine sind diejenigen Verhaltensweisen einer Unternehmung gemeint, die die Unternehmeraktivitäten in geregelten Bahnen verlaufen lassen. Sie dienen als Voraussetzung für ein wenig stör anfälliges Funktionieren. Nelson und Winter sehen dies als Analogie zur Gen-Struktur eines Lebewesens. In dieser Analogie fortlaufend sind Mutationen diejenigen Innovationen, die entstehen, wenn durch Selektion am Markt die Notwendigkeit, sich einer veränderten Umwelt anzupassen, zunimmt und aufgrund von Suchprozessen neue Lösungen entstehen. Im Unterschied zur Biologie können entsprechende Suchstrategien, z. B. durch ein bestimmtes Budget für Forschung und Entwicklung, die Wahrscheinlichkeit für eine erfolgreiche Suche beeinflussen. Nelson und Winter erstellen auf der Basis dieser Überlegung ein formales Modell, das den dynamischen Prozess aufzeigt und Verhaltensmuster von Unternehmen und Marktergebnisse im Zeitverlauf bestimmt.

Zentral bei diesem Modell ist die Erkenntnis, dass in der Analogie zum biologischen Entwicklungsprozess Anstöße zur Entwicklung des Systems aus einer eigenen Dynamik heraus entstehen, aber die Suchanstrengungen der Unternehmen und Anpassungsvorgänge sich in einem langsamen, kontinuierlichen Ablauf vollziehen und nicht das Ergebnis von technischen Revolutionen oder vom Himmel gefallener Innovationen sind. Zwar erklären auch Nelson und Winter den technischen Fortschritt noch exogen. Dies geschieht aber nicht auf deterministische Weise, sondern durch eine Wahrscheinlichkeitsverteilung, die durch die individuellen Suchanstrengungen der Unternehmen sowie durch die auf den Märkten anzutreffenden ökonomischen Bedingungen beeinflusst wird.

67 Cyert/March 1963 und Simon 1959.

68 Nelson/Winter 1982, 41–21.

Die von Schwitalla vorgenommene Klassifikation ordnet diejenigen Innovationsforscher in die in der Überschrift genannte Kategorie ein, die auf der Basis der historischen Betrachtung der technischen und sozioökonomischen Strukturentwicklung qualitative Erkenntnisse auf der Basis vorhandenen Datenmaterials entwickeln.⁶⁹ Da diese Typologien und Klassifikationen meistens vom tatsächlichen Technologieverlauf abgeleitet werden, ist hier die Abgrenzung zur empirischen Forschung schwierig.

Dieser Betrachtungsansatz wirft den anderen Ansätzen zur Erklärung des technischen Wandels vor, das Langzeitverhalten und deren entscheidende Elemente zu vernachlässigen. Besonderer Wert wird bei diesem Ansatz dem Zusammenspiel des sich ökonomisch verhaltenden Unternehmens mit der Umgebung, den Ausgangsbedingungen und den jeweiligen Lernprozessen im Institutionengefüge beigemessen.⁷⁰

Ausgangspunkt der Betrachtung waren die Erkenntnisse von Freeman, dass die Forschungs- und Entwicklungstätigkeit in den westlichen Volkswirtschaften zunehmend von ausgebildeten Wissenschaftlern und Ingenieuren in den industriellen FuE-Einrichtungen betrieben wird.⁷¹ Die Ergebnisse dieser FuE-Projekte bilden einen so genannten Erfindungskomplex, da die frühere Unterscheidung von Produkt- und Prozessinnovation in vielen industriellen FuE-Prozessen kaum noch als trennende Charakteristik verwendet werden kann. Die Gründe für dieses professionalisierte FuE-System sind der zunehmend wissenschaftliche Charakter der Technologien, ihre Komplexität sowie der allgemeine Trend zur Arbeitsteilung und Spezialisierung.⁷²

Die mikroökonomische Fundierung des institutionell-historisch erklärten technischen Wandels

Dosi versucht in seinem grundlegenden Artikel die Fundierung der obigen Beobachtungen auf mikroökonomischer Ebene zu erreichen.⁷³ Zentrales Problem ist für ihn dabei, wie Wissen und Fähigkeiten von den Unternehmen gesammelt werden, um technologische Probleme zu lösen. Diese Lernprozesse vollziehen sich auf der Basis des technologischen Wissens und sozioökonomischer Rahmenbedingungen. Diese Determinanten definieren so genannte technologische Paradigmen. Auf Basis dieser Paradigmen bewegt sich der technische Fortschritt auf so genannten technologischen Bahnen (trajectories). Die das technologische Paradigma beeinflussenden Determinanten sind in der Abbildung 3 dargestellt.

69 Vgl. Schwitalla 1993, 60.

70 Vgl. im Überblick Dosi et al. 1988.

71 Freeman 1982.

72 Vgl. Schwitalla 1993, 62.

73 Dosi 1988.

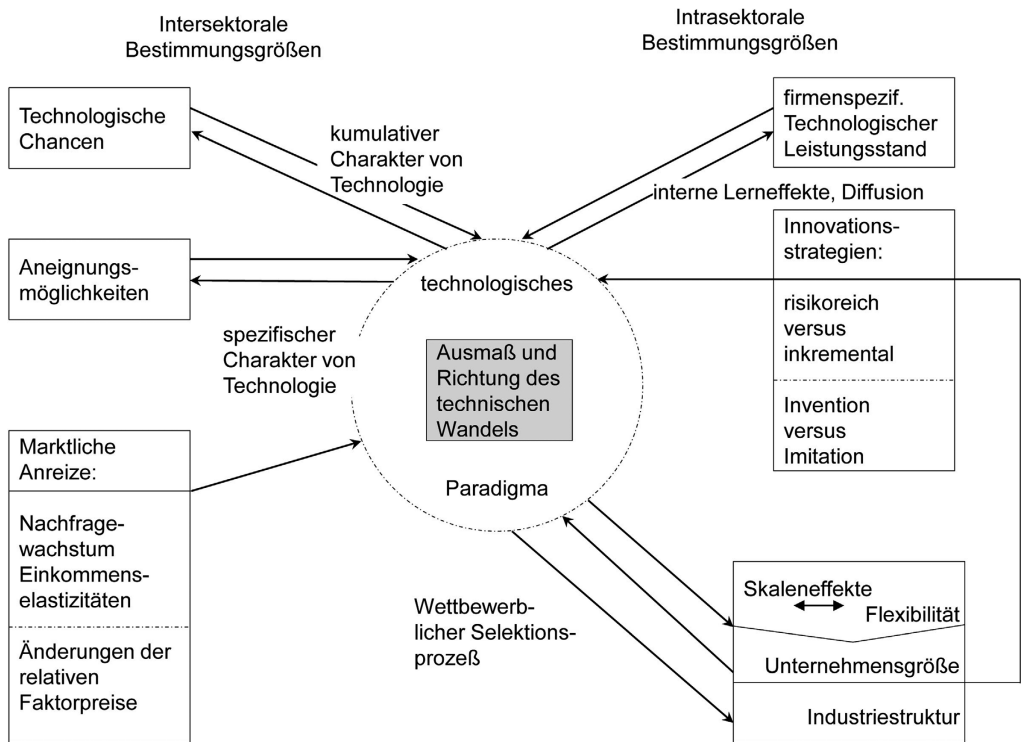


Abb. 3 | Determinanten inter- und intrasektoraler Innovationsmuster nach Dosi 1988 (aus Schmitalla 1993, 65).

Dosi hat versucht, diese Überlegungen zu formalisieren, was ihm zusammen mit L. Orsenigo und G. Silverberg gelungen ist.⁷⁴ Das Modell zeigt, dass in der dynamischen Interaktion zwischen der makro- und mikroökonomischen Ebene das System notwendigerweise zu räumlich und zeitlich unterschiedlichen Verhaltensweisen kommen muss. Diese lassen sich aus den Unterschieden auf der mikroökonomischen Ebene herleiten. Die Beobachtung ist dann wichtig, wenn man langfristige empirische Gleichmäßigkeiten bei der Verbreitung von Techniken betrachten möchte. Von der Makroperspektive aus sind Regelmäßigkeiten der evolutionären Entwicklung wie z.B. S-förmige Diffusionsverläufe eher die Konsequenz aus der Vielfalt der Erwartungen, Wahrscheinlichkeiten und Verhaltensweisen der ökonomischen Akteure⁷⁵ als die Folge gleicher Unternehmensverhaltensweisen oder -maximen.

⁷⁴ Dosi et al. 1988.

⁷⁵ Vgl. Grübler 1992, 38.

Elemente einer dynamischen Innovationsökonomie

Neue Entwicklungen

In den letzten beiden Jahrzehnten haben sich vor allem aus der evolutionären ökonomischen Innovationsforschung wichtige Beobachtungen zur neuen Qualität von Innovationsphänomenen sowie von unternehmerischen und gesamtwirtschaftlichen Innovationsprozessen ergeben.⁷⁶ In den letzten Jahren hat sich diese Innovationsforschung auf das Konstrukt des ‚Innovationssystems‘ und die Erforschung des institutionellen Wandels konzentriert. Die empirische Erforschung betrieblichen Innovationsverhaltens hat sich dagegen nach ersten Überblickstudien⁷⁷ eher auf Einzelelemente beschränkt, die etwa nach Phasen von Innovationsprozessen, nach Innovationszielen oder nach wichtigen Ressourcen und Kompetenzen strukturiert sind. So lassen sich drei Hauptbefunde isolieren, die entsprechende Niederschläge in den erwähnten Forschungsgebieten finden:

- Veränderungen im Charakter der Innovationen,
- Innovationstätigkeiten entlang von Entwicklungsbahnen,
- Bedeutung des gesellschaftlichen Kontextes für Innovationen.

Der Charakter der Innovation hat sich in den Betrachtungen erheblich geändert. Stand zunächst der Erfinder und Schumpetersche Unternehmer als Innovator im Mittelpunkt, so wurde dann von einem linearen Ansatz, einer Kette von Forschung, Entwicklung bis hin zum Markteintritt der Neuerung gesprochen.⁷⁸ Ergänzt man die Beobachtungen zur Bedeutung der Forschung und Wissenschaft⁷⁹ zur Bedeutung von Zulieferstrukturen und Interdependenzen innerhalb und zwischen Branchen⁸⁰ sowie zur Relevanz der Kunden und ihres Einflusses auf Innovationserfolg und -prozess,⁸¹ so zeigt sich, dass die Vorstellung von der ‚einfachen‘ Kette von Innovationsschritten nicht ausreicht. Deshalb hat sich die Innovationsforschung von dem linearen Ansatz gelöst. Zum Beispiel spricht Rothwell anhand von Beobachtungen der Konsequenzen der Informationstechnik für Innovationsprozesse vom „*Fifth Mode of Innovation*“⁸² oder Kline und Rosenberg sprechen vom „*chain-link-Modell*“⁸³, in dem die Verknüpfung von Schritten des Innovationsprozesses durch Feedback-Schleifen vorgenommen wird. Zusammengefasst betont man heute:

- die Bedeutung der Wissensbasis für Innovationen,
- die Lernfähigkeit von Institutionen, insbesondere Unternehmen,

76 Übersichten in Freeman/Soete 1997; Grupp 1997.

77 SAPPHO-Projekt oder, in Deutschland: Maas 1990.

78 Etwa klassische Definition der OECD 1997, nach der sich die amtlichen Statistiken ausrichten.

79 Freeman/Soete 1997.

80 Pavitt 1984.

81 von Hippel 1988.

82 Rothwell 1992.

83 Kline/Rosenberg 1986.

- die Interaktionen in Form von Feedback-Schleifen,
- die Innovationsgeschwindigkeit als kritisches Element der Innovationsfähigkeit und
- die strategische Zusammenarbeit von Partnern und Kunden in Netzwerken.

Damit wird nachvollziehbar, wie komplex und kompliziert betriebliche Innovationsprozesse geworden sind. Fragen des Ressourcenmanagements, insbesondere der ‚weichen‘ Faktoren, wie Kompetenzen, Wissen etc. sowie der Zusammenarbeit über betriebliche Grenzen hinaus,⁸⁴ um Kompetenzen zusammenzuführen und Risiken zu streuen, stehen verstärkt im Vordergrund. Hier wird von den meisten Quellen auf fassbare Dimensionen von Wissen wie Patente oder Lizenzen rekurriert – wohlwissend, dass Erfahrungswissen, Einbeziehen von Betroffenen etc. entscheidende Bestandteile betrieblicher Kompetenzen sind.⁸⁵

Die Zusammenarbeit mit Partnern, Nutzern, Zulieferern etc. kommt als Quelle von Innovationsideen und zur besseren Nutzung von Kompetenzen erhebliche Bedeutung zu. Daher sind die Zusammenarbeit im Rahmen von FuE-Kooperationen, Fragen der Wissensaneignung (*absorptive capacity*) und der Aufnahme von Kundenwünschen bis hin zu einer offenen Form der Generierung von Innovationen wichtige Themen des Innovationsmanagements.

Als weiterer Debattenstrang wird der Ansatz der ‚Routinen‘⁸⁶ zu Hilfe genommen, um Schritte im Innovationsprozess zu verbessern. Veränderungen werden als Lernprozesse verstanden, die zukünftig die Anpassungsfähigkeit steigern sollen. Dabei wird ein umfassender Prozess von der Idee über die Umsetzung von Marktsignalen bis zur Marktdurchdringung zugrunde gelegt, der durch Nichtlinearität, Rückkopplungsschleifen, Dominanz von Management- und Organisationsfaktoren und externer Zusammenarbeit gekennzeichnet ist. Dies wird recht griffig durch den Ausdruck der *„innovation journey“*⁸⁷ beschrieben.

Diese Ansätze gelten zuvorderst als Elemente einer pfadabhängigen inkrementellen Innovationsstrategie. Für disruptive Innovationen werden nicht nur Fragen der Früherkennung neuer Techniken zur Verbesserung der Reaktionsfähigkeit diskutiert,⁸⁸ sondern vor allem der Umgang von Unternehmen mit solchen schockähnlichen Entwicklungen.⁸⁹ Kern ist dabei die Beobachtung von Christensen, dass die vorhandenen Organisationsstrukturen einer Unternehmung auf den Innovationspfad eingestellt sind.⁹⁰ So müssen sich bestehende Organisationsstrukturen entweder extrem anpassen⁹¹ oder die Herausfor-

84 Grundlagen gesammelt bei Teece 2003, konkret z.B. die Aufsätze zum Technologiemanagement in Burgelman et. al. 2004, deutschsprachig am besten derzeit durch Gerybadze 2004 und Hauschildt 2004.

85 Vergleiche hierzu Tidd et al. 2001 zu *„tacit knowledge“* und *„creating an innovative organisation“*.

86 Tidd et. al. 2001.

87 van de Ven et. al. 1999.

88 Herstatt/Verworn 2003.

89 Arnold 2003.

90 Christensen 1997.

91 Francis/Bessant 2005, als paradigmatischen Wandel durch Wettbewerb über *„neue Geschäftsmodelle“*.

derungen werden außerhalb der bestehenden Strukturen als corporate venturing-Aktivitäten, Aus- oder Neugründungen, in Angriff genommen.⁹²

Die zweite Beobachtung betrifft die Entwicklung von technischen Innovationen über die Zeit: Innovationstätigkeiten finden auf bestimmten, i.d.R. auf technischen Basisentwicklungen beruhenden Pfaden (*trajectories*) statt.⁹³ Ein Wechsel von diesen Pfaden in neue Bahnen wird auf Unternehmensebene als disruptive Innovation, eine Weiterentwicklung entlang des Pfades als inkrementelle oder bei Sprüngen in der vorhandenen Technologie als radikale Innovation bezeichnet.⁹⁴ Diese Entwicklungsbahnen erwachsen aus neuen Paradigmen, die sich aus einer Melange aus technischen Entwicklungen und sozialen wie wirtschaftlichen Rahmenbedingungen bilden. Dabei wird die Technikentwicklung, die anfangs durch Vielfalt gekennzeichnet ist, im Laufe der Zeit durch Selektion zu einem dominanten Design verdichtet. Dabei spielen nicht nur Marktmechanismen, sondern auch soziale Präferenzen eine erhebliche, wenn nicht gar die wichtigste Rolle⁹⁵, die dazu führen können, dass sich auch technisch weniger leistungsfähige Lösungen durchsetzen. Die Entwicklungsbahnen sind zu späteren Zeitpunkten von den Unternehmen kaum oder gar nicht mehr zu verlassen, da die dafür notwendigen Transaktionskosten nicht (mehr) aufgebracht werden können. Man spricht dabei vom Lock-In-Effekt oder Pfadabhängigkeit von Entwicklungen.

Zusammen gesehen unterstreichen sowohl die Intensivierung der überbetrieblichen Zusammenarbeit als auch die sozio-technischen Paradigmen, die die Innovationsbahnen prägen, die Abhängigkeit der Unternehmen von ihren gesellschaftlichen Kontexten, wie Abnehmern, FuE-Partnern, Zuliefererstrukturen, Ausbildungssystem, anderen regulatorischen Rahmenbedingungen etc. Dabei wird dieser Kontext für betriebliche Innovationen nicht nur als Quelle für Ressourcen, sondern auch als Nachfrager und Richtungsweiser für Innovationen angesehen. In der Gesamtschau wird daher von Innovationssystemen gesprochen, in denen die Unternehmen mit ihren Innovationstätigkeiten eingebettet sind und die national, regional oder sektoral analysiert werden können.⁹⁶

Innovationssysteme

Nach Grupp et al.⁹⁷ umfassen „Innovationssysteme – nationale, regionale, sektorale – nach international akzeptiertem Verständnis die ‚Kulturlandschaft‘ all jener Institutionen, die wissenschaftlich forschen, Wissen akkumulieren und vermitteln, die Arbeitskräfte ausbil-

92 Burgelman 1984.

93 Dosi 1982

94 Christensen 1997.

95 Vgl. auch entsprechende Ansätze der Soziotechnik: Callon 1995, oder zur Innovationskultur: Wengenroth 2001.

96 Lundvall 1992, Edquist 1997, Malerba 2004, auch Porter 1990.

97 Grupp et al. 2004, 87f.

den, die Technologie entwickeln, die innovative Produkte und Verfahren hervorbringen sowie verbreiten; hierzu gehören auch einschlägige regulative Regimes (Standards, Normen, Recht) sowie die staatlichen Investitionen in entsprechende Infrastrukturen.⁹⁸ Innovationssysteme erstrecken sich also über Schulen, Universitäten, Forschungsinstitute, forschende Unternehmen in der Industrie, politisch-administrative Instanzen sowie Netzwerke zwischen diesen Akteuren. Sie sind ‚hybrid‘ und repräsentieren damit einen Ausschnitt der Gesellschaft, der weit in andere Bereiche hinein strahlt: Innovationssysteme prägen die Modernisierungsprozesse einer Gesellschaft entscheidend.“

Unter dem Begriff „Nationales Innovationssystem“ (NIS) wurde lange nur die Forschungs- und Entwicklungsinfrastruktur eines Landes verstanden. In den 90er Jahren wurde zunehmend zur Kenntnis genommen, dass neben den Universitäten und Forschungseinrichtungen auch staatliche, halbstaatliche und private Institutionen zur Finanzierung, Durchführung und Regulierung Bestandteile sind. Dabei sind aber nicht nur die Institutionen, sondern auch ihre Interaktionen im Innovationssystem von Interesse.⁹⁹

Es lassen sich die Herausforderungen folgendermaßen charakterisieren:

- eine Erweiterung der Innovationssystem-Sicht ausgehend von der Forschungs- und Entwicklungstätigkeit
 - einerseits auf die wachsende Bedeutung der Wissensproduktion¹⁰⁰ sowie
 - andererseits auf erfolgreiche Marktumsetzung bzw. Nachfrageinduzierte Innovationen durch günstige Marktbedingungen (bis hin zu ‚Vorreitermärkten‘)¹⁰¹,
- die Nutzung von disruptiven Erfindungen, die neue Pfade eröffnen, als Grundlage für Wachstumschancen in der Volkswirtschaft.

Der Umbruch des Innovationsgeschehens in den Unternehmen führt zu einem neuen Modus der Wissensproduktion.¹⁰² Er verwirft den eher linearen, an Fachdisziplinen gebundenen, auf Binnenstrukturen bezogenen Ansatz der Wissensproduktion, wie Grundlagenforschung, angewandte Forschung und Entwicklung, dem die deutsche Entwicklung zugrunde lag. Vielmehr müssen konventionelle Trennungen überwunden werden. Der neue Modus ist charakterisiert durch Inter- und Transdisziplinarität von Forschung und Entwicklung. Langfristige anwendungsorientierte Grundlagenforschung wird für viele Technikgebiete zunehmend stärker gewichtet (z. B. für die Lebenswissenschaften) und Vielfalt und Wettbewerb werden als wesentliche Bedingung für die Entwicklungsfähigkeit eines Innovationssystems gesehen.¹⁰³

Haben sich somit neue grenzüberschreitende und lernorientierte Interaktionsmechanismen und wettbewerbsorientierte Akteursvielfalt von Wirtschaft, Staat und Wissenschaft

98 Freeman 1987; Lundvall 1992; Edquist 1997; nach Grupp et al. 2004.

99 Meyer-Krahmer 2001, Lundvall et. al. 2002.

100 Coombs/Hull 1998; Schmoch et al. 2000.

101 Beise 2001.

102 Gibbons et al. 1994.

103 Zur Messung s. Grupp 1997.

als wichtige Elemente der Wissensproduktion in einem Innovationssystem festmachen lassen,¹⁰⁴ so zeigt sich ebenfalls die Bedeutung der marktseitigen Erweiterung des Innovationssystems.¹⁰⁵

Da Lernprozesse und Feedbackschleifen zentrale Elemente geworden sind, ist die Einbindung entsprechender Akteure im Innovationssystem, die sich mit der Markteinführung, Produktion, Nutzung und Entsorgung befassen, für die Realisierung von ‚pull-Mechanismen‘ von Nachfrageseite zentral. Diese Mechanismen können – bei entsprechend intelligenten Ansätzen – mittels Schaffung neuer Rahmenbedingungen und Ausnutzung vorhandener Stärken zur Schaffung von Vorreitermärkten genutzt werden.¹⁰⁶ Dabei gilt es vor allem die Koordination der verschiedenen Politikbereiche sicherzustellen. Auch das Durchhaltevermögen der politischen Akteure ist zu stärken, das angesichts neuer Gewinner und Verlierer im Innovationswettbewerb zu erbringen ist.¹⁰⁷

Neben diesen, die Grundlagen und Ausdehnung des Innovationssystems betreffenden Aspekten gilt es die Bereiche zu identifizieren, in denen das Innovationssystem für das Wirtschaftswachstum die wichtigste Rolle spielen kann. Dies sind vor allem diejenigen, in denen disruptive Innovationen (in diesem Kontext auch Basisinnovationen oder Makro-Erfindungen genannt) stattfinden.

Trajektorien

Zur Skizzierung einer Modellvorstellung solcher Entwicklungsverläufe von Basisinnovationen kann auf drei wichtige Diskussionsstränge zurückgegriffen werden: Zum Ersten sind es die erfahrungsbasierten Darstellungen der Techniker und Ingenieure zu Technikentwicklungen und Lernkurven,¹⁰⁸ zum Zweiten die Ansätze aus den vorrangig angelsächsischen Beiträgen zum Technologiemanagement,¹⁰⁹ die sich beispielsweise mit den Schwerpunkten von Innovationsanstrengungen im Zeitverlauf beschäftigen.¹¹⁰ Zum Dritten können wichtige Befunde aus der historisierenden und evolutionären Innovationsforschung herangezogen werden. So können Innovationszyklen beispielsweise mit Akteursgruppen,¹¹¹ Wettbewerbsbedingungen,¹¹² Beziehungen zum nationalen und sektoralen

104 Etwa in ihrem Modell der verschränkten Dreier-Helix von Wirtschaft, Staat und Wissenschaft: Etzkowitz/Leydesdorff 2000.

105 Beise 2001.

106 Beise 2001.

107 Meyer-Krahmer 2004.

108 Weule 2002; beispielhaft für Oberflächentechnik: Rickerby/Matthews 1991.

109 Vgl. Übersichten in Tidd et al. 2001; Reger/Schmoch, 1996

110 Utterback/Abernathy 1975; Stumpfe o.J.; Mauri/McMillan 1999.

111 Klepper 1996.

112 Werker 2003.

Innovationssystem,¹¹³ Interdependenzen zur Technikgenese und Wissenschaft¹¹⁴ sowie mit der Herausbildung von Entwicklungsbahnen und dominanten Designs¹¹⁵ in Verbindung gebracht werden. Letztlich gehören die schon älteren Modelle zur Diffusion von Innovationen ebenfalls in diese Kategorie.¹¹⁶

Meyer-Krahmer und Dreher fassen die Literatur beispielhaft in einem 6-Phasen-Modell zusammen¹¹⁷ (vgl. Abb. 4¹¹⁸). Die Dimensionen stellen das Aktivitätsniveau (gemessen mittels unterschiedlicher Indikatoren), die Breite der Forschungsaktivitäten beziehungsweise der angestrebten Nutzungsmöglichkeiten sowie die Zeit dar.

Nach der Entdeckung und Exploration (Phase 1) werden die neuen technischen Prinzipien und wissenschaftlichen Lösungen auf breiter Front erforscht und transdisziplinär auf andere Fragestellungen übertragen und bearbeitet. Dies erzeugt in einer breiter werdenden Gemeinschaft der Wissenschaftler und Forscher ein euphorisches Gefühl über die Möglichkeiten der neuen Entwicklung (Phase 2). Im Laufe der Zeit erweisen sich aber einzelne Optionen als entweder wissenschaftlich oder wirtschaftlich nicht realisierbar, so dass Forschungsaktivitäten eingeschränkt oder gar eingestellt werden müssen (Phase 3). Letztlich führt dies zur Verunsicherung, bei der nur entweder diejenigen Akteure mit dem längsten Atem oder die mit radikal neuen Ansätzen zu einer Neuorientierung der Entwicklung beitragen (Phase 4). Sie erzielen die entscheidenden ersten industriellen Durchbrüche, von denen diejenigen, die sich am Markt am schnellsten durchsetzen, den zukünftigen Umgang mit der Basisinnovation prägen (dominante Designs) (Phase 5). In der Diffusionsphase (Phase 6) fächern sich die Anwendungsmöglichkeiten wieder auf, da Skaleneffekte zur Verbilligung der Lösungen führen und damit neue Einsatzgebiete erschlossen werden können.

Jeder Phase können typische Akteure, betroffene Unternehmensbereiche und Indikatoren zugeordnet werden.¹¹⁹

Aufgrund der damit verbundenen Friktionen ergeben sich im Zuge solcher Zyklen die stärksten Wachstumschancen – vorausgesetzt aufnahmebereite Vorreitermärkte stehen bereit und das Innovationssystem passt sich in allen Bereichen schnell an. ‚Gewinnen‘ wird das anpassungsfähigste Innovationssystem. Allerdings sind diese Phasen von erheblichen Umbrüchen gekennzeichnet, die Verlierer und Gewinner aufweisen und Anpassungsprozesse erfordern.¹²⁰

113 Edquist 1997; Archibugi/Lundvall 2001, national: Meyer-Krahmer 2001; sektoral: Malerba 2002; regional: Dalum et. al. 2002.

114 Coombs/Hull 1998; Tijssen 2002 Schmoch et. al. 2000.

115 Dosi 1998; Cainarca et. al. 1992 vergleiche auch Kapitel 2.

116 Rogers 1983, Geroski 2000.

117 Meyer-Krahmer/Dreher 2004.

118 Phasenbezeichnungen ähnlich zu Grupp 1997.

119 Vgl. im Einzelnen Meyer-Krahmer/Dreher 2004.

120 Meyer-Krahmer 2004.

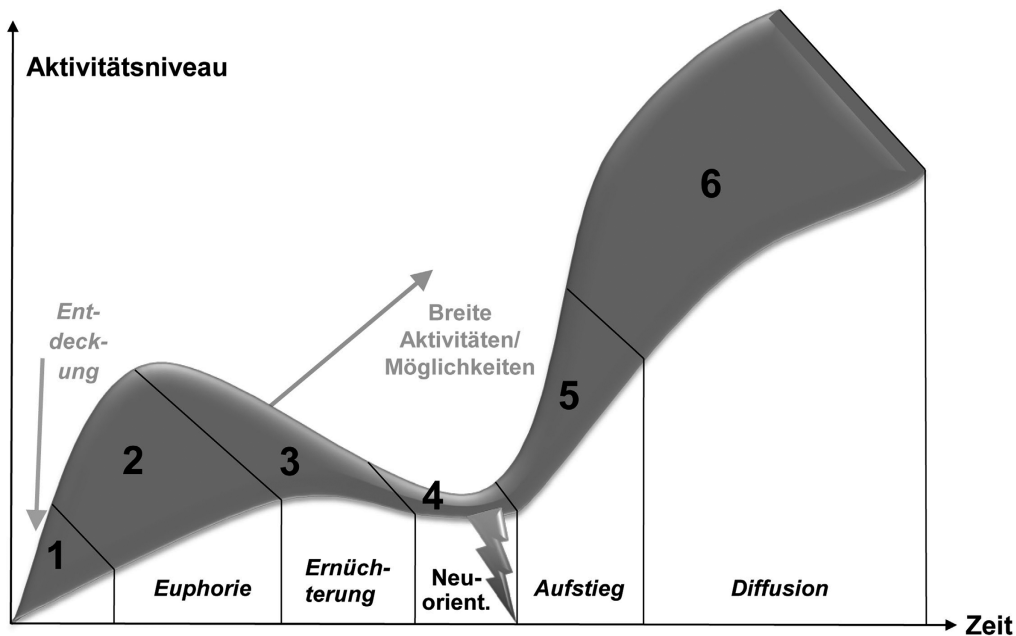


Abb. 4 | Innovationszyklus-Modell (schematische Darstellung).

Die Attraktivität eines Innovationssystems ist damit weniger von statisch-komparativen Wettbewerbsfaktoren wie Löhnen oder Kosten bestimmt, sondern von seiner ‚dynamischen Effizienz‘, d. h. von seiner Fähigkeit sich zielgerichtet auszurichten. Diese wiederum ist weitgehend vom Ausmaß der strategischen Intelligenz¹²¹ beim Finden und Durchsetzen neuer Strukturen und Märkte abhängig. Die Ähnlichkeit zum „Wettbewerb der Geschäftsmodelle“ bei disruptiven Innovationen auf betrieblicher Ebene ist nicht zufällig. Auch hier ist das schnelle Rearrangement der Ressourcen und Kompetenzen zentral. Hier wie dort stellen gerade diese Umbruchphasen die Möglichkeit dar, sich auf einem neuen Pfad erfolgreich und dauerhaft zu positionieren.

¹²¹ *Strategic Intelligence* ist ein Sammelbegriff für die unterschiedlichen Instrumente und Methoden, die angewendet werden, um systematisch Informationen für die Konzeption und Planung in der Wissenschafts-, Forschungs- und Innovationspolitik bereit zu stellen. Im Kern handelt es sich dabei um Methoden im Bereich Vorausschau, Evaluation und Technikbewertung; Grupp et al. 2004, 92.

Zusammenfassung

In diesem Beitrag sollten die wichtigsten Erkenntnisse und Modelle der Wirtschaftswissenschaften zur Verbreitung von Innovationen und der Determinanten der Verbreitungsprozesse erfolgen, um die interdisziplinäre Perspektive auf Fragen zur Diffusion von Neuerungen im Rahmen des Exzellenzclusters Topoi zu komplettieren.

Ausgehend von den ‚Klassikern‘ der ökonomischen Diffusionsforschung werden die Modellfamilien kurz skizziert. Die grundlegenden Arbeiten von Mansfield gelten als informationsbasierte Ansätze, bei denen die Geschwindigkeit der Informationsverbreitung sowie die Höhe des Stimulus durch die unterschiedliche Wirtschaftlichkeit die Verbreitung über die Zeit bestimmen. Die ProBit-Ansätze gehen im Gegensatz dazu von Adoptern mit heterogenen Eigenschaften aus, die bei vollständiger Information aufgrund ihrer individuellen Charakteristika und der Kostendegressionseffekte eine rationale Adoptionsentscheidung treffen. Gemeinsam ist beiden Ansätzen, dass die empirisch nachweisbaren S-Kurven nachgebildet werden können.

Die Weiterentwicklungen betrafen die mathematischen Eigenschaften der Modelle, die dichotomische Einteilung in Adopter und Nicht-Adopter, das Verlassen der Prozessinnovation als vorrangig betrachteter Gegenstand (was zu einer eigenständigen Forschung im Marketing zur Diffusion neuer Produkte führte) sowie die dynamische Betrachtung von Determinanten und Variablen während des Diffusionsverlaufes selbst.

Diese zwei grundlegenden Stränge haben die empirische Forschung der siebziger und achtziger Jahre geprägt. So standen einerseits Faktoren zum ‚Stand der Technik‘ wie Komplexität, Teilbarkeit, Probierbarkeit und Kompatibilität mit bestehenden Strukturen im Vordergrund. Andererseits wurden die unterschiedlichen Verhaltensweisen der Unternehmen betrachtet. Dabei standen Faktoren wie Entscheidungsstrukturen, Strategie, involvierte Personen, Finanzierungsmöglichkeiten etc. im Zentrum der Analyse.

Diese Zweigleisigkeit der Ansätze schien auf Basis der klassischen Ökonomie unauflösbar. Erst die evolutionäre Ökonomie unter Berufung auf Schumpeter und unter Aufgabe der Gleichgewichtsannahmen und der Betonung der Dynamik als prägendes Element weisen einen neuen Weg. Dabei werden zentrale Begriffe der Biologie entlehnt: Selektion, Reproduktion und Mutation werden zur Beschreibung der Phänomene und Strukturen in der Wirtschaft verwendet. Allerdings sind Suchprozesse nicht nur zufällig, sondern können systematisch erfolgen. Dabei kann zwischen einer individualistisch-behavioristischen Schule und einer institutionell-historischen Richtung unterschieden werden.¹²² Die erste erklärt die Dynamik aufgrund der Eigenschaften der beteiligten Individuen oder Verhaltensunterschiede von Organisationen, während die zweite Richtung das Verhalten von Systemen und das Zusammenspiel von Akteuren und ihrer Umgebung betrachtet.

¹²² Schwitalla 1993.

Die mikro-ökonomische Fundierung durch Dosi war zentral: Lernprozesse vollziehen sich auf Basis des technologischen Wissens und der jeweiligen sozioökonomischen Randbedingungen. Dosi spricht hier von Paradigmen, die durchaus parallel bestehende Entwicklungsbahnen für Techniken und ihre Anwendung begründen. Dadurch werden parallel existierende *best practices* möglich, die später durch Selektionsprozesse zu dominanten Designs führen können. Dieses wurde dann um Betrachtungen zu Lock-in-Phänomenen und Pfadabhängigkeiten ergänzt.

Lundvall betrachtete im selben Jahr die Akteursgeflechte in unterschiedlichen Ländern und identifizierte „Innovationssysteme“, die die Technikadoption, aber auch Forschung und Entwicklung prägen. Dabei werden sowohl Akteursgruppen als auch ihre Beziehungen betrachtet und zur Erklärung der Vielfalt (*diversity*) hinzugezogen. Später wurde dieser Ansatz verfeinert hin zu regionalen und technologischen Innovationssystem-Konzepten.

Beide Ansätze führten zu einer Fülle empirischer Untersuchungen zu historisch-institutionellen Betrachtungen der Technikentwicklung sowie zu Verfeinerungen und Anwendungen in der Betriebswirtschaftslehre. Letztlich bilden sie eine Brücke zur sozial-, kulturwissenschaftlichen und zur historischen Forschung, bei der Erkenntnisse zu Anwendungskontexten als ebenso wichtig zu bewerten sind wie die Vorteilhaftigkeit und der wirtschaftliche Vorteil der Neuerung selbst.

Inwieweit Archäologie und Altertumsforschung diese Ansätze zur Erklärung verwenden können oder schon verwenden, bleibt zu diskutieren. Die Darstellung der wirtschaftswissenschaftlichen Diffusions- und Innovationsforschung erlaubt möglicherweise die Erinnerung an einen Kriterienkatalog, der es gestattet, schrittweise über den Ausschluss einzelner Determinanten ein klareres Bild zu gewinnen. So könnte an folgende Fragen erinnert werden:

- Wo liegen die Einsatzvoraussetzungen (physikalisch, geographisch etc.) für eine Neuerung überhaupt vor?
- Welche Verbesserung ist durch die Neuerung zu erreichen (Ertrag, Profitabilität, Zeitersparnis etc.)?
- Stellt die Innovation eine neue Lösung dar oder wird eine vorhandene substituiert?
- Welcher Aufwand und welches Risiko sind mit der Einführung verbunden?
- Ist die Einführung reversibel (Probierbarkeit)?
- Wie schnell erfolgt die Rückmeldung über den Erfolg der Neuerung an den Anwender selbst und an die bisherigen Nicht-Anwender und die potentiellen Adopter?
- Welche Wissensbestandteile sind in welcher Relation untereinander zur Einführung notwendig (Voraussetzungen und Kompetenzen bei den potentiellen Anwendern, ‚Reisefähigkeit‘ kodifizierten Wissens, Schützbarkeit des Wissens, Anteil personengebundenen Erfahrungswissens)?
- Welches sind die Kommunikationskanäle für das Wissen über die Neuerung, ihren möglichen Erfolg sowie Erfahrungen anderer mit ihr (zufällige oder systematische Suchstrategien [Routinen])?

- Welches soziokulturelle Umfeld (Innovationssystem inkl. Akteure, Arenen und Interaktionsmuster, Wettbewerbsintensität, (ggf. vermachtete) logistische oder geographische Engstellen) liegt vor und wie beeinflusst es den Umgang mit Neuerungen?
- Gibt es parallele Entwicklungen (*different best practices*) und abweichende Entwicklungspfade mit Ko-Existenz von Lösungen über längere Zeiträume hinweg (Pfadabhängigkeit, Lock-Ins)?

Vielleicht können die neuen naturwissenschaftlichen Methoden der Archäologie zusammen mit dem historischen Wissen zu den soziokulturellen Entwicklungen die Fragen erhellen. Zu wünschen wäre es, da dies ebenfalls zum Verständnis der Mechanismen der heutigen Zeit beitragen könnte, selbst wenn diese in der Internet-Ära im Zeitraffer ablaufen.

Literaturverzeichnis

Abernathy/Utterback 1978

W. J. Abernathy/J. M. Utterback, Patterns of Industrial Innovation. In: *Technology Review*, Band 80, Nummer 7, 40–47.

Abernathy/Utterback 1982

W. J. Abernathy/J. M. Utterback, Patterns of Industrial Innovation. In: M. L. Tushman/W. L. Moore (Hrsg.), *Readings in the Management of Innovation*, Boston, o.S.

Archibugi/Lundvall 2001

A. Archibugi/B.-A. Lundvall (Hrsg.), *The Globalizing Learning Economy*, Oxford University, New York.

Arnold 2003

H. Arnold, *Technology Shocks* – Origins, Managerial Responses and Firm Performance, Heidelberg.

Bass 1969

F. M. Bass, A New Product Growth Model for Consumer Durables. In: *Management Science*, Nummer 5, 215–227.

Batten 1982

D. Batten, On the Dynamics of Industrial Revolution. In: *Regional Science and Urban Economics*, Nummer 12, 449ff.

Behrends 1996

R.-H. Behrends (Hrsg.), *Faustkeil, Urne, Schwert* – Archäologie in der Region Karlsruhe, Badenia Verlag, Karlsruhe.

Beise 2001

M. Beise, *Lead Markets: Country Specific Success Factors of the Global Diffusion of Innovations*, Heidelberg.

Bewley/Fiebig 1988

R. Bewley/D. G. Fiebig, A Flexible Logistic Growth Model with Publication in Telecommunications. In: *International Journal of Forecasting*, Band 4, Nummer 2, 177–192.

Bhargava 1989

S. C. Bhargava, Generalized Lotka-Volterra Equations and the Mechanism of Technological Substitutions. In: *Technological Forecasting and Social Change*, Nummer 35 (1989), 319 ff.

Blackman 1971

A. W. Blackman, The Rate of Innovation in the Commercial Aircraft Jet Engine Market. In: *Technological Forecasting and Social Change*, Nummer 2, 269–276.

Bollmann 1990

P. Bollmann, *Technischer Fortschritt und wirtschaftlicher Wandel: Eine Gegenüberstellung neoklassischer und evolutonischer Innovationsforschung*, Heidelberg.

Brown 1981

L. A. Brown, *Innovation Diffusion – A New Perspective*, London/New York.

Bruckner et al. 1993

D. Bruckner/F. Ebeling/V. Jimenez Montano/G. Scharnhorst, *Technological Innovations – A Self Organisation Approach*, Wissenschaftszentrum Berlin, FS II 93–302, April 1993, Berlin.

Burgelman 1984

R. Burgelman, Managing the Internal Corporate Venturing Process. In: *Sloan Management Review*, Band 25, Nummer 2, 33–48.

Burgelman et al. 2004

R. Burgelman/C. Christensen/S. Wheelwright *Strategic Management of Technology and Innovation*, 4. Ausgabe, Boston et al.

Cainarca et al. 1992

G. C. Cainarca/M. G. Colombo, Agreements between Firms and the Technological Life Cycle Model: Evidence from Information Technologies. In: *Research Policy*, Band 21, Nummer 1, 45–62.

Callon 1995

M. Callon, Technological Conception and Adoption Network: Lessons for the CTA Practitioner. In: A. Rip/T. J. Misa/J. Schot (Hrsg.), *Managing Technology in Society – The Approach of Constructive Technology Assessment*, London.

Christensen 1997

C. R. Christensen, *The Innovator's Dilemma – When New Technologies Cause Great Firms to Fail*, Boston MA.

Coombs/Hull 1998

R. Coombs/R. Hull, Knowledge Management Practices and Path-Dependency in Innovation. In: *Research Policy*, Nummer 27, 237–253.

Cyert/March 1963

R. M. Cyert/J. G. March, *A Behavioral Theory of the Firm*, Englewood/Cliffs N.J.

Dalum et al. 2002

B. Dalum/Ch. R. Pedersen/G. Vilumsen, Technological Life Cycles: Regional Clusters Facing Disruption, DRUID Working Paper, Nummer 02-10, 1-23.

Davies 1979

S. Davies, *The Diffusion of Process Innovations*, Cambridge.

Dixon 1980

R. Dixon, Hybrid Corn Revisited. In: *Econometrica*, Nummer 48, 1451-1461 (September).

Dodgson/Rothwell 1994

M. Dodgson/R. Rothwell (Hrsg.), *The Handbook of Industrial Innovations*, Aldershot/ Brookfield.

Dosi 1982

G. Dosi, Technological Paradigms and Technological Trajectories. In: *Research Policy*, Band 11, Nummer 3.

Dosi 1991

G. Dosi, The Research on Innovation Diffusion, An Assessment. In: N. Nakicenovic/ A. Grübler (Hrsg.), *Diffusion of Technologies and Social Behaviour*, Berlin u.a.

Dosi 1998

G. Dosi, Sources, Procedures and Microeconomics Effects of Innovation. In: *Journal of Economic Literature*, Band XXVI, 1120-1171.

Dosi et al 1988

G. Dosi/ L. Orsenigo/ G. Silverberg, *Technical Change and Economic Theory*, London.

Dreher 1997

C. Dreher, *Technologiepolitik und Technikdiffusion – Auswahl und Einsatz von Förderinstrumenten am Beispiel der Fertigungstechnik*, Karlsruher Beiträge zur wirtschaftspolitischen Forschung – Schriftenreihe des Instituts für Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsforschung IWW. In: R. Funck/W. Rothengatter (Hrsg.), Band 5; Nomos-Verlag, Baden-Baden, 1997 (zugleich als Dissertation: Dreher, Carsten: Der Beitrag der Diffusionsforschung zur Auswahl geeigneter technologiepolitischer Instrumente, Fakultät für Wirtschaftswissenschaften, Universität Karlsruhe 1996).

Dreher 2008

C. Dreher, *Herausforderungen des ganzheitlichen Innovationsverständnisses an das deutsche Innovationssystem – Stärken, Defizite, offene Fragen und Chancen der Partizipation auf dem Weg zu einer modernen Innovationspolitik*, Expertise für die Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf.

Duchesneau et al. 1979

T. D. Duchesneau/S. F. Cohn/J. E. Dutton, *A Study of Innovation in Manufacturing: Determinants, Processes, and Methodological Issues*, Band 2: Case Studies of Innovation Decision Making in the U.S. Footwear Industry, Toronto.

Easingwood et al 1981

C. J. Easingwood/V. Mahajan/E. Muller, A Nonsymmetric Responding Logistic Model for Technological Substitution. In: *Technological Forecasting and Social Change*, Nummer 20, 199-213 (Oktober).

Easingwood et al 1983

C. J. Easingwood/V. Mahajan/E. Muller, A Nonuniform Influence Innovation Diffusion Model of New Product Acceptance. In: *Marketing Science*, Nummer 2, 273–296 (Summer).

Edquist 1997

C. Edquist, *Systems of Innovation: Technologies, Institutions and Organizations*, London/Washington.

Erdmann 1993

G. Erdmann, *Elemente einer evolutionären Innovationstheorie*, Tübingen.

Etzkowitz/Leyendorff 2000

H. Etzkowitz/L. Leyendorff, The Dynamics of Innovation: From National Systems and Mode to a Triple Helix of University – Industry – Government Relations. In: *Research Policy*, Nummer 29, 109–123.

Ewers et al. 1990

H. J. Ewers/C. Becker/M. Fritsch, Wirkungen des Einsatzes computergestützter Techniken in Industriebetrieben. In der Reihe: *Arbeitsmarktwirkungen moderner Technologien*, Band 6, Berlin/New York, 1990.

Fisher/Pry 1971

J. C. Fisher/R. H. Pry, A Simple Substitution Model of Technological Change. In: *Forecasting and Social Change*, Nummer 3, 75–88.

Floyd 1962

R. W. Floyd, Algorithm 97: Shortest Path. In: *Communications of the ACM*, Band 6, Nummer 5, 344–348.

Francis/Bessant 2005

D. Francis/J. Bessant, Targeting Innovation and Implications for Capability Development. In: *Technovation*, Nummer 25, 171–183.

Freeman 1982

Ch. Freeman, *The Economics of Industrial Innovation*, London.

Freeman 1987

Ch. Freeman, *Technical Change and Full Employment*, Oxford et al.

Freeman/Soete 1997

Ch. Freeman/L. Soete, *The Economics of Industrial Innovation* (Third Edition), Cambridge.

Frenzel/Grupp 2009

A. Frenzel/H. Grupp, Using Models of Innovation to Forecast Market Success: a Practitioners' Guide. In: *Research Evaluation* 18(1), March 2009, 39–50.

Geroski 2000

P. A. Geroski, Models of Technology Diffusion. In: *Research Policy*, Nummer 29, 603–625.

Gerybadze 2004

A. Gerybadze, *Technologie- und Innovationsmanagement*, München.

Gibbons et al. 1994

M. Gibbons/C. Limoges/H. Nowotny/S. Schwartzmann/P. Scott/M. Trow, *The New Production of Knowledge*, The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies, London u.a.

Gierl 1987

H. Gierl, *Die Erklärung der Diffusion technischer Produkte*, Berlin.

Gold 1981

B. Gold, Technological Diffusion in Industry: Research Needs and Shortcomings. In: *Journal of Industrial Economics*, Band 29, Nummer 3, 247–269.

Gold 1983

B. Gold, On the Adaption of Technological Innovations in Industry: Superficial Models and Complex Decision Processes. In: M. McDonald/D. Lamberton/Th. Mandeville (Hrsg.), *The Trouble with Technology – Explorations in the Process of Technological Change*, London, 104–121.

Gottinger 1986

H.-W. Gottinger, Adoption Decisions and Diffusion of Innovations: Part I. In: *International Journal of Technology Management*, Nummer 1, 439–455.

Grübler 1992

A. Grübler, Introduction to Diffusion Theory. In: R. U. Ayres/W. Hyewood/ I. Tchijov (Hrsg.), *Computer-Integrated Manufacturing* Vol. III: Models, Case Studies and Forecasts of Diffusion, London, 3–52.

Grupp 1997

H. Grupp, *Messung und Erklärung des technischen Wandels*, Heidelberg.

Grupp et al. 2004

H. Grupp/H. Legler/G. Licht, *Technologie und Qualifikation für neue Märkte*. Ergänzender Bericht zur technologischen Leistungsfähigkeit Deutschlands 2003–2009, BMBF, Berlin/Bonn.

Habermeier 1989

K. F. Habermeier, Competing Technologies, the Learning Curve and Rational Expectations. In: *European Economic Review*, Nummer 33, 1293–1311.

Hauschildt 2004

J. Hauschildt, *Innovationsmanagement*, München, 3. Aufl.

Hendry 1972

I. Hendry, The Three Parameter Approach to Long-range Forecasting. In: *Long Range Planning*, Nummer 51, 40–45 (March).

Herstatt/Verworn 2003

C. Herstatt/B. Verworn (Hrsg.), *Management der früheren Innovationsphasen – Grundlagen, Methoden, Neue Ansätze*, Wiesbaden.

Heuss 1965

E. Heuss, *Allgemeine Markttheorie*, Tübingen.

Hsia 1973

R. Hsia, Technological Change in the Industrial Growth of Hong Kong. In: B. R. Williams (Hrsg.): *Science and Technology in Economic Growth*, Macmillan, New York, N.Y.

Jeuland 1981

A. P. Jeuland, Parsimonious Models of Diffusion of Innovation: Part. A.. In: *Derivations and Comparisons*, Working Paper, Graduate School of Business, University of Chicago, IL, USA.

Kashenas/Stoneman 1995

M. Kashenas/P. Stoneman, Technological Diffusion. In: P. Stoneman (Hrsg.), *Handbook of the Economics of Innovation and Technological Change*, 265–297.

Kleine 1983

J. Kleine, *Investitionsverhalten bei Prozessinnovationen* – Ein Beitrag zur mikroökonomischen Diffusionsforschung, Frankfurt.

Klepper 1996

S. Klepper, Entry, Exit, Growth, and Innovation over the Product Life Cycle. In: *American Economic Review*, Band 86, Nummer 3, 562–583.

Kline/Rosenberg 1986

S. J. Kline./N. Rosenberg An Overview on Innovation. In: R. Landau/N. Rosenberg (Hrsg.): *The Positive Sum Strategy*, Washington DC, 275–305.

Klophaus 1995

R. Klophaus, Anwendungsprobleme bei der Diffusionsprognose und -steuerung: Das Ende der klassischen Diffusionsmodellierung?. In: *Marketing ZFP*, Heft 2, II. Quartal 1995, 89–98.

Kortmann 1995

W. Kortmann, *Diffusion, Marktentwicklung und Wettbewerb* – Eine Untersuchung über die Bestimmungsgründe zu Beginn des Ausbreitungsprozesses technologischer Produkte, Frankfurt a.M.

Lissoni/Metcalf 1994

F. Lissoni/J. S. Metcalfe, Diffusion of Innovation Ancient and Modern: A Review of the Main Themes. In: M. Dodgson/R. Rothwell (Hrsg.), *The Handbook of Industrial Innovations*, Aldershot, Brookfield, 106–141.

Lundvall 1992

B.-A. Lundvall (Hrsg.), *National Systems of Innovation: An Analytical Framework*, London.

Lundvall et al 2002

B.-A. Lundvall/B. Johnson/E. S. Andersen/B. Dalum, National Systems of Production, Innovation and Competence Building. In: *Research Policy*, Nummer 31, 213–23.

Maas 1990

Ch. Maas, *Determinanten betrieblichen Innovationsverhaltens* – Theorie und Expertise, Berlin.

Mahajan et al. 1991

V. Mahajan/E. Muller/F. M. Bass, New Product Diffusion Models in Marketing – A Review and Directions for Research. In: N. Nakicenovic/A. Grübler (Hrsg.), *Diffusion of Technologies and Social Behavior*, Berlin u.a., 125–177.

Malerba 2002

F. Malerba, Sectoral Systems of Innovation and Production. In: *Research Policy*, Nummer 31, 247–264.

Malerba 2004

F. Malerba (Hrsg.), *Sectoral Systems of Innovation: Concepts, Issues and Analysis of Six Major Sectors in Europe*, Cambridge.

Mansfield 1961

E. Mansfield, Technical Change and the Rate of Imitation. In: *Econometrica*, Band 29, Nummer 4, 741–766.

Mansfield 1968a

E. Mansfield, *Industrial Research and Technological Innovation – An Econometric Analysis*, New York.

Mansfield 1968b

E. Mansfield, *The Economics of Technological Change*, New York, NY.

Mansfield 1977

E. Mansfield, *The Production Application of New Industrial Technology*, New York.

Mansfield 1984

E. Mansfield, Economic Effects of Research and Development, the Diffusion Process, and Public Policy. In: R. A. Goodman/J. Pavón (Hrsg.), *Planning for National Technology Policy*, Praeger, NY, N.Y.

Marchetti/Nakicenovic 1979

C. Marchetti/N. Nakicenovic, *The Dynamics of Energy Systems and the Logistic Substitution Model*, RR-79–13, IIASA, Laxenburg, Austria.

Mauri/McMillan 1999

A. J. Mauri/G. S. McMillan, The Influence of Technology on strategic Alliances: An Application of the Utterback and Abernathy Model of Product and Process Innovation. In: *International Journal of Innovation Management*, Band 3, Nummer 4, 367–378.

McGowan 1986

I. McGowan, The Use of Growth Curves in Forecasting Market Development. In: *Journal of Forecasting*, Band 5, Nummer 1, 69–71.

Metcalfe 1983

J. S. Metcalfe, Impulse and Diffusion in the Study of Technical Change. In: Ch. Freeman (Hrsg.), *Long Waves in the World Economy*. Butterworths, London, UK, S. 102–114.

Metcalfe 1995

J. S. Metcalfe, The Economic Foundations of Technology Policy: Equilibrium and Evolutionary Perspectives. In: P. Stoneman (Hrsg.): *Handbook of Economics of Innovation and Technology Change*, Oxford.

Meyer-Krahmer 2001

F. Meyer-Krahmer, The German Innovation System. In: P. Laredo/P. Mustar (Hrsg.), *Research and Innovation Policies in the New Global Economy: An International Comparative Analysis*, Cheltenham, 205–252.

Meyer-Krahmer 2004

F. Meyer-Krahmer, Innovations- und Technologiepolitik. In: F. Gerlach/A. Ziegler (Hrsg.), *Neuere Herausforderungen der Strukturpolitik*, 181–204.

Meyer-Krahmer/Dreher 2004

F. Meyer-Krahmer/C. Dreher, Neuere Betrachtungen der Technikzyklen und Implikationen auf die Fraunhofer Gesellschaft. In: D. Spath (Hrsg.): *Forschungs- und Technologiemanagement*, München.

Nakicenovic 1984

N. Nakicenovic, *Growth to Limits, Long Waves and the Dynamics of Technology*, Dissertation, Sozial- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, Universität Wien.

Nelder 1962

J. A. Nelder, *An Alternative Form of a generalized Logistic Equation*. In: *Biometrics*, Nummer 18, 614–616.

Nelson/Winter 1982

R. R. Nelson/S. Winter, *Government and Technical Progress: A Cross-Industry Analysis*, New York u. a.

Norton/Bass 1987

J. Norton/F. Bass, A Diffusion – Theory Model of Adoption and Substitution for Successive Generations of High Technology Products. In: *Management Science*, Nummer 33, 1069–1086.

OECD (Hrsg.) 1997

The Oslo-Manual – The Proposed Guidelines for Collecting and Interpreting Technological Innovation Data, Paris.

Pavitt 1984

K. Pavitt, Sectoral Patterns of Technical Change – Towards a Taxonomy and a Theory. In: *Research Policy*, Nummer 13, 77–99.

Porter 1990

M. Porter, *The Competitive Advantage of Nations*, New York.

Ray 1989

G.F. Ray, Full Circle: The Diffusion of Technology. In: *Research Policy*, No. 18, 1–18.

Reger/Schmoch 1996

G. Reger/U. Schmoch, (Hrsg.), Organisation of Science and Technology at the Watershed, The Academic and Industrial Perspective. In: *Series of the Fraunhofer Institute for Systems and Innovation Research (ISI)*, Band 3, Heidelberg.

Renn et al. 2009

J. Renn/M. Hyman/D. Potts, Die Wege des Wissens in der alten Welt – Ein kurzer Überblick, Essay. In: *Topoi Raumwissen* 1. Jg. 1–2009, S. 64–69.

Richards 1959

F. J. Richards, A Flexible Growth Function for Empirical Use. In: *Journal of Experimental Botany*, Number 10, 290–300.

Rickerby/Matthews 1991

D. S. Rickerby/A. Matthews, *Advanced Surface Coatings: A Handbook of Surface Engineering* Blackie Glasgow and London, New York, 343–364.

Rogers 1983

E. M. Rogers, *Diffusion of Innovation* 3rd Edition, New York (1. Auflage 1962, New York).

Romeo 1977

A. Romeo, The Rate of Imitation of a Capital-embodied Process Innovation. In: *Economica*, Nummer 44(173), 63–69.

Rosenberg 1976

N. Rosenberg, *Perspectives on Technology*. Cambridge, U.K.

Rosenberg 1982

N. Rosenberg, *Inside the Black Box*, Cambridge, U.K.

Rothwell 1992

R. Rothwell, Successful Industrial Innovation: Critical Factors for the 1990's. In: *R&D Management*, Band 22, Nummer 3, 221–239.

Russel 1980

T. Russel, Comments on „The Relationship between Diffusion Curves, Experience Curves, and Demand Elasticities for Consumer Durable Technological Innovations (Bass, 1980)“. In: *Journal of Business*, Nummer 53, 69–73.

Schmoch et al. 2000

U. Schmoch/G. Licht/M. Reinhard (Hrsg.), *Wissens- und Technologietransfer in Deutschland*, Stuttgart.

Schumpeter 1911

J. A. Schumpeter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, München/ Leipzig, zitiert nach 6. Auflage, Berlin, 1984.

Schumpeter 1942

J. A. Schumpeter, *Capitalism, Socialism and Democracy*, New York zitiert nach deutscher Übersetzung: Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, 4. Auflage, München, 1975.

Schwitalla 1993

B. Schwitalla, *Messung und Erklärung industrieller Innovationsaktivitäten mit einer empirischen Analyse für die westdeutsche Industrie*, Heidelberg.

Sharif/Kabir 1976

M. N. Sharif/C. Kabir, A Generalized Model for Forecasting Technological Substitution. In: *Technological Forecasting and Social Change*, Nummer 8, 353–364.

Simon 1959

H. A. Simon, Theories of Decision Making in Economics. In: *American Economic Review*, Nummer 49, 253–283.

Simon 1975

P. Simon, *Models of Process Diffusion and Entry in the US Chemical Industry*, Ph.D. Dissertation, University of Pennsylvania, Philadelphia, PA.

Skiadas 1986

C. Skiadas, Innovation Diffusion Models Expressing Asymmetry and/or Positively or Negatively Influencing Factors. In: *Technological Forecasting and Social Change*, Nummer 30, 313–330.

Stoneman 1983

P. Stoneman, *The Economic Analysis of Technological Change*, Oxford.

Stoneman 1987

P. Stoneman, Some Analytical Observations on Diffusion Policies. In: P. Dasgupta/P. Stoneman (Hrsg.), *Economic Policy and Technological Performance*, Cambridge, 154–168.

Stumpfe

J. Stumpfe, *Product Design and Manufacturing Process: Dynamic Implications for Innovation Management*. Arbeitspapier Industrieseminar der Universität Mannheim.

Teece 2003

D. J. Teece, *Essays in Technology Management and Policy*. Selected Papers of David Teece, New Jersey.

Teotia/Raju 1986

A. P. S. Teoti/P. S. Raju, Forecasting the Market Penetration of New Technologies Using a Combination of Economic Cost and Diffusion Models. In: *Journal of Product Innovation Management*, Nummer 3, 225–237 (Dezember).

Thiel 1988

W. Thiel, *Mikroökonomische Fundierung des dynamischen Innovationswettbewerbs*, Dissertation, Karlsruhe.

Thirtle/Ruttan 1987

C. G. Thirtle/V. W. Ruttan, The Role of Demand and Supply in the Generation and Diffusion of Technological Change. In: J. Lesourne/H. Sonnenschein (Hrsg.), *Fundamentals of Pure and Applied Economics*, Band 21, Chur, London, Paris, New York.

Tidd et al 2001

J. Tidd/J. Bessant/K. Pavitt, *Managing Innovation – Integrated Technological Market and Organisational Change*, zweite Auflage, Chichester.

Tijssen 2002

R. J. W. Tijssen, Science Dependence of Technologies: Evidence from Intentions and Their Inventors. In: *Research Policy*, Band 31, 509–526.

Utterback/Abernathy 1975

J. M. Utterback/W. J. Abernathy, A Dynamic Model of Process and Product Innovation. In: *The International Journal of Management Science*, 3/6, 639–656.

van de Ven et al. 1999

A. van de Ven/D. Polley/R. Garud/S. Venkataraman, *The Innovation Journey*, Oxford.

von Bertalanffy 1957

L. von Bertalanffy, Quantitative Laws in Metabolism and Growth. In: *Quarterly Review of Biology*, Nummer 32, 217–231.

von Hayek 1969

F. A. von Hayek, *Freiburger Studien*, gesammelte Werke, Tübingen.

von Hippel 1988

E. von Hippel, *The Sources of Innovation*, Oxford.

Wengenroth 2001

U. Wengenroth, Vom Innovationssystem zur Innovationskultur – Perspektivwechsel in der Innovationsforschung. In: J. Abele/G. Barkleit/T. Hänseroth (Hrsg.), *Innovationskultur und Fortschrittserwartungen im geteilten Deutschland*, Köln, 23–32.

Werker 2003

C. Werker, Innovation, Market Performance, and Competition: Lessons from a Product Life Cycle Model. In: *Technovation*, Nummer 23, 281–290.

Weule 2002

H. Weule, *Integriertes Forschungs- und Entwicklungsmanagement*, München.

Witt 1987

U. Witt, *Individualistische Grundlagen der evolutischen Ökonomik*, Tübingen.

Abstracts

W. Schier, Mobilität und Wissenstransfer in prähistorischer und interdisziplinärer Perspektive (Mobility and transfer of knowledge in a prehistoric and interdisciplinary perspective – an introduction)

The stationary character of archaeological evidence biases the material record in favour of sedentism and against mobility. In a similar way, cultural change cannot be observed directly, but only by comparing the material culture of different time slices. Quite paradoxically, the explanation of culture change by human migrations has been a paradigm of European prehistory for many decades. At least in continental European archaeology, however, culture change and transfer of knowledge have received far less theoretical interest than the notion of culture itself.

Between the opposite poles “migration as standard explanation for change” and the widespread anti-migrationism of processual archaeology, different models and scenarios may be differentiated. Migration should be seen as a special case of mobility, being directional and involving large groups and segments within societies or even (rarely) entire populations. Opposite migrations, individual mobility seems to play an important part in the spread of knowledge and technologies as well. Individuals in the search for ores, wandering craftspeople or warriors have been suggested as agents of the transfer of knowledge. Another popular model is the “foreign woman”, archaeologically recognisable by the kind, number and costume elements which are not typical for the specific region. The usual explanation offered is a marriage partner coming from an exogamous group in a more distant region.

One of the consequences of the transfer of knowledge that leaves substantial traces in the archaeological record is innovation. Comparing different innovations in European Prehistory, as the Neolithic way of life, copper metallurgy, the wheel and wagon, the potters’ wheel or milk and wool production, reveals remarkable differences in the speed, direction and mechanisms of their diffusion. Some methodical principles for the identification and description of such processes are, thus, suggested.

Innovations require the transfer of knowledge, yet they are not the inevitable consequence of it. Under pre-industrial conditions of communication, the transfer of knowledge involves at least the mobility of individuals, if not of groups. Not only the processes and types of mobility should, however, be differentiated; the various kinds of knowledge and their dependent transfer processes might also be subjects of interdisciplinary debate. From the archaeological point of view operative knowledge, as is manifested in technologies, seems to be easier to trace down than abstract, discursive knowledge. The written sources of the Ancient Near East or Egypt, however, offer a wide scale of abstract scientific or relig-

ious knowledge, which has or might have been transferred to other regions and even to non-literate cultures of prehistoric Europe.

The contributions of the present volume cover a broad chronological and geographical range, from Mesopotamia of the Halaf and Uruk period up to Viking Age Britain. Some articles focus on the transfer and mobility of knowledge (R. Bernbeck, S. Pollock, E. Cancik-Kirschbaum), while others deal with migration under archaeological and anthropological perspectives (S. Burmeister, U. Luig). Mythological reflections of mobility in the Mediterranean are the topic of A.-B. Renger, while K. Hofmann focuses on the concept of acculturation and its archaeological evidence. The notion of innovation in modern economy is discussed and illustrated by K. Dreher.

The discussions during the workshop as well as the articles of this volume illustrate the problems of describing and understanding the relations between human mobility and culture change in a general way. And we hope that the workshop and its publication will encourage and stimulate even further transdisciplinary debates on the topic.

U. Luig, Mobilitätsdiskurse in der Ethnologie (Discussions on mobility in ethnology)

This article traces discourses on mobility in the development of social anthropology from the middle of the 19th century onwards. It starts with a short discussion about the meaning of mobility in the German concept of cultural areas and analyses the various approaches to the expansion of Bantu languages by relating them to then dominant ideas of mass migration and conquest. The example of the Baule in Ivory Coast refutes these speculations in two ways. It first describes the misunderstanding of local myths by colonial administrators who were unable to decode inherent political claims for dominance. Secondly, dynamics of segmentation, integration and accumulation reveal a process of expansion which is adapted to cultural construction of space. In the last part, aspects of labour migration during the fifties are discussed as modern forms of migration, and are compared with actual transnational migrant circuit and their accompanying diaspora communities. Whereas migrants in the 20th century had to overcome the difficulty of space by commuting between their country of origin and of their actual abode, new technologies of the internet facilitate processes of communication and transform them into virtual journeys.

S. Burmeister, Migration – Innovation – Kulturwandel. aktuelle Problemfelder archäologischer Investigation (Migration – Innovation – Culture Change. Current problems in archaeological investigations)

Migration, culture change, and innovation are vaguely seen as linked, but theoretical understanding of their connection is not well developed. Methodological shortcomings have caused a retreat from the study of migration in the past. Though, all three topics

should have their prominent place on the archaeological agenda. It is the aim of the paper to sort and state more precisely these topics in respect of archaeological research and to develop a methodology for their study.

New ways of archaeological analysis of migration have to be sought. As demonstrated in a historical case study (the European migration to North America) immigrants live in a dual world. Their cultural practice can be differentiated in an inner and an outer sphere. This differentiation and a stronger focus on cultural practice – in contrast to selected cultural features – can be made valid for the archaeological study of past migrations.

Innovation is another key concept in the archaeological agenda, and one of the basic reasons for culture change. It again is a loose and not well integrated concept in archaeological research. With the example of two modern technical devices (video tape, motor car) it is argued that innovation is not a process that solely can be understood out of technological reasoning. Innovation can only be understood and studied as semiotically and socially shaped cultural process.

R. Bernbeck, Flexible Lebens- und Wissensformen: Die Halaf-Tradition Nordmesopotamiens (Flexible lifeways and dynamic forms of knowledge: the Halaf tradition in Northern Mesopotamia)

In this paper I investigate the relationship between knowledge transfer and social mobility. Two types of knowledge, embodied and discursive, are discussed in terms of their potential to be traced in the (pre-)historic archaeological record. I then proceed to analyze a particular regional context from the Halaf period (early 6th mill. BCE in Northern Mesopotamia) and argue that a complex system of mid-term mobility was in place that led small groups to shift their habitation approximately once every generation, while making smaller moves in the shorter term. Settlements can be divided into small camps, a main category of “focal sites” with a population size of a few dozen people, and larger “modular sites” where populations from several focal sites would gather, although once again only in a mid-term temporal range but not in the long run. I call this a system of “multisited communities”. I am interested in the possibilities for a lateral transfer of knowledge in such a system and suggest that this was possible in the smallest camp sites and the large modular settlements, but less so at the focal sites. However, the types of knowledge transferred laterally in the smallest and largest sites of such a system were not the same, as duration of stay deeply influences the potential for knowledge transfers. I end my paper with a cautionary note: Halafian multisited communities can be described as rhizomorphic. It could well be that not only habitation patterns, but also Halafian knowledge itself was rhizomorphic. In this case, the dichotomy of discursive and practical knowledge which underlies my entire argument might be in need of re-evaluation.

S. Pollock, *The Circulation of People and Knowledge in Uruk Mesopotamia* (Die Zirkulation von Menschen und Wissen im urukzeitlichen Mesopotamien)

In den Altertumswissenschaften wird Wissenstransfer kaum je explizit als Problem angesprochen. Doch bieten Theorien über die Aneignung und Verbreitung von Wissen, die in den Sozialwissenschaften entwickelt wurden, Möglichkeiten, verschiedene Formen von Wissen und darunter auch die Bedingungen zu unterscheiden, unter denen diese möglicherweise transferiert wurden. Anhand regionaler Siedlungsdaten aus Südmesopotamien untersuche ich demographische Änderungen und Möglichkeiten verschiedener Arten der Wissenszirkulation während der Uruk-Zeit (4. Jt. v. Chr.) im Rahmen früher Staats- und Stadtentwicklung. Meiner Auffassung nach schuf die geringe Siedlungsbeständigkeit und hohe demographische Volatilität im Gebiet um die Stadt Uruk in der späten Uruk-Zeit Bedingungen, die für die Vermittlung sowohl von verkörpertem als auch von diskursivem Wissen günstig waren. Die größere Stabilität der Nippur-Adab-Region hingegen eröffnete weniger Möglichkeiten für die Zirkulation von verkörpertem Wissen.

E. Cancik-Kirschbaum, *Überlegungen zu Schrift, Schriftlichkeit und der 'Mobilität von Wissen' im Alten Orient* (Thoughts on writing, literacy and the 'mobility of knowledge' in the Ancient Orient)

The mobility (and mobilization) of knowledge can be seen in the ancient Near East from three different perspectives, each representing a key dimension of the movement of knowledge through space and time: (1) the distribution or dissemination of the cultural technique of writing itself as a result of processes of mobility, and (2) the role of the written text as a movable artefact, and (3) the movement of knowledge within a temporal horizon, within which texts functioned as diachronic transmitters or indices. Whether these interdependencies between mobility and artifactual form result from specific contexts of mobility, or alternatively innovations in textual form allow for new forms of mobility is the central question of this contribution. As will be seen, it is ultimately a question both of theoretical perspective and the detailed historical context of particular textual sources.

H. Wilde, *Technologie und Kommunikation: Innovationsschübe vor dem Hintergrund der Außenbeziehungen Ägyptens* (Technology and Communication: Waves of innovations, as seen against the background of foreign relations in Ancient Egypt)

During the second millenium B.C. many important technological innovations can be recognized in the East Mediterranean Region, such as advances in metallurgy, glass technology or the horse drawn chariot. The Near Eastern Bronze Age is characterized by a wide ranged network concerning military campaigns, trade and diplomacy and the transfer of

new or evolving knowledge and technology has often been connected with these interactions. From the Egyptological point of view, the so called Hyksos period (ca. 1650–1550 BC) and the expansion in the reign of Thutmose III. is strongly connected with mobility, the movement or deportation of people, craftspeople and knowledge.

This paper examines the role of these interactions by using textual sources to investigate the diffusion of innovations through the mobility of skilled craftspeople and compare this to the artifacts connected with the new technologies. Based on case studies this paper discusses possibilities and restrictions concerning the interpretation of technological transfer in ancient times.

A.-B. Renger, *Mobilität und Migration im Mittelmeerraum: Zur mythotopographischen Erzähl- und Erinnerungskultur der Griechen am Beispiel der Familie der Europa* (Mobility and Migration in the Mediterranean. On mythotopography – telling and remembering – in the culture of the Greeks: the family of Europa as example)

This essay explores the significance of the mythical heroine Europa for cultural memory in ancient Greece and modern Europe. Early Greek sources make reference to several women named Europa, only one of them being the daughter of Agenor or Phoinix, whom Zeus in the form of a bull abducted from Phoenicia to Crete. In the 5th century BC, the diverse ‘Europa’ figures merged, to be identified with the Phoenician princess. This narrative of abduction was ultimately read as a foundation myth of Europe, although Herodotus had already drawn attention to the lack of a causal connection between the heroine and the continent supposedly named after her. Only her cultural significance, as a widely traveled migrant and a figure of importance in a family network of eponymous founders, seems capable of accounting for the persistence of this dubious connection between Europe and Europa.

Genealogies linked Europa with many other heroes and heroines as the canonization process developed. The mythical family bonds thus forged came to be seen as objective biological facts, which served both to consolidate local identities and to affirm a Pan-Hellenic identity in an era when inner and outer boundaries – identity and alterity within individual poleis and across the entire region – had to be negotiated in consequence of migration, colonization, and warfare. Other members of Europa’s family, such as Kadmos, Io, and her sons, were likewise construed as protagonists within a mythotopographical space of identity formation, and they too exemplify the type of the itinerant founder of interconnected communities. While these myths are essentially fictional constructions, which may or may not reflect historical processes, they still constituted and shaped real communities through the cultural practice of remembering and storytelling. The high degree of mobility and the dense genealogical network in the narratives of Europa and her family allowed many different communities to lay claim to these stories, and to create new myths and cults, interpretations and evaluations of local as well as regional and Pan-Hellenic significance. The

complex foundation myths surrounding Europa helped to define cultural and ethnic space shaped by migration and the dialectics of unity and plurality. As such, these myths remain relevant to Europe today.

K. P. Hofmann, Hogbacks – Zeugnisse akkultrierter Migranten? ('Hogbacks' – evidence for acculturated migrants?)

Various theories concerning cultural change underpin the Humanities and the Social Sciences. Currently, one of the most widely accepted models within German prehistoric archaeology revolves around the concept of acculturation, a term originally developed in the fields of sociology and cultural anthropology. However, the application of this explanatory model of cultural change to a set of specific historical circumstances is accompanied by certain limitations. Firstly, the holistic concept of culture employed within this particular notion may provide the incorrect assumption of the existence of a series of hermetically sealed entities. Secondly cultural exchange is a permanent ongoing phenomenon. Finally, there is an underlying bias of Eurocentric unilaterality. Identity, when examined from the perspective of being both complex and referential, provides for the avoidance of this idea of unaffected, airtight 'units'. Situations of contact with foreigners appear as the only contexts that can be reasonably investigated, with mobility therein held as a base premise. Historicity can be more suitably explained for example by the application of Urs Bitterli's (1986; 1991) classification of culture contacts or through innovation-theoretical considerations. The application of Ortiz's (1940) concept of *transculturation* teamed with the inclusion of approaches founded in post-colonial studies can preclude seemingly one-sided investigations.

After such modification, the concept of acculturation better satisfies current requirements. By way of illustration it is to be applied here to the archaeological find category of *hogbacks*, house-shaped stone monuments of the Viking Age with convex sides and occasionally end-beasts found in Great Britain and interpreted as grave stones. Already, James T. Lang in his publication "The Hogback. A Viking Colonial Monument" (1984) has pointed to their relevance as sources for the Scandinavian colonisation of the British Islands. A total of 144 of these stones have been preserved, yet their original find contexts are unknown. Beside their spatial localisation, their other mutually interrelated components – technical execution, shape, ornamentation and iconography – are significant for their interpretation. Against the background of the historically and archaeologically recorded relations between the British Islands and Scandinavia, stylistic analysis of the *hogbacks* enables them to be construed as material expressions of migration. They likely originated during the establishment of Norwegian immigrants in Yorkshire, Northeast of Britain, after they had been driven out of Ireland in the second quarter of the 10th century. The stone sculptures thus dispersed in Ireland and the British Islands are mostly unknown in Scandinavia. Furthermore, Scandinavian, Anglican and Irish elements are united into a

new art style in their ornamentation. Therefore, the *hogbacks* are to be seen as resulting from a process of acculturation. Being a mental innovation, they could have been used as a means of locating one's own identity as well as a way of legitimating power in the confrontation with other groups.

C. Dreher, Die Diffusion von Innovationen über Zeit und Raum. Ein Überblick zu Ansätzen der Diffusionsforschung und evolutionären Innovationsökonomie (The Diffusion of Innovations over Time and in Space - An Overview on Diffusion Models and Approaches of Evolutionary Innovation Economics)

This paper presents the most important findings, determinants and models of the generation and diffusion of innovation. Mansfield's classical work on economic models of innovation diffusion is regarded as an information-based approach. According to Mansfield's model the speed of information dissemination and the magnitude of the stimulus due to different profitability determine the diffusion over time. The ProBit approaches by contrast are based on the notion of adopters with heterogeneous properties who – complete information provided – come to a rational decision of adoption due to their individual characteristics and the effects of cost degression. Both models have in common that they allow emulating the empirically verifiable S-curves.

These approaches characterized the empirical research in the 1970s and 1980s. On the one hand, the focus was set on parameters concerning “state-of-the-art” of technology like complexity, divisibility, the testability and compatibility with existing structures. On the other hand, different behavior patterns of the companies were examined. In the center of the analysis were parameters like decision structures, strategies, involved people, funding possibilities, etc.

This dichotomic modeling could not be solved in neoclassical theory. But Schumpeter offers a new direction with the concept of evolutionary economies by abandoning the equilibrium assumption and emphasizing dynamics as an essential element. Search processes, however, are not only coincidental – they can also happen systematically. A differentiation can be made between an individualistic-behavioristic school and an institutional-historic direction. The former explains dynamics on the basis of the properties of the individuals involved or behavioral differences of organizations while the latter examines the behavior of systems and the interaction of actors and their environments. The micro-economic foundation of Dosi was pivotal. Learning processes evolve from technological knowledge and are shaped by socio-economic factors. Dosi calls the paradigms, which establish technological trajectories. Though selection processes of a dominant design emerges and create a technological path.

In addition, Lundvall describes the actors and networks which shape innovations as “innovation systems” which can be distinguished into national, regional and sectoral systems.

These approaches act as a bridge to socio-cultural and historic research. Here, findings to application contexts are as important as the profitability or the economic benefit of the innovation itself. It remains to be discussed, to what extent these explaining approaches can be of use for archeology and if the contextual knowledge can be identified ex-post.

Autorinnen und Autoren

Dr. des. Heike Wilde
c/o Ägyptologisches Institut
Marstallhof 4
D-69117 Heidelberg

Prof. Dr. Ute Luig
Freie Universität Berlin
Institut für Ethnologie
Landoltweg 9–11
D-14195 Berlin
E-Mail: luig@zedat.fu-berlin.de

Prof. Dr. Almut-Barbara Renger
Freie Universität Berlin
Institut für Religionswissenschaft
Goßlerstr. 2–4
D-14195 Berlin
E-Mail: renger@zedat.fu-berlin.de

Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfram Schier
Freie Universität Berlin
Institut für Prähistorische Archäologie
Altensteinstr. 15
D-14195 Berlin
E-Mail: wschier@zedat.fu-berlin.de

Prof. Dr. Eva Cancik-Kirschbaum
Freie Universität Berlin
Institut für Altorientalistik
Hüttenweg 7
D-14195 Berlin
E-Mail: altorsek@zedat.fu-berlin.de

Prof. Dr. Reinhard Bernbeck
Freie Universität Berlin
Institut für Vorderasiatische Archäologie
Hüttenweg 7
D-14195 Berlin
E-Mail: rbernbec@zedat.fu-berlin.de

Prof. Dr. Susan Pollock
Freie Universität Berlin
Institut für Vorderasiatische Archäologie
Hüttenweg 7
D-14195 Berlin
E-Mail: s.pollock@fu-berlin.de

Dr. Kerstin P. Hofmann
Deutsches Archäologisches Institut
Zentrale Berlin
Topoi Building Dahlem
Hittorfstraße 18
14195 Berlin
E-Mail: kerstin.hofmann@topoi.org

Prof. Dr. rer. pol. Carsten Dreher
Freie Universität Berlin
Fachbereich Wirtschaftswissenschaften
Boltzmannstr. 20
D-14195 Berlin
E-Mail: carsten.dreher@fu-berlin.de

Dr. Stefan Burmeister
Museum und Park Kalkriese
Venner Straße 69
D-49565 Bramsche-Kalkriese
E-Mail: burmeister@kalkriese-varusschlacht.de